

XPERTEN 3



Die Parakämpfer

Roman

Hermann Maurer

freya

H. Maurer
Xperten 3
Die Parahämpfer

H. Maurer

Xperten 3 Die Parakämpfer

freya
VERLAG

ISBN 3-902134-61-5
© 2004 freya verlag
Alle Rechte vorbehalten
Layout: Wolf Ruzicka
Umschlag: Wolfgang Fettik
printed in Austria
www.freya.at www.icm.edu/XPERTEN

Vorwort

Dieses Buch – »Xperten 3: Die Parakämpfer« – ist ein in sich abgeschlossener Roman in der »Xperten-Reihe«.

Diese Reihe ist eine Sammlung von vielen in sich verzahnten Romanen, bei der die einzelnen Bände von verschiedenen Autorenkombinationen verfasst sind, sich aber stets mit Themen wie Parapsychologie und Informatik und denselben Personen (wie zum Beispiel Marcus und Maria als Zentralfiguren) beschäftigen.

Das »Rückgrat« der Reihe sind die Bände 1, 2, 3 usw., die ich schreibe und die auch im Stil einheitlich sind: eine Mischung von Parapsychologie, zukünftiger Informations-Technologie, Science-Fiction, verwoben mit Abenteuer-, Reiseschilderungen und ein bisschen Sex. Die anderen Bände sind über die Personen, Daten und Ereignisse verzahnt, aber ihr Stil kann ganz anders sein: Das hängt von den Autoren ab! Nur Band 0 ist eine Ausnahme, denn er ist eine Sammlung von Kurzgeschichten, von denen einige Themen in den Romanen aufgegriffen werden. Mehr zu den Bänden in der Xperten-Reihe im Nachwort!

Alle Handlungen, Ereignisse und Personen in diesem Roman sind frei erfunden. Auch faktische oder geografische Aussagen entsprechen nicht immer in der gebrachten Form der Wirklichkeit oder Wahrheit. Dennoch lehnen sich viele – vor allem geografische – Details und Schilderungen an die Wirklichkeit an, wie ich sie oder andere Autoren erlebt haben, aber vielleicht schon vor einiger Zeit!

Der Obertitel der Romanserie »Xperten« wurde gewählt, weil alle Autoren Experten in irgendeinem Gebiet sind. Die immer wieder verwendete Vorsilbe »para« bedeutet nach Brockhaus »von der Norm abweichend« und sagt damit sehr deutlich, dass sich die Bücher mit Themen beschäftigen, die über den heutigen Horizont hinausgehen, von »übernatürlichen Fähigkeiten« bis hin zu neuen (oder auch noch gar nicht entdeckten) naturwissenschaftlichen Phänomenen. Dass in meinen Bänden die Computertechnologie eine große Rolle spielt, möge man mir verzeihen.

Bitte schreiben Sie mir, was Ihnen gefallen hat und was nicht: hmaurer@iicm.edu, oder: Prof. Dr. H. Maurer, IICM, TU Graz, Inffeldgasse 16c, A-8010 Graz/Österreich.

Viel Spaß beim Lesen!
Herzlichst Ihr H. Maurer
Graz, Herbst 2003

PS und Danksagungen:

Eine erste Version dieses Romans wurde im Herbst 2003 an mehrere »Testleser« gesandt mit der Bitte um Anmerkungen und Kritik, vor allem was Konsistenz und Inhalt anbelangt. Ich bedanke mich für die vielen wertvollen Anregungen, die dadurch zum Teil noch in die vorliegende Version eingeflossen sind, wobei ich naturgemäß nur das verwertete, was mir sinnvoll und möglich erschien. Alle Fehler und Inkonsistenzen sind allein mir vorzuwerfen.

Ich schulde diesmal besonders großen Dank Christoph Albert, Ulli Dieter und Günter Schreier für zahlreiche Verbesserungsvorschläge, Peter Lechner, Lisa Maurer und Thorsten Ries für wertvolle Anregungen, Kai Poppe für die Hilfe bei Recherchen und Lydia Grünzweig sowie anderen Freunden für ihre moralische Unterstützung.

1. Der zweite Atomkrieg

Dezember 2019

Die Wirkung der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki 1945 haben die Welt mehr als 74 Jahre abgehalten, Nuklearwaffen gegen Menschen einzusetzen. Diese Zurückhaltung geht offenbar zu Ende.

Im Mai 2019 hat der Bürgerkrieg in dem indischen Bundesstaat »Jammu and Kashmir« einen neuen Höhepunkt erreicht. Jammu and Kashmir ist der einzige der 28 indischen Bundesstaaten mit einer deutlichen islamischen Mehrheit: Hier sind fast zwei Drittel der Bevölkerung Muslims, während in den anderen Bundesstaaten Hindus dominieren. Seit fast 20 Jahren verstärkt sich der Druck fundamentalistischer Hindus (im Widerspruch zur staatlichen Religionspolitik), einen direkten Einfluss auf die Gesetzgebung zu erhalten. Durch die gleichzeitige Ausbreitung des fundamentalistischen Islams haben sich die Konflikte in Jammu and Kashmir immer mehr zugespitzt.

Es besteht zudem kein Zweifel, dass Pakistan die Unruhen unterstützt. Die Grenze zwischen Indien und Pakistan ist seit Juni 2019 wieder geschlossen, die diplomatischen Beziehungen sind eingefroren und ein weiterer Krieg liegt in der Luft: Pakistan scheint nur so lange warten zu wollen, bis die islamischen Aufständischen Kashmir weitgehend unter Kontrolle haben. Trotz des massiven militärischen Einsatzes durch die indische Zentralregierung kann dies nicht mehr ausgeschlossen werden.

8. Dezember 2019, 8:00 (Delhi-Zeit)

Der indische Premierminister Arun Vajassa betritt müde und mit Sorgen sein Büro in Delhi, seine Nachtruhe war durch beunruhigende Telefonate gestört. Die nun auf seinem Schreibtisch liegenden Berichte bestätigen, was zu befürchten war: Seiner Regierung droht die Kontrolle über Jammu and Kashmir zu entgleiten.

Der Spielraum für vernünftige Lösungen engt sich immer mehr ein. Vajassas Versuche in den letzten Wochen, die UNO oder eine der Großmächte als Vermittler zwischen Indien und Pakistan zu gewinnen, sind gescheitert, weil der »Bürgerkrieg« als interne Angelegenheit Indiens gesehen wird, nicht wie frühere offene Kriege

zwischen Pakistan und Indien um Kashmir. Mit Sorgen erinnert sich Vajassa an die Kashmir-Konferenz vor zwei Jahren als letzten internationalen Versuch diesen Konflikt¹ zu lösen, an die unter vier Augen geäußerten Worte des heute noch Pakistan regierenden Generals Ibn Muhammed Yussin bei dieser Kashmir-Konferenz: »Wir haben in sechs Kashmir-Kriegen nicht die Eroberung Kashmirs erreicht; aber wenn unsere islamischen Brüder je in Kashmir an die Macht kommen und uns um Hilfe bitten, dann werden wir kommen. Und wir werden keine Gegenwehr Indiens akzeptieren, dafür werden unsere Atomraketen, die wir auf die größten indischen Städte richten, sorgen.«

In den letzten zwei Jahren haben Indien und Pakistan ihre Atomwaffenarsenale trotz internationaler Proteste massiv aufgebaut.

¹ Verursacht wurde das Kashmir-Problem durch die Teilung Indiens 1947: Die Zwei-Staaten-Theorie (aus der durch die Abspaltung von Bangladesh später drei wurden) hatte trotz Umsiedlung von zehn Millionen Hindus und Moslems und Millionen von Toten nie zu einer klaren Trennung nach Religionsgruppen geführt. Vielmehr leitete sie eine zunehmende religiöse Radikalisierung ein, zu der es sonst in diesem Ausmaß kaum gekommen wäre. Die Idee einer Volksabstimmung über eine Vereinigung des indischen Kashmir mit Pakistan war nie realistisch: Zahlenmäßig würde sich dabei stets eine Mehrheit für Pakistan ergeben, aber die dann folgende Unterdrückung der fünf Millionen Hindus würde zu blutiger Rache an den in Indien lebenden 100 Millionen Muslims führen. Auch China würde wieder seine Ansprüche anmelden. Schließlich eroberte China 1962 mit Aksai Chin nur einen Teil des beanspruchten Gebietes und gibt sich bis heute nicht mit der 1963 erfolgten Abtretung nur eines Teils der »Northern Areas« durch Pakistan zufrieden. Von diesem Gebiet wurde übrigens der Siachen Gletscher erst 1984 von Indien besetzt. Seit 35 Jahren kommt es dort, in 6.000 m Seehöhe, immer wieder zu Gefechten – am höchstgelegenen Kriegsort der Welt!

Eine einfache Lösung für Kashmir gibt es nicht. Der offensichtlichste Zugang von Pakistan in das Hochbecken von Kashmir verläuft über das Tal des Jhelum, von Indien aus kann Kashmir nur über den Banihal erreicht werden, der allerdings trotz der riesigen Schneemengen im Winter durch den 2.000 m hoch gelegenen Tunnel immer befahrbar ist. Auch die Bevölkerungsverteilung zeigt die Problematik: Im indischen Kashmir sind Srinagar (die Sommerhauptstadt) mit zirka einer Million Einwohner und Jammu (die Winterhauptstadt) mit immerhin 250.000 Menschen überhaupt nicht vergleichbar mit Gilgit mit weniger als 10.000 Menschen im pakistanisch verwalteten Teil von Kashmir. Dazu kommt, dass der Kampf um Kashmir auch ein »Stellvertreterkampf« zwischen den Staaten Indien und Pakistan wurde: Mit Kashmir beherrscht man einen gewaltigen Teil der Süßwasservorräte Südostasiens. Und schließlich gilt Srinagar mit seinem See und den berühmten schwimmenden Gärten und Hausbooten (weil kein Nicht-Indier dort Land besitzen darf) so sehr als indische Attraktion, dass Indien sie kaum aufgeben kann. Ferner steht Indien seinem großen Nachbarn China, der Pakistan traditionell unterstützt, mit Misstrauen gegenüber.

Wird General Yussin seine Warnung gegebenenfalls wahr machen? An einer atomaren »Erstschlagsdoktrin« hat Pakistan ja seit den ersten Tests 1988 festgehalten!

Vajassa schreckt von seinen Gedanken auf, als es an seiner Tür klopf und seine Sekretärin andeutet, dass der Generalstab seit einiger Zeit versammelt sei. Vajassa blickt auf seine Uhr: Es ist 9:20 ... Er hat mehr als eine Stunde über der Situation gebrütet und seine Generäle, die mit neuen Informationen und Vorschlägen gekommen sind, nun schon zwanzig Minuten warten lassen.

Der Premierminister eilt in den Konferenzraum zur morgendlichen Besprechung. Von Anfang an ist klar, dass heute eine besondere Spannung im Raum liegt. Der General der Luftwaffe (dem auch die Atomwaffen und Raketen unterstellt sind) fasst die Lage zusammen: »Es gibt leider hauptsächlich schlechte Nachrichten. Die bedrohlichste Neuigkeit ist, dass Pakistan ein von uns unerwartet großes Lager an Atomraketen in seinem Testgelände in der Nähe von Dalbandin im nördlichen Belutschistan in die uns bekannten zwei gehärteten Abschuss-Silos überstellt hat: Einer liegt nicht weit von Dalbandin, der andere südwestlich der Hauptstadt Islamabad. Wir müssen davon ausgehen, dass Pakistan damit die Möglichkeit hat, mit einem Schlag alle indischen Millionenstädte auszulöschen, von Bombay angefangen. Damit könnten fast 200 Millionen Inder in einem Erstschlag getötet werden. De facto wäre das durch die radioaktive Verseuchung und den Zusammenbruch jeder Infrastruktur das Ende unseres Landes.«

Vajassa bleibt gefasst: »Im Prinzip wissen wir, dass dies seit einiger Zeit mehr oder minder so ist, wenn auch nicht ganz in dem Ausmaß, in dem Sie es beschreiben. Wie ist die Situation in Kashmir?«

»Schlimm. Wir haben Jammu and Kashmir nur noch in unmittelbarer Umgebung unserer Garnisonen unter Kontrolle. An der ‚Line of Control‘, der Waffenstillstandslinie mit Pakistan, wurden massive pakistanische Verbände zusammengezogen, darunter fast 2.000 Kampfpanzer und 280.000 Mann Truppen. Wir haben dem vergleichsweise wenig entgegensetzen, allerdings haben wir an der Südgrenze von Jammu and Kashmir fast 30 % unserer Gesamtstreitkräfte stehen. Ein direkter Einmarsch über die allmähliche Aufstockung unserer Kräfte in Kashmir hinaus führt aber unvermeidlich zu einer riesigen Auseinandersetzung. Wir wissen, dass

die Widerstandskämpfer die Sprengung von Brücken und anderen strategischen Einrichtungen sorgfältig vorbereitet haben. Nach neuesten Nachrichten sind fast 800.000 Hindus in den letzten Tagen inhaftiert wurden, sodass die islamische Mehrheit, auch wenn sie sich nicht zur Gänze zum Aufstand bekennt, in Wahrheit dahinter steht. Die Aufständischen haben inzwischen den Radiosender in Srinagar übernommen. Sie rufen nicht nur zu weiterem Widerstand auf, sondern haben Pakistan offiziell um Hilfe gebeten und Pakistan scheint sich auf einen Einmarsch vorzubereiten.«

Nun ist Vajassa doch bleich geworden. Er erinnert sich zu gut an die Worte des pakistanischen Generals: Pakistanische Streitkräfte werden also in Kashmir einrücken! Die indischen Streitkräfte in Jammu and Kashmir werden dagegen nicht bestehen können. Aber kann Jammu and Kashmir kampfflos aufgegeben werden? Dies ist kaum denkbar: Die dort lebenden Hindus würden vernichtet werden. Die Hindus im »Restindien« würden sich an den über 100 Millionen Muslims in ihrem Lande rächen. Und ob dann nicht andere islamische Mächte wie etwa Iran eingreifen würden, steht in den Sternen.

Jammu and Kashmir muss also verteidigt werden und Indien wird dabei siegen! Die Überlegenheit seiner Gesamtstreitkräfte gegenüber jenen von Pakistan garantiert dafür. Alle Bestrebungen Pakistans aufzurüsten, um Indien gleichwertig zu werden, hatten nie eine Chance gehabt, denn es galt einen wirtschaftlich mehr als fünffach stärkeren Gegner einzuholen. Dies ist Vajassa genauso bewusst wie dem pakistanischen Präsidenten und General Yussin. Darum hat dieser ja gedroht, die Städte Indiens in »atomare Geiselnhaft« zu nehmen.

Die Mitglieder des Generalstabs blicken abwartend auf Vajassa: Sie ahnen, vor welcher Entscheidung er steht. Vajassa atmet nach uralten Regeln bewusst sieben Mal tief durch, bevor er wieder spricht: »Es bleibt uns nichts übrig. Unser Land ist in tödlicher Gefahr. Wir müssen die Atomwaffen in Pakistan ausschalten.« Ein Raunen geht durch das Konferenzzimmer: Die Folgen sind klar.

»Wir werden von unserem Atomwaffenstützpunkt Chandipur an der Küste des ostindischen Bundesstaates Orissa durch Langstreckenraketen mit kleinen atomaren Sprengköpfen die beiden Raketensilos in Pakistan ausschalten. Wann ist dies frühestens möglich?«

Der zuständige General R. Rao antwortet ohne zu zögern: »Ein Abschuss auf die genannten Ziele von Chandipur aus benötigt ab jetzt zirka drei Stunden. Das heißt, 14 Uhr wäre denkbar. Von unserem Stützpunkt in der Wüste Thar in der Nähe der pakistanischen Grenze ginge es noch rascher.«

»Der Stützpunkt Thar ist mir zu gefährdet. Es könnte sein, dass Pakistan bereits Vorbereitungen trifft ihn zu neutralisieren, während wir hier sitzen. Mit der Ostküste hat Pakistan dagegen sehr viel größere Probleme, da sie wenige und nur ungenaue Mittelstreckenraketen besitzen, wie wir alle wissen, und keine Bomber so weit senden können.« Alle nicken: Dieses Argument wurde schon öfter diskutiert.

Vajassa fährt fort: »Bereiten Sie also die Zerstörung der pakistanischen Atomraketensilos vor. Verwenden Sie Aufschlagzünder, um eine möglichst geringe Zerstörung und atomare Belastung der Umgebung zu erreichen: Es geht uns nicht um einen Vernichtungsschlag gegen Pakistan, sondern nur um die Ausschaltung der Atomraketen. General Rao und ich werden kurz nach 14 Uhr zusammen die Atomraketen über die Hochsicherheitsverbindung von hier aus aktivieren. Bei aller Eile müssen wir vermeiden, dass Pakistan von unseren Plänen für den Erstschlag erfährt, denn sonst schlagen sie natürlich selbst als Erste los.«

Trotz dieser letzten Warnung ist es Vajassa klar, dass die Abschussvorbereitungen in Kürze nicht nur Pakistan, sondern auch anderen Ländern bekannt sein werden. Es wird ein Wettlauf mit der Zeit. Wenn Yussin seine Drohung wahr macht und auf die großen indischen Städte einen Hagel von Atombomben loslässt, bevor ihm diese Möglichkeit genommen wird, kann das nicht nur das Ende des Subkontinents Indien sein. Der atomare Fallout bedroht dann die ganze Welt.

8. Dezember 2019, 11:00 (Islamabad-Zeit)

Der pakistanische Präsident, General Ibn Muhammed Yussin, sitzt zu dieser Zeit am selben Tag mit seinem Generalstab im bombensicheren Kriegsraum in Islamabad und geht noch einmal die Invasionspläne zur Eroberung von Kashmir durch. General Massuda stürzt herein: »Die Inder öffnen die Raketensilos an der Ostküste Indiens und treffen Abschussvorbereitungen.« »Ist das sicher?«, erkundigt sich General Yussin, setzt aber gleich fort: »Und ist es ve-

rifiziert, dass an keinen anderen Stellen in Indien Abschussvorbereitungen getroffen werden?« Die Berichte der Agenten sind eindeutig: Was immer Indien vorhat, es ist kein Großangriff, aber sehr wohl einer mit atomaren Waffen.

Yussin ist entsetzt. Er hatte immer damit gerechnet, dass seine Drohung vor zwei Jahren an den Premierminister Vajassa genügen würde, diesen vor zu extremen Handlungen zurückzuhalten und dass dieser daher auch die Eroberung Kashmirs hinnehmen würde. Er hat sich geirrt! Aber er durchschaut die Pläne der Inder sofort: Diese wollen »nur« gezielt seine Atomwaffen ausschalten und dann in einem konventionellen Krieg Jammu and Kashmir verteidigen; dies wäre auf Grund ihrer Kampfstärke mit Sicherheit erfolgreich.

Yussin denkt keinen Augenblick daran nachzugeben: Noch könnte er einen Atomschlag Indiens verhindern, indem er die Invasion Kashmirs aufgibt, sofort Vajassa über Verbündete kontaktiert und dem seit Jahren in der Schublade liegenden ausgehandelten Atomabrüstungsvertrag zwischen Pakistan und Indien zustimmt. Aber hieße das nicht sein Gesicht zu verlieren? Ohne Zögern stellt Yussin daher die Weichen für die größte Katastrophe in der Geschichte der Menschheit:

»Wir sind nicht in der Lage, den geplanten Atomüberfall Indiens zu verhindern. Er wird aber unsere Erzfeinde teuer zu stehen kommen. Ich befehle, alle verfügbaren Atomraketen auf Ziele in Indien zu programmieren, die großen Städte vorrangig. Je nach Sprengkraft sind die Bomben so einzustellen, dass sie in optimaler Höhe über dem Boden explodieren, um eine möglichst große Fläche zu zerstören. Wann können sie starten?«

»Wir sind vorbereitet. Die ersten Atomraketen können bereits um 13:30 Uhr abgeschossen werden. Allerdings ... Werden dann die Inder nicht auch mit aller Macht zurückschlagen?«

»Ich denke nicht, wenn wir das Land sofort und total vernichten. Wir werden jedoch durch unser blitzartiges Vorgehen so viele der Befehlshaber töten, dass Indien keine Atomraketen mehr starten kann: Die Schwächlinge in Indien haben ja wie etwa die USA vorgesehen, dass Atomraketen nur von zwei Personen zusammen gestartet werden können.«

Die Generalstabsitzung wird unterbrochen, der Angriffsplan eingeleitet. Selbst die Generäle können ein Schaudern nicht unter-

drücken: Auch wenn die Rechnung Yussins aufgeht, sie morden Hunderte Millionen Zivilisten. Der radioaktive Fallout wird sogar ihre eigenen Familien und die ganze Welt verseuchen - wie im Schreckensszenario des Romans »On the Beach« von Nevil Shute.

Die Vorbereitungen der Inder bleiben auch vielen anderen Ländern nicht verborgen. Niemand außerhalb Indiens und Pakistans ahnt allerdings, dass die Welt vor ihrem Untergang steht, dass die Raketen von beiden Seiten gleichzeitig abgefeuert werden sollen, denn 13:30 Uhr in Islamabad entspricht 14 Uhr in Delhi!

Die Großmächte, die den bisherigen Verlauf der Auseinandersetzung um Kashmir als eine mehr in einer langen Reihe von vorhergehenden gesehen hatten, beginnen das Ausmaß der Gefahr zu erkennen. Kommunikationsleitungen laufen heiß, der Druck auf Indien und Pakistan ist enorm. Doch bald wird klar, dass Pakistan nicht zurückweichen wird und dass unter diesen Umständen das indische Vorgehen eines begrenzten Präventivschlags von einigen Regierungen mit einem gewissen Verständnis, ja sogar als Hoffnung gesehen wird.

Selbst Neuseeland greift ein. Auf einem ungewöhnlichen Weg kontaktiert die Premierministerin einen Mann in Pakistan: »Der Notfall tritt ein. In Indien aktiviert man Chandipur, in Pakistan beide großen Abschussbasen. Sind die Vorbereitungen dafür getroffen?«

Die Antwort kommt fast gereizt: »Abgesehen von den bekannten Unsicherheitsfaktoren: Ja. Und wir kennen auch die Zeit der geplanten Abschüsse. Hoffen wir das Beste.«

Die PM bedankt sich bei der Vermittlungsstelle auf Great Barrier Island, auf einer Insel vor Auckland: Es ist in Neuseeland inzwischen später Abend und sie weiß, es wird eine lange Nacht werden. Sie hat nun Telefongespräche mit den USA, mit Russland und mit China vor sich und wird die Regierungen dort durch ihren Optimismus verblüffen.

8. Dezember 2019, 14:00, Delhi

General R. Rao berichtet dem indischen Premierminister Arun Vajassa: »In Chandipur wurden die Vorbereitungen gerade beendet. Wir können die Startsequenz einleiten.« Rao gibt zuerst seinen Code ein, dann auch Vajassa nach kurzem Zögern: »Es ist das erste Mal

seit über 74 Jahren, dass wir Atomwaffen - wenn auch sehr gezielt - einsetzen und dabei Menschen töten werden. Ich habe mich vor einer solchen Entscheidung immer gefürchtet. Nun bleibt nur zu hoffen, dass unsere Raketen die pakistanischen zerstören, bevor diese abgefeuert werden. Wie Sie wissen, plant Pakistan offenbar einen Vernichtungsschlag gegen uns.«

Rao nickt Vajassa müde zu. Beide wissen nicht, dass fast gleichzeitig General Yassin die Startsequenz für Hunderte von Atomraketen in Pakistan eingeleitet hat und sie mit ihrem »Präventivschlag« zu spät kommen.

8. Dezember 2019, 14:02 (Delhi-Zeit), Chandipur

Zwanzig Atomraketen stehen auf dem Atomwaffenstützpunkt Chandipur im ostindischen Bundesstaat Orissa auf den Betonsockeln, die aus den Silos herausgehoben wurden. Das Kontrollzentrum ist mehrere hundert Meter in Richtung Meer. Die Startsequenz für den Abschuss der Raketen hat begonnen: In knapp drei Minuten wird die erste abheben.

Aber was ist das? Hinter den Raketen, in 500 m Entfernung hinter einem mehrfachen, mit Wachtürmen abgesicherten Stacheldrahtzaun grasen im »Niemandland« Tausende von (heiligen) Kühen. Als wären sie alle von einem plötzlichen Wahnsinn befallen, stürzen sie auf die Zaunabsperungen: Die ersten Kühe fallen verletzt und blutend zu Boden, doch Hunderte schieben sich nach, von allen Richtungen strömen weitere heran. Die Posten auf den Wachtürmen, auf Grund der speziellen Aufgabe ausgewählte Hindus, stehen nicht nur vor einem Rätsel, sondern sehen sich außerstande einzugreifen: Sie können doch nicht auf die heiligen Tiere schießen! Während der kommandierende Gopal Tilak in der Zentrale noch verblüfft zu den heranstürmenden Kühen und Raketen blickt, krachen plötzlich Hunderte Krähen mit ungewöhnlicher Gewalt gegen die Fensterscheiben: Einige fallen tot zu Boden, andere durchbrechen die Scheiben, dringen in den Kontrollraum ein.

Die gesamte Tierwelt scheint außer Rand und Band zu sein: Hinter den Krähen folgen Schwärme von Wespen und attackieren die überrumpelte Bedienungsmannschaft. Einige Soldaten brechen nach Dutzenden Stichen zusammen. Gopal Tilak versucht verzweifelt, die Posten bei den Wachtürmen telefonisch zu erreichen und

sie aufzufordern, auf die Kühe zu schießen. Aber die Telefonverbindung ist abgebrochen: Zu seinem Entsetzen merkt er, dass Mäuse, Ratten und andere Nager in noch nie gesehener Zahl wie verzweifelt alles zerbeißen, was nach Kabel aussieht.

Mit Mühe kämpft sich Gopal zu einer noch intakten Fensterscheibe durch und sieht das Unfassbare: Unzählige Vögel fliegen in die Ansaugstutzen der Raketen! Immer mehr Kühe stürmen laut brüllend auf die Raketen zu und mit Todesverachtung in diese mit gesenkten Hörnern hinein. Die 50 m hohen Raketen scheinen zunächst dem Ansturm gewachsen: Doch der Berg toter und verletzter Kühe ist kein Hindernis für die nachrückenden: Immer mehr stürmen über die toten Körper auf die Raketen los, alle wie auf Kommando aus derselben Richtung! Während das Chaos in der Zentrale immer größer wird und kaum mehr ein Gerät betriebsfähig ist, beginnt sich die erste Atomrakete unter dem Ansturm der Kühe zu neigen: Das Gyroskop, das die Rakete beim Flug stabilisiert, erkennt die ungewöhnliche Situation und deaktiviert den Zünder für die Atombombe (diese Vorrichtung ist eigentlich gedacht, um eine Explosion am falschen Ort zu verhindern), bevor die Rakete krachend umstürzt. Mit aufgerissenen Augen sehen Gopal und seine Soldaten, wie Rakete nach Rakete von den Kühen gekippt wird und mit deaktivierten Bomben umstürzt.

»Die heiligen Kühe wollen keinen Atomkrieg«, ruft einer der Hindus ehrfürchtig, als der Tierspuk zu Ende geht. Betroffen schauen sich alle an: Haben hier die Götter eingegriffen?

Im Nebenraum läutet das rote Telefon aus Delhi: Man hat dort inzwischen durch Bilder eines tief fliegenden Satelliten erkannt, dass der Start der Atomraketen nicht planmäßig verlief.

»Was ist los?«, brüllt General R. Rao ins Telefon, während Vajassa neben ihm steht. »Ich weiß es nicht«, antwortet Gopal, »aber wieso auch immer, Tausende wild gewordene Kühe haben die Abschussplattformen gestürmt und die Raketen umgeworfen, wobei die Atombomben deaktiviert wurden. Einer meiner Offiziere meint, das sei ein Fingerzeig der Hindugötter, dass wir Menschen nicht mit Atomwaffen kämpfen sollen.«

»Wann können Sie die Raketen jetzt starten?«, herrscht der General Rao Gopal an. »Das ist zurzeit völlig unklar. Aber sicher nicht vor einigen Tagen.«

Rao legt das Telefon langsam auf und sieht Arun Vajassa an. »Sollen wir nun die Raketen in unseren Silos in der Wüste Thar bei Jodhpur aktivieren?«

Vajassa schüttelt den Kopf. »Ob das nun ein Fingerzeig Gottes war oder nicht, hier geschieht etwas Ungewöhnliches. Versuchen Sie mit allen Mitteln herauszufinden, wie sich die Situation in Kashmir und in Pakistan entwickelt.« In Innersten hat er eine ganz schwache Hoffnung, dass die PM von Neuseeland, die er vor kurzen besuchte, tatsächlich in der Lage war, in die Auseinandersetzung einzugreifen.

Im abschwellenden Tumult um die Atomwaffenbasis Chandipur/Orissa bemerkt niemand die winzigen Drohnen, unbemannte Flugzeuge nicht größer als Kolibris, die das Geschehen beobachteten. Die Bilder und Geräusche, die sie liefern, werden mit Spannung von Klaus Baumgartner, Sandra und Stephan beobachtet: Schließlich klopft der ältere Klaus dem Teenager begeistert auf die Schultern: »Du hast es geschafft, Stephan, du hast wirklich mit deiner Parabegabung Tiere zu beeinflussen den Abschuss von 20 Atomraketen verhindert.« »Ja«, kommentiert Sandra, Klaus' Frau, »und der Trick mit den heiligen Kühen war genial: Ich habe durch meine emotiopathischen Fähigkeiten, mit denen ich Gefühle lesen kann, zweierlei beobachtet: Erstens, die Posten auf den Wachtürmen wussten einfach nicht, was sie tun sollten. Als gläubigen Hindus widerstrebte es ihnen zutiefst, auf heilige Kühe zu schießen. Und zweitens, vielleicht noch wichtiger: Weil die Raketen letztlich durch diese heiligen Tiere unschädlich gemacht wurden, glaubt jetzt die Mannschaft, dass sozusagen die Götter keinen Atomkrieg wollen. Keiner denkt im Moment daran, dass etwas anderes im Spiel gewesen sein könnte.«

Klaus wird wieder nüchterner: »Wir haben unsere Aufgabe hier erfüllt, durch dich, Stephan. Nun wird es aber Zeit, dass wir uns um die anderen kümmern. Als Paraspäher beunruhigt es mich doch sehr, dass ich von anderen Paraaktivitäten, die wir vorher in Indien und Pakistan verfolgten, hier nichts merken konnte. Diese Personen konzentrieren sich offenbar zurzeit woanders, und ich befürchte in Pakistan. Hoffen wir, dass dadurch die Aktionen von Barry, vor allem aber von deinen Eltern und deiner Schwester nicht gefährdet sind. Wir haben auch mit unserem Moller800 mehr als eine Stunde Flugzeit.«

Während sie sich auf den Weg machen, hakt Stephan beim Moller800 noch einmal nach: »Klaus, wie hast du es eigentlich geschafft, dieses Fluggerät zu bekommen und sogar nach Indien einzuschmuggeln?«

Klaus schmunzelt: »Na ja, du weißt ja, dass die PM von Neuseeland an deinem Vater Marcus einen Narren gefressen hat« - als er das Stirnrunzeln von Stephan sieht, korrigiert er sich - »ich meine an unserer Gruppe von Parabegabten, die von Marcus geleitet wird, einen Narren gefressen hat. Sie hat ihm ja seinerzeit ermöglicht, dass er eine Fluggenehmigung für den Moeller600, das erste ernst zu nehmende Modell eines senkrecht startenden und landenden fliegenden Autos in Neuseeland bekam. Da wir doch einige Werbung für das Fahrzeug machten, wurde es endlich zumindest für Rettungseinsätze auch in den USA zugelassen. Mit diesem Bonus ist es uns gelungen, diese Sonderanfertigung Moller800 - übrigens nicht sehr billig - zu erhalten: Damit können wir nun 2,5 Tonnen Nutzlast (typisch etwa 15 Personen und etwas Gepäck) mit mehr als Schallgeschwindigkeit befördern und wie bei allen Moller-Modellen senkrecht starten und landen. Und weil wir eine ‚Stealth‘-Beschichtung haben, sind wir kaum durch Radar zu entdecken.« »Ich hoffe, das reicht, dass wir die stark patrouillierte Grenze zwischen Indien und Pakistan zweimal ungefährdet überqueren können«, sagt Klaus, aber schon fast nur zu sich.

Stephan will wie immer alles wissen: »Unser Einsatz hier ist offenbar sehr wichtig. Wieso sind dann Aroha und Herbert in unserer Siedlung auf Great Barrier Island geblieben?«

»Das solltest du doch eigentlich wissen: Erstens war es nicht klar, was Herbert als Paraverlangsamer hier konkret helfen kann, und zweitens gab es die Idee, dass wir über den Mindcaller, der ihn und Aroha ja zusammengeführt hat (siehe »Xperten 1.2: Der Mindcaller« und »Xperten 2.2: Para-Experimente«), eine absolut sichere und nicht abhörbare Verbindung mit der PM in Neuseeland zur Verfügung haben. Du weißt ja: Wenn Herbert und Aroha einen Menschen sympathisch finden, können sie mit diesem durch den Mindcaller telepathisch kommunizieren, ja zwei solche Personen sogar kurzschließen.«

»Drum frage ich ja auch«, meint Stephan, »wir könnten doch auf diesem Weg jederzeit mit meinen Eltern oder auch Barry und seiner

Freundin Kontakt aufnehmen, oder?« Klaus nickt: »Im Prinzip ja. Aber jede solche ‚Direktschaltung‘ kostet Aroha und Herbert sehr viel Kraft, die noch dazu mit den Entfernungen der verbundenen Personen multipliziert wird.«

Stephan blickt fragend.

Klaus seufzt: »Willst du das wirklich verstehen?« Stephan nickt entschieden. Also gibt Klaus nach: »Gut, nur ein kurzes Beispiel: Nimmt die PM von Wellington aus eine Direktschaltung über Aroha/Herbert zu Marcus vor, so ist sie von Great Barrier Island 500 km, von Marcus (in Pakistan) zirka 10.000 km entfernt, die Belastung ist daher 500 mal 10.000, also 5 Millionen irgendwas. Verwenden wir aber Aroha/Herbert für eine Direktschaltung, so sind wir und Marcus je zirka 10.000 km von ihnen entfernt, die Belastung ist also 10.000 mal 10.000, das ist 100 Millionen, also 20 Mal mehr als die andere! Klar?«

»Ja«, gähnt Stephan. Vielleicht interessiert ihn Mathematik doch nicht so stark, denkt er, bevor er einschläft. Klaus ist froh darüber. Seine Frau Sandra lehnt sich zärtlich an ihn. Sie diskutieren liebevoll, aber auch besorgt, was noch auf sie zukommt. Freilich, noch bereuen sie es nicht, dass sie sich zu dieser Mission von der PM in Neuseeland überreden haben lassen.

8. Dezember 2019, 13:30, Islamabad und Atomwaffenstützpunkt südlich davon

Während General Rao und Premierminister Vajassa in Delhi den Befehl zum Beginn der Startsequenz für die Atomraketen als »Präventivschlag« geben, befiehlt der pakistanische Präsident Yussin den totalen atomaren Krieg gegen Indien: In beiden pakistanischen Stützpunkten, in denen die Raketen bereits auf die Zielstädte programmiert sind, beginnt der fünfminütige Countdown.

Zur selben Zeit liegt Barry, der Paradoppelgänger (siehe »Xperten 2: Der Paradoppelgänger«), auf einem Bett in der neuseeländischen Botschaft in Islamabad: Das Botschaftspersonal hat den strengsten Befehl, diesen Mann in seinem Zimmer in keiner Weise zu stören, und Barry hat Tür und Fenster zusätzlich sehr sorgfältig verriegelt. Nicht einmal der Botschafter kennt die genauen Gründe für all das Getue. Aber die PM hat ihm klar gemacht, dass Barry eine sehr spezielle Person ist, jede Unterstützung ohne Rückfrage zu bekommen

hat und im Übrigen nun ein bis zwei Tage ganz ruhig in einem Zimmer verbringen muss.

Barry liegt also in diesem Zimmer. Aber seine wie er selbst aussehende Projektion ist schon seit 15 Minuten nicht mehr dort, sondern im südwestlich gelegenen Atomwaffenstützpunkt, von dem aus eine tödliche Ladung von Hunderten Atombomben auf große indische Städte mit Raketen abgefeuert werden soll. Seine Aufgabe ist »ganz einfach«, wie ihm sein Parafreund und Mentor Marcus erklärt hat: Der Abschuss der Raketen muss verhindert werden. Para-Barry (also die Projektion von Barry) »materialisiert« sich wie geplant in einer großen unterirdischen Halle, in die man normalerweise nur nach Dutzenden Biomerkmalsprüfungen hineingelangen kann. Seine Aufgabe ist insofern einfach, als die gesamte Anlage durch ein Computer-System auf Windows-Basis aus dem Jahr 2008 in einem Raum neben der Halle gesteuert wird, von einem System also, das man durch Computerviren noch leicht unschädlich machen kann. Einen solchen Virus hat das Computerteam der Paragruppe Marcus in Auckland vorbereitet: Angeblich muss Barry nur die präparierte DVD in einen PC stecken, auf einige Fragen des Computers (Prompts) einfache Antworten eintippen und wieder verschwinden. Von außen ist eine solche Manipulation des Systems durch so genannte »Firewalls« unmöglich, ein am Zentralserverring angeschlossener Computer ist aber in diesem Stadium der Entwicklung der Informationstechnologie noch sehr anfällig, freilich im Normalfall durch die physikalischen Sicherungen praktisch unzugänglich. Genau diese Sicherungen kann aber Barry problemlos umgehen.

Sollte dennoch etwas daneben gehen, findet sich in der Lagerhalle eine große Menge konventionellen Sprengstoffs, die nur entzündet werden muss und bei ihrer Explosion den Computerkomplex und damit die gesamte Kommunikation und Steuerung der Raketen lahm legen würde.

Barry sucht zunächst das beschriebene Sprengstoffdepot. Er findet es problemlos und legt eine kurze Zündschnur: Mehr als dies und ein paar Zündhölzer kann er bei seinen »Parasprüngen« trotz aller Bemühungen nicht mitnehmen. Fast ist er versucht, die Zündschnur einfach zu zünden und zu verschwinden. Er weiß, dass er damit den Abschuss der Raketen verhindert, doch würde er damit Hunderte Menschen in der Anlage töten. Dies will er, wie sein

»Chef« Marcus auch ausdrücklich betonte, wenn irgendwie möglich verhindern.

Barry geht vorsichtig auf eine Tür zu, hinter der sich nach der Beschreibung ein Raum mit meist unbeaufsichtigten Computern, die aber ans zentrale Netz angeschlossen sind, befindet. Die Tür ist erwartungsgemäß geschlossen. Er materialisiert sich auf der anderen Seite der Tür durch den üblichen Trick: Er zieht sich in seinen (200 km entfernten) echten Körper in der Botschaft zurück und projiziert sich dann an die gewünschte Stelle. Der Raum ist leer, aber mehrere Computer sind in Betrieb. Es geht alles fast zu einfach: Er legt die mitgebrachte DVD ein, tippt auf einige Aufforderungen die notwendigen Antworten, erhält die Meldung »Please wait, your commands are being processed« und fühlt sich bereits in Sicherheit. Da öffnet sich plötzlich eine andere Tür. Der hereintretende Pakistaner reagiert beeindruckend schnell: Er zieht seine Waffe und schießt auf Barry und auf den Computer mit der DVD. Dessen Schirm zerplatzt mit einem Knall, Rauch steigt auf ... und Barry hat keine Ahnung, ob nun das Virus gestartet wurde oder nicht.

Weitere Pakistani dringen ein, Barry hat keine Wahl als schnell in seinen Körper in der Botschaft zurückzukehren. Seine Uhr zeigt inzwischen 13:31: Wenn sein Virus nicht aktiviert wurde, werden in Kürze tödliche Atombomben gestartet. So sendet er also seinen Paradoppelgänger nochmals in die unterirdische Halle mit der vorbereiteten Zündschnur. Bevor er Feuer legt, hört er über einen Lautsprecher den Countdown: »Noch 2 Minuten 30 Sekunden bis zum Start der Raketen.« Er zögert einen Augenblick. Da kommt plötzlich aus dem Lautsprecher die vertraute Stimme einer Frau der Paragruppe in Neuseeland: »Dies ist kein Countdown für einen Raketenstart, sondern der Countdown für einen großen Flop. Es wird hier nichts abgefeuert. Das verbiete ich im Namen Allahs. Und Explosionen sind auch nicht mehr notwendig, Barry.« Barry kennt sich aus: Das Virus wirkt. Sein Parakörper vereinigt sich mit seinem wirklichen in der neuseeländischen Botschaft in Islamabad.

So genau Barry weiß, was geschehen ist, so groß ist die Verwirrung im Kontrollzentrum des Atomstützpunktes. Die Experten verstehen rasch, dass hier auf unerklärliche Weise ein zerstörerisches Programm eingeschleust wurde. Aber die vorgesetzten Militärs wollen es nicht wahrhaben, dass der Abschuss nicht stattfinden

kann. Erst als allmählich alle Lichter ausgehen und sich selbst keine Tür mehr öffnen lässt, wird klar, dass hier ein Feind (natürlich die Inder!) mit neuen Methoden zugeschlagen hat.

Für den pakistanischen General Yussin ist die Situation besonders frustrierend: Es dauert Stunden, bis er überhaupt erfährt, was geschehen ist.

Es ist gut, dass Barry nicht weiß, dass einige der Computertechniker irrtümlich als Saboteure einen Tag später ohne viel Federlesen hingerichtet werden.

Barry, zurück in der Botschaft, überrascht alle, dass er nur so kurze Zeit in seinem Zimmer verbrachte. Mit Proviant, guten Landkarten, in Landestracht gekleidet und mit einem guten, aber klapprig aussehenden Lkw macht sich Barry auf nach Norden zu der Stelle, wo der Moller800 alle Mitglieder der Gruppe aufnehmen soll. Er freut sich auf das Wiedertreffen mit den anderen. Ohne es sich eingestehen zu wollen, macht er sich auch Sorgen um seine Frau Monika, die wegen ihrer Parabegabung - sie kann einmal gesehene Personen »orten« - bei dem Team Marcus ist. Sie weiß, dass sich Adler von der PPU (Para-Psychologischen Unit der EU in Brüssel) »in der Nähe« befindet. Die PPU hat sich immer wieder als Gefahr für die Paragruppe um Marcus erwiesen und es wurde beschlossen, möglichst viel über sie herauszufinden und sie wenn möglich unschädlich zu machen. Es macht alle Mitglieder der Paragruppe um Marcus und die neuseeländische PM unruhig, dass sich die PPU in Indien und Pakistan engagiert. Was mag dahinter stecken?

8. Dezember 2019, 13:30 (Islamabad-Zeit), Atomwaffenstützpunkt im nördlichen Pakistan, Belutschistan

Auch hier läuft die Startfolge für den Abschuss der Atomraketen gegen Indien und soll durch eine Paragruppe aus Neuseeland unterbrochen und der Atomkrieg verhindert werden.

Das Team ist hier besonders groß. Das liegt daran, dass man Stephan mit Baumgartner und Sandra die Verhinderung der indischen Raketen problemlos zutraute und Barry durch seine Parafähigkeit von Islamabad aus leicht operieren konnte, wobei durch genaue Pläne der dortigen Anlage das Risiko gering erschien. Hier in der Nähe von Dalbandin, einer gottverlassenen Kleinstadt in Belutschistan, sind die Voraussetzungen nicht so günstig. Zwar besteht das

Team aus mächtigen Paratalenten: aus dem Telekineten Marcus, der mit seinen »Pseudohänden« auch auf mehrere hundert Meter durch feste Stoffe greifen, nur durch Gedanken Objekte bewegen oder mit Macht schleudern kann und der durch Veränderung seiner subjektiven Geschwindigkeit immer wieder für sich punktet; aus seiner Frau Maria, die als Paraseherin durch feste Materialien sieht, aber auch ihre Augen als Fernrohr oder Mikroskop einzusetzen vermag; aus deren Tochter Lena, die als Parascout spürt, wenn andere Paratalente in der Nähe sind; aus Cynthia, die Menschen Zeitspannen bis zu einer halben Stunde vergessen lassen kann, sowie aus der schon erwähnten Monika.

Das Problem besteht aber nicht nur darin, dass es gar nicht einfach ist, unentdeckt in die Nähe des Atomwaffenstützpunktes zu kommen, sondern dass dieser in einem Umkreis von mehr als einem Kilometer hermetisch abgeschirmt ist, das heißt jenseits jener Reichweite, die Marcus mit seinen Pseudohänden beherrscht.

Es scheint daher nur eine vernünftige Vorgehensweise zu geben: Maria wird die Anlage durch ihre Augen genau erkunden und Marcus beschreiben. Marcus wird dann durch starke Beschleunigung seiner subjektiven Geschwindigkeit einen Einbruch in das Gelände vornehmen, einige Pakete traditionellen Sprengstoffs mitnehmen, um diesen im Kontroll- und Computerzentrum detonieren zu lassen. Ansonsten wird er mit seinen Parakräften so viel Verwirrung stiften, dass auch seine Flucht wieder gelingt.

So hat man das in den letzten Tagen sorgfältig vorbereitet: Der Fluchtwagen - ein alter kleiner Lastwagen mit diversen Produkten zur Ablenkung -, der alle zum gemeinsamen Treffpunkt bringen soll, steht bereit. Marcus blickt auf die Uhr: Um genau 13:30 Uhr erhöht er seine Subjektivgeschwindigkeit auf das Zweihundertfache. Wenn er sich nun mit knapp tausend Stundenkilometern bewegt, ist er für normale Augen fast unsichtbar. Als die Warnanlagen in der Peripherie des Atomwaffenkomplexes anschlagen, hat er mit seinen Pseudohänden schon eine Bresche in den Zaun geschlagen und ist in knapp 4 Sekunden bereits bei den Hauptgebäuden. Wie ein Panzer stürmt er in das Gebäude, wobei er sich genau an die Gänge hält, die Maria als wenig begangen erspürt hat. Verschlossene Türen zerschmettert er mit seinen Pseudohänden oder mit großen Objekten, die er gegen sie schleudert. Die höchste Alarmstufe hilft

gegen den Eindringling wenig: Er ist wie ein unsichtbarer Geist, der plötzlich Bomben in das Computerzentrum schleudert, Kabel aus den Wänden reißt, Wasserrohre bricht und so schwere Kurzschlüsse auslöst, dass der Countdown abbricht. Die Atomraketen stehen fast dreihundert Meter von den Gebäuden entfernt. Marcus nimmt einen von Maria entdeckten taktischen atomaren Sprengkörper, wirft ihn in die Ansammlung der großen Atomraketen, die in einer riesigen Explosion zerbrechen, ohne dass die großen Bomben, die sie tragen, zünden. Die Höhen- bzw. Zeitzünder, von denen die Paragruppe weiß, verhindern dies. In kürzester Zeit gleicht die Anlage einem Schlachtfeld. Niemand wird später erklären können, was hier und wie es geschah. Dass dafür nur eine Person verantwortlich war, wird nie jemand vermuten.

Mit großer Erleichterung über den raschen und vollen Erfolg verlässt Marcus mit seinem Team unbehelligt Dalbandin. Es wird noch eine anstrengende Fahrt von etwa 130 km über Staubstraßen bis zum Treffpunkt mit den anderen. Ein kurzes Gespräch mit der PM über den Mindcaller bestätigt, dass alle drei Teile der Paragruppe erfolgreich waren und die Atom-Arsenale von Pakistan schwer beschädigt wurden. Die PM gratuliert Marcus und erwartet ihn bald nach der Rückkehr nach Neuseeland, sobald sie den »Stützpunkt« in Sarnath (in Nordindien in der Nähe von Varanasi) aufgelöst haben.

Als Monika ihnen mitteilt, dass sie Adler ortet, der sich inzwischen weit weg, vermutlich in Europa befindet, ist die Freude groß: Auch die Gefahr durch die PPU scheint geringer gewesen zu sein als angenommen.

Ihre Erleichterung währt aber keine halbe Stunde.

2. Der schwarze Nachmittag

8. Dezember 2019, Nachmittag

Klaus, Sandra und Stephan nähern sich im Moller800 allmählich der indisch-pakistanischen Grenze. Klaus weiß, dass ihm nun eine gefährliche Zeit bevorsteht: Er darf beim Überschreiten der Grenze nicht entdeckt werden.

Barry hat mit seinem Lastwagen den vereinbarten Treffpunkt nördlich von Islamabad fast erreicht. Er rastet sich in seinem Wagen gut versteckt hinter Büschen unter einem schattigen Überhang aus, bis er Funkverbindung mit den anderen haben wird.

Marcus und seine Freunde sitzen schläfrig im Auto, das Marcus über die holprige Piste steuert. Maria sitzt neben ihm, Monika direkt hinter ihm, daneben Cynthia, die sich bisher recht überflüssig vor kommt. Lena liegt hinter der zweiten Sitzreihe auf der Ladefläche auf einer Decke, neben ihr zur Tarnung einiges Werkzeug, Gemüse, ein Reserverad und der Wagenheber. Sie hat ihr kleines Heftchen aufgeschlagen, das sie immer verwendet, um wie in einem Tagebuch hin und wieder Notizen einzutragen. Der Wagen rüttelt so stark, dass sie nur ab und zu ein paar Buchstaben schreiben kann.

Noch sind es 80 km bis zum Treffpunkt. Da alle landesüblich gekleidet sind, die Frauen tief verschleiert und Marcus auf dunkel geschminkt, erwarten sie außer der unangenehmen Hitze keine großen Probleme. An einer Stelle geht es rechts neben der Straße senkrecht in die Tiefe und kein Gelände sichert die Stelle. Bei der Herfahrt ist Marcus das gar nicht so aufgefallen, da er näher am Hang fuhr. »Wenn da jemand hinunterstürzt, gibt es kein Überleben.« Er fährt sehr vorsichtig. Als er die Stelle hinter sich hat, beschließt er, über den Mindcaller Aroha und Herbert zu verständigen, dass bei allen bisher alles gut läuft, und er bittet Klaus, Barry und auch die PM davon zu informieren. Dabei erzählt er ihnen auch von dem grässlichen Straßenstück, das er gerade passiert hat.

Als Marcus eine der nächsten engen Kurven umrundet, schreit Lena plötzlich laut auf: »Achtung, Papa, hier sind Parabegabte! Einer davon ist ganz gefährlich und böse, noch schlimmer als seinerzeit die Brodlyn-Zwillinge« (siehe »Xperten 2: Der Paradoppelgänger«). Alle schrecken hoch. Vor ihnen auf der Straße stehen drei Männer: ein hochgewachsener, dunkler Pakistani, ein schwächlicher

Bursche, der wie ein Südinder aussieht, und ein mittelgroßer grin-sender Europäer. Marcus und Maria erkennen ihn sofort: Das ist Justo, jener Telekinetiker, der zwar bei weitem nicht an die Fähigkeiten von Marcus herankommt, der aber schon vor über zehn Jahren Klaus Baumgartner als Chef der PPU ablöste (siehe »Xperten 2: Der Paradoxgänger«) und der aus noch immer nicht ganz klaren Gründen einen tödlichen Hass auf Marcus und seine Gruppe hat.

Marcus ist durch den Einsatz gegen das Atomwaffenzentrum erschöpft und reagiert zu langsam. Maria, die schneller erfasst, wor-um es geht, gelingt es nicht mehr, Marcus rechtzeitig zu warnen. Der hochgewachsene Pakistani, Tata Musharaf, ein Super-Hypnotiseur, lässt seine Augen über die Wageninsassen gleiten, die dadurch zu willenlosen und bewegungslosen Gebilden erstarren. Marcus hält gegen seinen Willen den Wagen an.

Lena – im hinteren Teil des Wagens – übersieht Tata Musharaf. Aber sie fühlt trotzdem den Schwall von lähmender, negativer Paraenergie, der von Tata ausgeht. Sie kann ihren Körper nicht bewegen, hat furchtbare Angst und das Gefühl, dass sie hier kaum entkommen können. Mit größter Anstrengung kritzelt sie in ihr Heftchen: »Wenn ich sterbe, streut meine Asche bei Varanasi in den Ganges ...«

Weiter kommt sie nicht, da offenbar der kleine Inder neben Tata diesen auf Lena aufmerksam macht. Der Inder ist einer der Trümpfe Justos, ein Paraspäher, der erkannt hat, dass sich fünf und nicht vier Parabegabungen im Auto befinden. Und nun nimmt auch Tata Lena wahr, die sich wie die anderen überhaupt nicht mehr bewegen kann.

Justo tritt näher an das Auto und ruft triumphierend: »Also habe ich dich doch noch besiegt, Marcus, und offenbar einige deiner Freunde wie Maria, die mich ja auch kennt. Ihr habt mich immer unterschätzt. Ich bin kein so toller Telekinet wie du, Marcus, aber ich kann viele Dinge, die du nicht kannst. Die Frau von Klaus Baumgartner habe ich verführt und dann seine Freundin Greta. Ich kann jede Frau verführen, die ich will ... Vielleicht nehme ich mir noch Maria vor. Aber zuerst musst du ein für alle Mal unschädlich gemacht werden. Sie dort« – er zeigt auf Monika – »werden nun Marcus töten ... Tata, bitte, du bist dran.«

Tata blickt Monika an: »Du lässt dir jetzt von dem Mädchen hinter dir den Wagenheber geben.« Lena will sich wehren, doch ihre

Muskeln versagen ihren Dienst, sie muss den Wagenheber Monika reichen, ihr psychischer Widerstand reicht nicht aus, sich gegen den Befehl zu wehren.

»Gut, und nun Monika, zeig, wie stark du bist. Du erschlägst jetzt Marcus mit dem Wagenheber.« Monika verzerrt ihr Gesicht. Sie will den Befehl nicht befolgen. Doch Tata ist stärker als sie: Als willenloses Geschöpf dieses Super-Hypnotiseurs lässt sie wieder und wieder den Wagenheber auf den Kopf und die Schultern von Marcus niedersausen, bis dieser blutüberströmt zusammenbricht. Monika hat bei jedem Schlag im letzten Moment alle ihre psychische Energie aufgewendet, um den Schlag etwas zu mildern ... Oder bildet sie sich das nur ein? Tata und der kleine Inder werfen den leblosen Körper auf die Ladefläche des Autos neben Lena, fesseln Lena brutal und schmerzhaft, verkleben ihr den Mund. Sie binden sie an eine Wand des Lasters. Sie setzen Maria an die Lenkung des Autos, nachdem sie auch Cynthia und Monika gefesselt und geknebelt haben.

Und nun konzentriert sich Tata auf Befehl von Justo ganz auf Maria: »Du fährst jetzt ruhig weiter. Bei der nächsten Kurve nach links, wo du eine Brücke überquerst, und sich rechts ein herrlicher Blick in den Abgrund auftut, fährst du mit 50 Stundenkilometern mit der linken Vorderseite des Autos in den rechten Brückenpfeiler wodurch du leider getötet wirst und das Auto nach rechts in die Schlucht abstürzt. Dein Ziel ist, dass es wie ein Unfall aussehen muss. Alles klar?«

Maria wiederholt alles wie verlangt. Sie versteht die Ungeheuerlichkeit, die man von ihr verlangt und ist doch außerstande sich gegen den Befehl zu wehren. Ganz im Hinterkopf spürt sie etwas wie unglaubliche Mengen von Tränen, wie Litaneien von Vergebungen an Klaus Baumgartner, der sie immer wieder beschworen hat, sich mehr darauf vorzubereiten, bösen Parabegabungen zu begegnen und doch zumindest den Apparat zu verwenden, den er anlässlich der Brodlyn-Affäre (siehe »Xperten 2: Der Paradoppelgänger«) entwickelte. Alles zu spät!

Justo genießt seinen Sieg. »Maria, wenn nicht Marcus schon tot wäre, dann würde ich jetzt dafür sorgen, dass du mich bittest dich zu lieben und dass du nackt zu mir kommen würdest, vor Marcus und allen, die bei dir sind, um mich anzuflehen dich zu erhören. Aber so macht es nur den halben Spaß und es wird auch Zeit, dass

ich den Flug von Delhi nach Brüssel erwische. Na, du hast ja ohnehin genug vor dir.«

Justo redet kurz auf Tata ein, der noch einmal sicherstellt, dass Maria sich in der nächsten Zeit nicht aus dem hypnotischen Befehl befreien kann. Dann geht er mit seinen Begleitern zu einem Geländewagen. Sie fahren langsam in Richtung Dalbandin zurück. Justo lehnt sich noch einmal aus dem Fenster und ruft: »Viel Spaß.«

Das ist das hypnotische Schlüsselwort, denn Maria kann jetzt nicht anders als das Auto zu starten und loszufahren. Sie ist in einem unbeschreiblichen Zustand: Sie weiß, was sie tut, dass sie dies nicht tun darf, und doch ist ihr die Kontrolle über ihren Körper und ihre Sinnesorgane entzogen. Als sie die große Linkskurve mit der Brücke sieht, steigert sie gegen ihren Willen das Tempo, fährt immer mehr nach rechts an den Abgrund heran und trifft mit der Vorderseite des Autos den rechten Brückenpfeiler. Mit allerletzter Auflehnung gegen den hypnotischen Befehl trifft sie den Pfeiler nicht ganz mit der linken Seite des Autos, sondern schon ein bisschen mehr mit der Mitte: Der Lkw wird dadurch massiv abgebremst und der leblose Körper von Marcus herausgeschleudert. Erst dann neigt sich der Wagen nach rechts, stürzt aber, weil der Schwung verloren ist, nicht in die Schlucht hinunter, sondern bleibt an der Seite zwischen zwei großen Pinien hängen. Maria ist nicht angegurtet. Sie schlägt mit dem Kopf auf das hochstehende Lenkrad und verliert das Bewusstsein. Monika und Lena, die links sitzen, sind tödlich verletzt, Cynthia rollt auf Monika, deren Körper ihren Aufprall lindert. Aber sie ist, wie auch die leblose Lena und Monika, gefesselt und der Wagen beginnt zu brennen.

Marcus ist schwer verletzt, bewusstlos, aber nicht tot. Weil er aus dem Auto geschleudert wurde, liegt er am Abgrund, aber noch auf der Straße und nimmt plötzlich wieder einen Bruchteil seiner Umgebung wahr. Er versteht nicht, warum er hier auf der Straße liegt. Er kann sich nicht bewegen, seine Beine sind mehrfach gebrochen, eine Rippe scheint in seine Lunge zu stechen, sein Oberarm ist grotesk abgeknickt. Aber er sieht das Auto mit den leblosen Körpern unter sich, ja es scheint, als würde sich Cynthia sogar bewegen! Er erkennt Maria zusammengebrochen am Lenkrad und ein verschnürtes Bündel – Lena. Er versucht seine Subjektivgeschwindigkeit maximal zu erhöhen, doch es gelingt kaum. Ohne Überlegung,

von Liebe oder Instinkt getrieben, greift er mit seinen Pseudoarmen nach Maria, reißt sie aus dem Fahrersitz und deponiert sie unsanft neben sich auf der Straße. Wellen von Schmerz überrollen ihn, drohen ihn wieder in Bewusstlosigkeit zu versenken, aber da ist noch Lena! Mit übermenschlicher Anstrengung zerreißt er ihre Fesseln, hebt sie hoch und legt sie neben Maria.

Ruhe und Schlaf sind alles, was er will. Aber er darf nicht aufgeben. Er zerbricht die Fesseln von Monika und Cynthia. Cynthia klettert durch die Flammen selbst aus dem Auto und zur Straße. Marcus registriert nur, dass Monika das nicht tut. Mit einem Schmerzenschrei, den nur Cynthia wahrnimmt und der sie so erschüttert, dass sie nie mehr ganz von Marcus loskommen wird, packt Marcus Monika und hebt sie aus dem brennenden Auto, versinkt aber in tiefer Ohnmacht, bevor Monika in Sicherheit ist. Sie stürzt nur einen Meter vor Cynthia auf den Abhang, rollt auf Cynthia zu und droht sie beide in den Abgrund zu reißen. Doch Cynthia hat die Zähigkeit einer echten Salzburgerin. Sie hält sich fest, bremst den Fall von Monika und schafft es mit größter Anstrengung sich selbst und Monika auf die Straße hinaufzubringen. Was sie hier sieht, gleicht einer Katastrophe: Lena und Monika sind – soweit sie es sehen kann – tot und auch Marcus hat böse Kopf- und Schulterwunden; Maria liegt regungslos. Cynthia ist zwar verzweifelt, aber verliert nicht den Kopf: Sie kontaktiert in vereinbarter Weise telepathisch Aroha und Herbert. Ihre Lageschilderung ist kurz, aber eines ist klar: Der Moller800 muss hierher kommen.

Aroha und Herbert erreichen sofort Klaus Baumgartner. Dieser hat zu seiner angenehmen Überraschung die Grenze nach Pakistan problemlos und unbemerkt überquert (glaubt er jedenfalls) und setzt eine kurze Nachricht an Barry ab, dass er sich um zwei Stunden verspäten wird, weil es in Belutschistan einen Zwischenfall gegeben hat.

Barry ist mehr als verärgert: Wo er sich befindet, liegt fast am Weg. Es wäre viel sinnvoller ihn zuerst zu holen, weil seine Parafähigkeiten vielleicht zur Rettung der anderen wesentlich beitragen könnten. Aber es gelingt Barry nicht, nochmals mit Klaus in Kontakt zu treten. Es vergehen unruhige Stunden, bis er von den anderen aufgenommen wird.

Inzwischen fliegt Baumgartner zu der ominösen Stelle, die von Cynthia beschrieben wurde. Er landet ohne Probleme, doch was

er vorfindet, ist schlimmer als alle Erwartungen: Nur Cynthia ist weitgehend unverletzt; Marcus lebt, ist aber am Oberkörper und am Kopf schwer verletzt, ist nur ab und zu und inkohärent ansprechbar. Maria hat eine schwere Gehirnerschütterung, vielleicht sogar ein ernstes Schädeltrauma und scheint in einem Koma zu sein. Lena und Monika sind tot. Stephan, der seine Schwester Lena tot sieht und seine Eltern in Lebensgefahr, bricht weinend zusammen. Dann aber fängt er sich plötzlich und fragt Cynthia nach allen Details in einer Intensität aus, die diese kaum aushält. Aber auch Klaus und Sandra können Stephan nicht stoppen, bis er alles zu wissen glaubt. Dann wird er auf einmal schweigsam und unansprechbar.

Klaus und Sandra versorgen Marcus und Maria, so gut sie können. Sie wagen sich an Stephan kaum heran, der in eine Art Starre verfallen ist und auf nichts zu reagieren scheint. Plötzlich seufzt er tief auf, ein Strom Tränen bricht aus seinen Augen und er schluchzt immer wieder: »Lena, liebe Lena, warum bist du gestorben?« Behutsam versuchen Klaus und Sandra Stephan in den Moller zu bringen, in dem in Schlafsäcken (etwas Besseres war nicht vorhanden) die toten Körper von Monika und Lena liegen. Stephan setzt sich neben Lena und legt ihren Kopf auf seine Schenkel: Der Kopf ist bleich, aber unverletzt, der Schlafsack verbirgt den entsetzlich zertrümmerten Körper des Mädchens. Cynthia setzt sich neben Stephan, legt ihren Arm um den unter Tränen bebenden Stephan.

Es bleibt Klaus nicht erspart, nun Barry abzuholen und zu konfrontieren. Dieser weiß noch nichts vom Tod seiner Frau Monika. Als Barry Monika tot sieht, steht er zunächst wie versteinert, bis eine Flut von Vorwürfen aus ihm herausbricht: »Ich wollte nie, dass sie sich von mir trennt. Ihr habt mich nicht abgeholt, wo ich sie vielleicht noch hätte retten können. Und wieso hat Marcus Maria gerettet, aber nicht Monika?«

Es ist allen klar, dass Barry zu diesem Zeitpunkt nicht wirklich zurechnungsfähig ist, und doch verletzt jeder Vorwurf. Als Klaus ohne Unterbrechung und ohne Barry aufzunehmen zur Unfallstelle flog, war Monica bereits tot. Auch Barry hätte daran nichts ändern können. Dass Monika mit Marcus und nicht mit Barry in den Einsatz ging, war vorher abgeklärt und Barry war damit einverstanden gewesen. Wenn Marcus zuerst Monika und dann Maria aus dem Wrack des Autos gerettet hätte, hätte dann Monika überlebt? Eine

schwierige Frage: Aber Monika war an inneren Verletzungen, nicht durch den Brand gestorben, also hätte eine frühere Bergung wohl kaum geholfen. Und wer könnte Marcus verübeln, dass er als Erste seine Frau rettete? Dass genau Maria Marcus den Vorwurf machen wird, sie zuerst gerettet zu haben, kann Klaus weder wissen, noch wird er den Vorwurf je ganz verstehen ...

Die Stimmung beim Aufbruch der Paragruppe ist unbeschreiblich düster. Und doch: Die Paragruppe hat eine nukleare Katastrophe verhindert, die Hunderten Millionen Menschen das Leben gekostet hätte, wenn sie nicht sogar das Überleben der Menschheit gerettet hat.

Angesichts der Zerstörung der nuklearen Waffen Pakistans hat sich Präsident General Yussin spontan bereit erklärt, die nukleare Abrüstungsvereinbarung mit Indien zu unterschreiben und die »Line of Control« als endgültige Grenze zwischen Indien und Pakistan anzuerkennen. Eine weitere Entspannung zwischen Pakistan und Indien, die aus politischen Gründen seit mehr als 60 Jahren auf den für beide Seiten profitablen Handel verzichtet haben, ist vorgehen.

Diese Entspannung kommt für die Paragruppe Marcus zu spät. Zwei Menschen sind tot und noch ist die Grenze zwischen Pakistan und Indien zu überfliegen. Entgegen der Hoffnung von Klaus, dass die erste Überquerung der Grenze nicht registriert wurde, hat die pakistanische Luftwaffe dies sehr wohl getan, war aber zu langsam, um auf den schnellen, ungewohnten und mit Radar kaum ausmachbaren Flugkörper zu reagieren. Jetzt ist sie aber vorbereitet. Schon 40 km vor der Grenze sind plötzlich zwei Kampfflugzeuge hinter dem Moller800, obwohl Klaus erwartet hatte, gerade durch die einbrechende Dunkelheit besonders sicher zu sein. Als Klaus auf die Aufforderung zu landen nicht reagiert, eröffnen die Pakistani das Feuer aus großkalibrigen Bordfeuerwaffen. Einige Kugeln treffen den Moller, ohne großen Schaden anzurichten, doch die Situation ist mehr als kritisch. Marcus ist bewusstlos und kann nicht eingreifen, die Ausweichmanöver von Klaus sind unzureichend. Da überwindet Barry seine Starre, die ihn seit dem Tod Monikas erfasst hat: Er lässt seine Paraprojektion im Cockpit eines Verfolgers auftauchen und greift dort so stark in die Steuerung ein, dass dem geschockten Piloten nur noch mit größter Mühe eine Notlandung gelingt. Barry

holt seine Paraprojektion zurück, um den Vorgang mit dem zweiten Flugzeug zu wiederholen. Aber noch bevor er dies ausführen kann, durchschlagen mehrere Kugeln schräg von unten den Moller. Durch eine Kugel wird Stephans Sitz aus der Verankerung gerissen und Stephan schlägt neben Cynthia hart mit dem Kopf auf eine Metallleiste. Mit Entsetzen sieht Cynthia, dass sich Stephan nicht mehr rührt. Gleichzeitig schlägt eine Kugel rechts vorne durch den Moller und trifft Sandra, die neben Klaus sitzt, direkt in die Stirne und zerschmettert ihren Kopf. Dass Barry inzwischen mit seiner Paraprojektion auch das zweite Flugzeug ausschaltet, scheint zwar die anderen Insassen des Mollers, der inzwischen die Grenze überflogen hat, zu retten, doch Klaus verliert durch den grässlichen und plötzlichen Tod seiner Frau Sandra die Kontrolle über sich selbst: Er ergreift verzweifelt die Hand von Sandra, noch lebenswarm, und kann seinen Blick nicht von ihrem entsetzlich entstellten Kopf abwenden. Er vergisst auf die Steuerung des Mollers, dessen Flugbahn nun gefährlich instabil wird.

Das erste Mal in ihrem Leben greift Cynthia mit ihrer Paramacht bei einem Freund ein. Sie beugt sich nach vorne, dreht mit der einen Hand den Kopf von Klaus nach vorne, löst mit der anderen seine Hand von der Hand der toten Sandra und löscht mit einem Schwall ihrer Paraenergie bei Klaus die Erinnerung an die letzten zehn Minuten. Gleichzeitig legt sie eine leichte Decke über Sandra und rückt sie zur Seite, so als wäre sie nur eingeschlafen.

Es ist gespenstisch, als Klaus erkennt, dass der Moller800 abzustürzen droht, er ihn doch wieder unter Kontrolle bekommt und dann ruhig, als hätte es die letzten Kugeln nicht gegeben, sagt: »Wir waren unter Beschuss. Es ist aber alles noch einmal gut gegangen. Allerdings werden wir jetzt sofort Delhi anfliegen, um unsere Verletzten in gute Kliniken zu bringen. Wie geht es euch allen?«

Cynthia antwortet mit stockender Stimme: »Barry und ich sind okay, Stephan und Sandra schlafen erschöpft, Marcus und Maria sind beide noch bewusstlos, doch ihr Puls ist stabil.« Barry erkennt, was Cynthia getan hat und dass sie Klaus belügen muss, damit er den Moller sicher fliegen kann.

Klaus kontaktiert nun mehrere Stellen in Neuseeland, Sarnath und Delhi. Er ist überrascht, wie viel schon für sie vorbereitet ist. Die PM in Neuseeland hat während der ganzen Aktion mitgedacht und

die Möglichkeit von Notfällen vorgesehen. Obwohl das Hauptquartier der Paragruppe in Sarnath liegt, hat sie ihren Botschafter in Neu Delhi informiert und beauftragt in der nahen Privatklinik, die auch über einen Hubschrauberlandeplatz verfügt (gut geeignet für einen Moller), Zimmer für Notaufnahmen bereitzustellen. Sie hatte immer gehofft, dass es keine Probleme geben würde. Mit Entsetzen hat sie vom Tod Lenas und Monikas erfahren und von den Verletzungen von Marcus und Maria. Sie weiß noch nichts vom Tod Sandras und der Verletzung Stephans: Dieser scheint, soweit es Cynthia beurteilen kann, »nur« eine schwere Gehirnerschütterung davongetragen zu haben. Er hat inzwischen, am Boden liegend, die Augen wieder geöffnet, doch bleibt er auf Aufforderung Cynthias ruhig liegen und versucht sich nicht aufzusetzen.

Ohne dass sie es selbst bemerkt, ist Cynthia auf einmal die Schlüsselperson in der Gruppe: Barry ist durch den Tod Monikas blockiert und Klaus Baumgartner arbeitet zwar wie immer professionell, nur hat er durch ihren Eingriff vergessen, dass Sandra tot ist. Sobald er das versteht, wird er sich unvorhersehbar benehmen. Sie sind inzwischen nahe genug bei Delhi, dass die breitbandigen drahtlosen Netze wieder erreichbar sind, Netze, die im ländlichen Indien noch immer nicht überall verwendbar sind. Sie kommuniziert nun mit ihrem e-Helfer mit dem neuseeländischen Botschafter, der sie beim indischen Oberarzt der Privatklinik, Dr. Sharma, einführt. Nun bewährt es sich, dass Cynthia Hindi gelernt hat, weil sie, ohne dass Klaus etwas versteht, genaue Anweisungen geben kann:

»Der Pilot unserer Maschine ist sich nicht bewusst, dass seine neben ihm sitzenden Frau tot ist. Er glaubt, sie schläft. Ich werde alles tun, dass dies bis zur Landung so bleibt, denn wenn er die Wahrheit erfährt ist nach den Anstrengungen des heutigen Tages alles möglich. Bitte daher den Piloten als Ersten aus der Maschine nehmen und in zwölfstündigen Tiefschlaf versetzen. Wir haben dann ein schwer verletztes Ehepaar: Er, Marcus, hat große Kopf- und Schulterwunden, mehrfache Brüche an den Armen und Beinen und vermutlich einige gebrochene Rippen. Bitte alles für die notwendigen Operationen vorbereiten. Seine Frau hat mir ihrem Kopf mehrmals gegen harte Objekte geschlagen. Sie ist wie ihr Mann bewusstlos, hat aber keine äußeren Verletzungen. Sie hat hoffentlich nur eine starke Gehirnerschütterung, möglicherweise auch ein Gehirntrau-

ma durch eine interne Blutung. Schließlich haben wir einen jungen Mann, Stephan, den Sohn der beiden, der vor einer halben Stunde mit dem Kopf auf eine Metallleiste aufgeprallt ist. Er hat neben einer starken Schwellung vermutlich eine Gehirnerschütterung, ist aber bei Bewusstsein und ansprechbar. Ein weiterer Mann, Barry, ist an sich unverletzt, steht aber unter Schock durch den Tod seiner Frau. Er benötigt dringend ein starkes Sedativ. Seine tote Frau und ein totes Mädchen haben wir in Schlafsäcke gesteckt, bitte diese unauffällig abtransportieren. Das Mädchen ist die Tochter des schwer verletzten Ehepaars. Beide sollten meiner Meinung nach noch nicht erfahren, dass ihre Tochter nicht mehr lebt. Die Frau im Kopilotensitz wurde durch einen Kopfschuss getötet, der von einem pakistanischen Jagdflugzeug auf uns abgegeben wurde. Bitte nehmen Sie sie auch unauffällig aus der Maschine, wir müssen uns überlegen, wann ihr Mann von ihrem Tod erfahren darf. Ich vermute, sobald er morgen aufwacht, wird das möglich sein. Ich selbst, Cynthia, bin die Einzige, die nicht verletzt ist, und gebe gerne weitere Auskünfte, sofern notwendig, wenn wir gelandet sind. Ansonsten bitte ich aber auch um ein Bett und ein starkes Schlafmittel. Vor zwei Tagen waren wir noch eine gut aufgelegte Gruppe von neun kerngesunden Freunden. Nun sind drei tot und mindestens zwei in kritischer Verfassung. Es ist furchtbar.«

Cynthia unterdrückt mit Mühe ein Schluchzen. Der indische Oberarzt Dr. Sharma sagt ganz ruhig: »Wir werden alles bestens vorbereiten und Sie alle so gut versorgen, wie wir können. Wir gehören zu den wenigen Menschen in Indien, die wissen, dass ihre Gruppe heute das Leben von uns allen gerettet hat.«

Cynthia schweigt verblüfft. Dann hat die PM offenbar eine ausgewählte Gruppe von Personen in das Geschehen eingeweiht, eigentlich gegen ihre Abmachungen. Aber möglicherweise notwendig, um gewisse Dinge durchzusetzen. Wie wäre es sonst möglich, dass ihr Moller800 mit minimalem Kontakt mit der Flugüberwachung und ohne großes Aufsehen einige Minuten später auf dem Dach der Privatklinik aufsetzt, wo alles so abläuft, wie sie es vorgeschlagen hat.

Als Cynthia schließlich mit dem Leiter des Spitals, Dr. Sharma, zusammenkommt, beeindruckt er sie sofort. Er ist ein relativ hellhäutiger großer Hindu, der die Hände zu einem Namaste-Gruß zusammenlegt, ihr aber dann auch nach westlicher Sitte mit einer

angenehm warmen und trockenen Hand die ihre schüttelt. Seine großen braunen Augen sehen sie traurig und wissend an. Bevor sie eine Frage stellen kann, hebt er eine Hand: »Klaus schläft. Sie sollten ihm morgen gleich, wenn er aufwacht, von seiner Frau erzählen. Er wird stark genug sein es auszuhalten. Stephan hat nur eine Beule und eine Gehirnerschütterung. Die Beule wird man einige Zeit sehen, aber ansonsten sollte er nur einige ruhige Tage einlegen, die Gehirnerschütterung wird – soweit ich das sehen kann – keine Funktionsstörungen hervorrufen. Marcus wird überleben. Er wird noch operiert und wird wochenlang Verbände und Gips tragen müssen, aber er ist nicht in Lebensgefahr. Maria hat leider einen kleinen Bluterguss im Hirn. Wenn er nicht weiterwächst, wird sie keine Probleme haben, aber noch mehrere Tage nicht voll ansprechbar sein. Sie selbst benötigen nun Ruhe. Nehmen Sie dieses Schlafmittel, Sie sollten damit neun Stunden gut und traumlos schlafen. Es steht Ihnen dann morgen Früh leider gleich die Aufgabe bevor, Klaus vorsichtig die schlimme Nachricht mitzuteilen. Mit Stephan können Sie morgen auch sprechen, vielleicht auch mit Marcus, nur fürchte ich, dass Sie Lenas Tod noch verschweigen müssen ... Vielleicht ist es am besten, wenn Sie vorgeben, dass sie zusammen mit Sandra in Sarnath ist? Okay?« Er zögert: »Es kann aber sein, dass wir Marcus aus gesundheitlichen Gründen ohnehin noch ein bis drei Tage in Tiefschlaf halten. Dann können und müssen wir ihm gleich die Wahrheit sagen.«

Cynthia nickt. Sie fühlt sich bei Dr. Sharma geborgen wie zu Hause. Sie bedankt sich bei ihm und wünscht dann gute Nacht. Sharma lächelt: »Cynthia ist auch am Ende. Sie würde sonst verstehen, dass es für mich heute keine Nacht geben wird.«

3. Die Tage danach

9.–22. Dezember 2019, Delhi, Sarnath und Varanasi

Cynthias erster Weg führt sie am nächsten Morgen zu Sharma. Cynthia begreift erst, als sie ihn sieht, dass er in der Nacht wohl kaum geschlafen hat. So müde er sein mag, er ist freundlich wie am Vorabend und hat gute Nachrichten: Es geht allen Patienten gut. Stephan wird Vorsichtshalber noch drei Tage beobachtet werden, die Operationen an Marcus sind problemlos verlaufen »und außer einigen Narben ist er in sechs Wochen wieder der Alte«. Das Blutgerinnsel im Kopf Marias beginnt zu schrumpfen, es besteht keine Gefahr mehr.

Cynthia trifft einen niedergeschlagenen Barry in der Kantine. Er hat rote Augen, schaut erbärmlich aus und redet immer nur von Monika. Auch die guten Nachrichten über die anderen Freunde helfen wenig. Da greift Cynthia zu einem Trick: »Barry, Klaus weiß noch nicht, dass Sandra tot ist. Ich werde es ihm jetzt sagen müssen. Bitte komm mit, hilf mir und versuche dann Klaus abzulenken, indem er sich damit beschäftigt, wie wir uns in Zukunft vor der gefährlichen Gruppe um Justo schützen können. Ich habe Angst, dass wir – und nicht nur wir – nach wie vor in Gefahr sind: Wir müssen diese Ungeheuer stoppen!«

Barry horcht auf: Cynthia hat Recht, sie müssen etwas unternehmen!

»Barry, wir haben noch ein Problem. Stephan schafft es nicht über den Tod Lenas hinwegzukommen und seine Eltern, die ja übrigens auch noch gar nichts davon wissen und wissen dürfen, können nicht helfen. Wir müssen uns um ihn kümmern.«

Barry nickt: »Ja, du hast Recht. Wir werden gebraucht.«

Zusammen warten sie am Bett von Klaus, bis dieser aufwacht. Dies geschieht dann sehr plötzlich: Klaus setzt sich hellwach auf und schaut sich um. »Wie komme ich hierher, ohne es bemerkt zu haben? Wie geht es unseren Freunden?«

Er sieht die tiefe Trauer in Barrys Gesicht und ergreift tröstend Barrys Hand. Da brechen bei Barry alle Dämme. Er umarmt Klaus und berichtet unter Schluchzen zuerst von Monika (was Klaus schon weiß) und dann auch von Sandra. Klaus will und kann es zunächst nicht glauben. Cynthia beichtet ihm, dass sie zehn Minuten sein

Gedächtnis löschen musste, weil sie im Begriff waren abzustürzen. Barry klagt sich selbst an, dass er zu lange mit seinen Paraprojektionen zugewartet hatte, weil er noch so unter Schock stand. »Vielleicht hätte ich die Schüsse verhindern können.«

Klaus schaut blicklos lange in die Ferne, er versucht nicht seine Tränen zu verbergen. Schließlich fasst er sich wieder etwas: »Wir haben unser Bestes gegeben. Es sind Justo und seine Gruppe, die für alles verantwortlich waren. Ohne den durch sie veranlassten Unfall hätte Marcus telekinetisch eingreifen können, egal ob du dann schneller gewesen wärest oder nicht. Wir müssen diese Gruppe unschädlich machen, das müssen wir uns schwören. Wie gehen wir dazu vor?«

Cynthia entfernt sich leise aus dem Zimmer. Sie weiß, beide werden noch lange trauern, aber sie haben jetzt wieder ein Ziel, das sie ablenken wird. Wie wird es bei Stephan sein? Vor allem fürchtet sie sich vor dem Augenblick, wenn Marcus und Maria vom Tod ihrer Tochter erfahren.

Stephan ist wohlauf und etwas beruhigt, als er hört, dass beide Eltern wieder ganz gesund sein werden. Der Tod Lenas hängt aber wie eine unsichtbare schwarze Wolke über ihm.

Oberarzt Sharma und Barry kommen gemeinsam ins Zimmer. Sharma untersucht Stephan und ist recht zufrieden: »Ich glaube wir haben dich bald wieder ganz in Ordnung. Du hast aber in der Nacht viel wirres Zeug gesprochen. Wenn es dein Kopf aushält, dann sollten wir mit einem Strategiespiel testen, ob deine Denkfähigkeit in Ordnung ist. Dein Freund Barry hat gemeint, dass das am besten mit einem Go-Spiel möglich wäre.«

Barry hat tatsächlich ein Go-Brett unter dem Arm. Go ist das Lieblingsbrettspiel von Stephan, das Barry ihm beigebracht hat, bei dem aber Stephan Barry inzwischen weit überholt hat: Er spielt schon auf vierter Dan-Stärke (also vierte Stufe Lehrer), während Barry wohl immer auf seiner Kiu-Drei-Stufe (drei Stufen unter der Lehrerstufe) bleiben wird. Go ist ein eigentümliches Spiel: Man ist dafür begabt oder nicht, fast wie bei Musik ...

Stephan will zunächst nicht spielen, doch Sharma bleibt hart: »Ist es dir wirklich lieber, wenn wir die üblichen Tests machen? Die dauern fast drei Stunden und Barry meint, er weiß schon nach einer Stunde Spiel, ob du in dieser Hinsicht okay bist oder nicht.«

Als Stephan und Barry ein Spiel beginnen, ziehen sich Sharma und Cynthia zurück. Vor der Tür lächeln sie sich verschwörerisch an: Sie haben versucht, den drei Männern wieder etwas Lebensgeist einzuhauchen.

Cynthia kann sich an diesem Tag nur zwei Dinge nicht ganz verzeihen: dass sie eigentlich froh ist, dass Marcus und Maria aus dem Genesungsschlaf den ganzen Tag nicht aufwachen ..., wohl weil Dr. Sharma eine weitere Heilung im Tiefschlaf für sinnvoll hält. Und dass sie dessen Einladung annimmt, mit ihm zum India Gate zu fahren. Er hat dort einen Privatpatienten zu besuchen. Sie schaut sich inzwischen den »indischen Triumphbogen« an, beobachtet Schlangenbeschwörer, Kunststücke von abgerichteten Äffchen, gibt ab und zu einem Kind oder einer Bettlerin einen der Zehn-Rupien-Scheine, von denen sie immer einen Vorrat mit sich herumträgt, eingedenk der Ratschläge von Marcus bei ihrer Ankunft in Delhi. Als ihr zuletzt der Wirbel zu groß wird, geht sie in das angrenzende National Museum, wo sie vereinbart haben, sich bei einem Tee wieder zu treffen.

Bei der angenehmen Plauderei während der Fahrt vom Diplomatenviertel nach Norden zum India Gate und zurück kann Cynthia zum ersten Mal die schrecklichen Erlebnisse des Vortags manchmal minutenlang vergessen. Sharma steuert geschickt durch den dichten Verkehr, weicht da und dort einer Kuh geziemend aus, zeigt Cynthia eindrucksvolle Sehenswürdigkeiten und erzählt Geschichten, etwa als sie an dem All India Institute for Medical Sciences vorbeifahren, wo Sharma auch unterrichtet, oder als sie die Denkmäler für Darya Khan, Safdarjang und Codi sehen.

Stephan spielt mehr als ein Spiel Go mit Barry. Als er später aus einem kurzen Schläfchen aufgeweckt wird, bringt ihm eine junge indische Frau namens Raianda das Mittagessen. Sie erklärt Stephan alles, was er bekommt. Er tut so, als wäre das alles neu für ihn, obwohl er aus der Zeit in Sarnath, von wo aus sie ja die gestrigen Einsätze wochenlang geplant hatten, alles kennt. Raianda ist nicht nur ausgesprochen hübsch, sie ist wohl auch nur ein bisschen älter als er selbst. Ihre zierliche Gestalt und ihr nettes, wenn nicht sogar schelmisches Lächeln begeistern Stephan und ihre kaffeebraunen Arme und Schultern, die aus von der weißen Krankenschwesternbluse abheben, sind verlockend anzusehen. Wenn sie sich über das Bett beugt, um etwas zu richten, kann Stephan nicht umhin zu

bemerken, dass sie wohl unter der Bluse nichts trägt. Wenig später kommt sie wieder: Er muss noch einmal gewaschen werden, darf aber wegen seiner Gehirnerschütterung noch nicht aufstehen.

Ohne viel Getue zieht sie Stephan das Spitalshemd über den Kopf. Unter dem Hemd trägt er nur einen kleinen Slip. »Dreh dich auf den Bauch, zuerst kommen Nacken und Rücken«, erklärt Raianda. Mit einem lauwarmen Lappen seift Raianda Stephan Stück für Stück beim Nacken beginnend ein, wäscht ihn dann mit einem anderen ab, trocknet ihn sorgfältig und massiert dann ein bisschen Öl ein. Es fühlt sich himmlisch an und mehr als einmal streichen die Haare Raiandas über seine Haut. Stephan riecht das leichte Parfum Raiandas und folgt allen ihren Aufforderungen. Als ihre Hände immer weiter hinunterwandern und dann mit einer Bewegung und ohne zu zögern seinen Slip hinunterziehen, sodass sein heller Po nun frei liegt, wird Stephan, so angenehm es ist, doch etwas nervös: »Wird jeder Patient so behandelt?«, fragt er. »Und was ist, wenn jetzt plötzlich jemand hereinkommt?«

Raianda lacht: »Zum Zweiten: Ich habe ein Schild an die Tür gehängt: ‚Patient braucht unbedingt Ruhe. Nicht stören.‘ Zum Ersten: Nein, eine so gründliche Reinigung machen wir nur bei sehr speziellen Patienten. Aber ich glaube, du hast es verdient, ich höre, es war gestern ein sehr anstrengender Tag für dich. Also wirst du heute besonders gründlich und liebevoll gereinigt ... Oder stört es dich?« »Nein, nein, es ist sehr schön, nur hat mich noch nie ein so hübsches Mädchen so nett behandelt.« »Du findest mich hübsch? Aber du hast ja fast noch gar nichts von mir gesehen«, antwortet Raianda herausfordernd, »aber dafür verdienst du ein Küsschen.« Vorsichtig dreht sie Stephans Kopf ein bisschen auf die Seite und berührt mit ihren Lippen kurz seine von der Seite.

Stephans Erfahrungen mit Mädchen sind noch sehr beschränkt. Er fühlt seine wachsende Erregung: Was hier mit ihm geschieht, ist wie in einem seiner Träume, die er manchmal schon gehabt hat, auch mit nicht immer erwünschten feuchten Ergebnissen. Wie darf er die Worte von Raianda verstehen? Darf er sie auch angreifen? Er zögert.

Raianda setzt ihre Tätigkeit systematisch fort. Als sie bei seinem Po anlangt, drückt sie seine Beine auseinander. »Hey, du liegst ja ganz verklemmt!«, fährt auch mit den Lappen zwischen die Beine und berührt ganz beiläufig jene Teile seines Körpers, die noch kein

Mensch außer ihm selbst je berührt hat. Als Raianda weiter unten bei seinen Kniekehlen und Füßen weitermacht, ist Stephan fast enttäuscht. Aber Raianda ist noch nicht am Ende.

Während sie »Umdrehen« sagt, greift sie mit beiden Händen zu, sodass Stephan fast ohne zu wollen auf dem Rücken zu liegen kommt. Sein Penis steht steil in die Höhe, doch Raianda scheint das gar nicht zu sehen.

»Jetzt also die zweite Hälfte«, meint sie nur. Ohne Seife beginnt sie mit seinem Gesicht und wäscht ihn, wie er es noch nie erlebt hat: seine Augen, seine Wangen, seine Ohren, seine Nase, immer derselbe Vorgang – zuerst nass, dann trocknen, dann ein bisschen einölen. Nun kommt sie zu seinem Mund. Liebevoll wischt sie feucht seine Lippen ab, öffnet sie ein bisschen, sodass sie mit dem Tuch sogar die Schneidezähne berührt, und trocknet dann die Lippen außen sorgfältig durch Tupfen ab ... Das kitzelt so, dass Stephan kaum still halten kann. Dann taucht sie einen Finger in das Öl, trägt eine ganz kleine Menge auf, wischt dann den Finger trocken und streicht damit über die geschlossenen Lippen. »Angenehm?«

»Ja«, murmelt Stephan und öffnet dabei unbewusst seinen Mund ein bisschen. Raianda hat genau auf diesen Moment gewartet und schiebt ihren Finger in den Mund. Sie lacht, als sie seine Überraschung bemerkt: »Nicht beißen, aber du kannst einmal kosten, wie ein ganz sauberer Finger riecht und schmeckt.« Vorsichtig saugt Stephan ein bisschen. Der Finger rutscht noch ein bisschen tiefer und berührt seine Zunge, ja spielt mit ihr. Stephan ist wie gebannt. »Lass noch«, sagt er aufgeregt, als Raianda ihren Finger zurückzieht. »Genug für heute. Wir haben noch Arbeit zu erledigen. Aber kannst du dir merken, wie sich ein sauberer Finger anfühlt? Mach die Augen zu, dann zeige ich dir noch etwas«, sagt Raianda und es kommt Stephan vor, als wäre sie jetzt auch ein bisschen erregt.

Stephan schließt die Augen. Noch einmal kommt der Finger, noch einmal saugt er an ihm. »Augen zu lassen«, befiehlt Raianda, macht dann eine kurze Bewegung und wieder legt sie ihren Finger auf Stephans Lippen. Der riecht jetzt auf einmal wie ein ungewöhnliches Parfum, das beim Abschlecken ganz leicht salzig schmeckt.

»So, Augen wieder auf. Und welcher Finger war besser?« Raianda schaut Stephan intensiv an, ihre Wangen ein bisschen gerötet. »Der zweite.« Raianda lacht: »Na, du wirst vielleicht noch ein guter

Liebhaber.« Stephan versteht nicht ganz, konzentriert sich aber darauf, was als Nächstes geschieht: Raianda wäscht seinen Hals mit der bekannten Prozedur, aber ihre Stirne ist oft nahe bei seinem Mund. Er berührt sie mit seinen Lippen einmal vorsichtig, ohne dass es Raianda zu merken scheint. Ihre Haare, die aufregend duften, fallen jetzt öfter auf sein Gesicht.

Allmählich nähert sich Raianda bei der Waschung immer mehr seinem erigierten Penis. Während sie zwischen seinen Beinen einseift und wäscht, berührt sie ihn zufällig mehrmals. Stephan kann sich kaum zurückhalten.

»Bist du immer beim Waschen so aufgereggt?«, mokiert sich Raianda. »Du musst ruhig liegen bleiben, sonst muss ich aufhören«, meint Raianda. Da bemüht sich Stephan so ruhig zu bleiben, wie er kann. Sie widmet sich nun seinen Oberschenkeln, wobei sie manche seiner intimeren Stellen immer wieder wie unbeabsichtigt streift. Sie steht nun parallel zum Bett, ihr Kopf über seinen Oberschenkeln, ihre Füße neben dem Bett etwa auf der Höhe seines Kopfes. Ihr blauer Krankenschwesternrock ist etwas hinaufgerutscht, ihre Schenkel sind weit hinauf zu sehen. Vorsichtig berührt Stephan den Rock, bewegt ihn ein bisschen, um besser sehen zu können, und berührt dann Raiandas Bein ein Stück über der Kniekehle. Sie reagiert nicht. Langsam wandert Stephans Hand höher, bis er beginnt, vorsichtig Raiandas Po zu streicheln. Raianda ist so mit Stephans Beinen beschäftigt, dass sie nichts zu merken scheint. Aber als sie zum Schluss die Füße von Stephan wäscht, erreicht er gerade noch mit seinem ausgestreckten Finger die Stelle, die ihn am meisten fasziniert: wo der Schlitz des Po von einem kleinen weißen Slip bedeckt ist.

»Fertig«, ruft Raianda und steht wieder ganz auf. Stephan kann gerade noch seine Hand zurückziehen, ohne dass es Raianda sieht. »Oops, mein Rock ist ja ein bisschen verrutscht«, meint Raianda. Stephan fällt keine passende Antwort ein. Raianda zieht ihm Slip und Hemd wieder an.

»Zufrieden? Wirst du mich morgen wieder brauchen oder wird es dir schon gut genug gehen, dass du dich alleine duschen kannst?«

Stephan wollte eigentlich am nächsten Tag nicht mehr liegen bleiben. Aber plötzlich hat er das Gefühl, dass er vielleicht doch noch einen Tag zulegen sollte. »Ich glaube, es wäre besser, wenn du mir morgen noch einmal helfen könntest.«

»Okay, ich habe morgen wieder Dienst. Es wird von Dr. Sharma abhängen, was er meint. Schönen Nachmittag noch.« Raianda untersucht noch einmal die Beule an Stephans Kopf, scheint zufrieden zu sein und lässt ihre Hand über sein Gesicht streichen. Als Raianda aus seinem Zimmer ist, hat Stephan noch viel nachzudenken: Das war ein so tolles Erlebnis und morgen würde es sich wiederholen oder noch ein bisschen weitergehen? Er streicht sich mit der Hand über das Gesicht, wie es vorher gerade Raianda tat, und spürt auf einmal einen aufregenden Geruch auf seiner Hand, den er doch heute schon einmal erlebt hat, oder?

Raianda sitzt zur selben Zeit schon bei Dr. Sharma. »Raianda, du hast Stephan gründlich gewaschen und ein bisschen auf andere Gedanken gebracht?« »Ja, Papa, Stephan meint, er würde wohl morgen auch noch eine Waschung benötigen.«

Sharma lacht, wird aber dann ernst. »Raianda, du verstehst die Situation. Es ist wichtig, dass Stephan nicht dauernd an seine tote Schwester und den Zustand seiner Eltern denkt. Wenn er sich da ein bisschen in dich verliebt« – Sharma stutzt, als er einen eigentümlichen Blick seiner Tochter auffängt – »oder am Ende auch du in ihn, dann ist das gut. Aber die Betonung ist auf dem ‚ein bisschen‘. Er wird in ein bis zwei Wochen hier wieder weg sein. Wenn ihr beide nette Erinnerung habt und du ihm geholfen hast aus der Erwachsenenwelt, in der er hauptsächlich lebt, auszubrechen und festzustellen, dass in seinem Alter Mädchen vielleicht sogar noch interessanter sind als ein Go-Spiel, dann ist es das, was er braucht. Wenn ihr euch aber ernster verliebt, wird es dir weh tun, wenn er geht, und er wird dir nachtrauern. Das ist das Letzte, was er jetzt braucht: Mehr Trauer. Darum darf nichts passieren, was einem von euch nachher weh tut. Du weißt: Leid tun ist okay, weh tun nicht. So, und jetzt sage mir: Soll ich ihn morgen gesundschreiben, sodass er sich selbst baden kann, oder willst du ihn noch einmal waschen?«

»Ich will ihn morgen noch einmal waschen«, sagt Raianda und wird ein bisschen rot. »Gut«, sagt ihr Vater, »obwohl ich glaube, dass das unvernünftig ist.«

Raianda denkt auch, dass es unvernünftig ist, aber muss denn alles vernünftig sein? Sie liebt ihren Vater, sie bewundert ihn, wie offen er schon immer, auch nach dem Tod ihrer Mutter, mit ihr reden kann. Aber müssen denn Väter immer so rational sein?

Tatsächlich ist Sharma viel weniger rational, als seine Tochter denkt: Er liebt Menschen, er will allen helfen, denen er helfen kann, mit normalen oder mit ungewöhnlichen Mitteln, mit physischen Behandlungsmethoden und mit psychischen. Darum ist er mit Leib und Seele Arzt. Aber seine bedingungslose Zuneigung anderen Menschen gegenüber bewirkt, dass auch diese ihn oft gern haben: »Menschen sind wie Spiegel: Wie man hineinschaut, so kommt es zurück«, denkt er. Aber wie oft hat er da schon eine rationale Trennlinie einziehen müssen, die ihm nicht leicht fiel? Da kennt er zum Beispiel diese junge Frau Cynthia erst seit einem Tag. Und doch weiß er: Sie mag ihn und er mag sie. Aber wie weit darf man sich treiben lassen, wenn das Ende ganz klar absehbar ist?

Die Situation der Paragruppe in Delhi hat sich in den letzten beiden Tagen einigermaßen stabilisiert. Marcus und Maria liegen noch immer im künstlichen Tiefschlaf, doch soll heute Mittag Marcus geweckt werden und später am Tag auch Maria. Obwohl alle überglücklich sind, dass die Genesung so große Fortschritte macht, fürchten sich alle sehr vor der unvermeidlichen Schockreaktion der beiden, wenn sie vom Tod ihrer Tochter Lena und ihrer Parafreunde Monika und Sandra erfahren.

Stephan ist gesundgeschrieben. Er hat noch eine Beule am Kopf, die in allen Farben schillert, aber er ist sonst voll fit. Raianda hielt ihr Versprechen und wusch Stephan noch einmal sehr gründlich, wobei aus Zeitgründen einige Punkte kürzer, andere ausführlicher behandelt wurden. Ihr Abschied war dann recht stürmisch ausgefallen: mit Küssen, wie sie Stephan noch nie erlebt hatte. Und selbst als er Raianda dabei vorsichtig unter die Bluse griff, wurden die Küsse dadurch nicht weniger stürmisch. Nun war sie zwei Tage bei Verwandten auf dem Land, aber Stephan dachte oft an sie und an ihr Versprechen, heute Abend kurz in sein Zimmer zu schlüpfen.

Klaus und Barry arbeiten gemeinsam an Plänen, wie sie sich gegen Parafeinde in Zukunft besser schützen können. Wenn solche Schutzmethoden weit genug gediehen sind, dann wollen sie sich an die Gruppe Justo heranwagen. Beide fallen aber immer wieder in schwarze Löcher, wenn die Erinnerung an ihre Frauen hochkommt, doch versuchen sie mit viel Disziplin sich nicht zu sehr gehen zu lassen.

In der Tasche der toten Lena wurde eine Notiz gefunden, dass sie eingäschert und ihre Asche in den Ganges bei Varanasi gestreut werden soll. Nachdem sich auch Monika und Sandra in ihrem Hauptquartier in Sarnath, nur 10 km von Varanasi, sehr wohl gefühlt und auch mehrmals von Einäscherung gesprochen hatten, will man die drei, Marcus' und Marias Einverständnis vorausgesetzt, auf diese Weise in einer gemeinsamen Feier bestatten.

Gegen Mittag berät sich Dr. Sharma noch einmal mit Cynthia, Stephan, Klaus und Barry. Er wird bei Marcus sein, wenn dieser aufwacht, wird von der bevorstehenden Genesung Marias berichten und dann Stephan holen, wenn Marcus nach den Kindern fragt. Stephan wird seinem Vater vom Tod Lenas berichten müssen, Barry und Klaus werden nur herangezogen, wenn das Gespräch auf Monika und Sandra kommt. Cynthia soll notfalls eingreifen, indem sie einige Minuten im Gedächtnis Marcus' löschen wird. Dies wurde mit Dr. Sharma, der von den Parafähigkeiten seiner prominenten Patienten nichts weiß, nicht abgesprochen. Auch besteht keine Einigkeit, was gegebenenfalls gelöscht werden soll. Die Erfahrungen mit Klaus raten zu größter Vorsicht. Sein totales Vergessen, wie das Projektil in den Kopf von Sandra einschlug, war notwendig, um den Moller800 zu retten. Klaus kann sich also an den zerschmetterten Kopf von Sandra nicht erinnern (sondern nur an den durch plastische Methoden einigermaßen restaurierten bei der Aufbahrung) und dies, so hofft Cynthia, erspart ihm einige Albträume. Dennoch nagt es sonderbarerweise sehr an Klaus, dass er sich an zehn der wichtigsten, wenn auch schlimmsten Minuten seines Lebens gar nicht erinnern kann.

Wie soll man nun bei Marcus vorgehen? Soll das Zusammentreffen mit der Gruppe Justo gelöscht werden oder der Absturz des Autos, nachdem Marcus unter unglaublichen Bedingungen den verstümmelten Körper Lenas aus dem Wrack zog? Oder soll eine Szene aus seinem Gedächtnis gelöscht werden, in der er eine besonders starke Zuneigung zu Lena fühlte? Damit würde sein Schmerz vielleicht geringer, aber darf man Menschen solche Erinnerungen rauben? Die analogen Überlegungen stellen sich bei Maria. Alle hoffen, dass Cynthia nicht eingreifen muss, doch wissen sie, wie sehr Marcus und Maria an ihren Kinder hängen.

Marcus wacht so schnell auf, dass wenig Zeit zum Überlegen

bleibt. Er sieht den freundlichen, aber ihm unbekanntem Dr. Shamar. Es ist klar, dass er mehrfach operiert, eingegipst und verbunden ist, und er erinnert sich an das Treffen mit Justo, als dessen Parakollege Monika zwang ihn (offensichtlich nur fast) umzubringen.

»Wo bin ich? Wie komme ich hierher? Wie geht's den anderen?«, schießt er die Fragen Sharma entgegen. Dieser erzählt kurz vom erzwungenen »Unfall«, von der Tatsache, dass Marcus verletzte Freunde auf für ihn geheimnisvolle Weise trotz furchtbarer Verletzungen aus dem Autowrack rettete. Und dass Stephan und Barrys Missionen voll erfolgreich verliefen: »Sie und Ihre Gruppe haben Indien, wenn nicht sogar die ganze Welt, vor einer nuklearen Zerstörung gerettet.«

Marcus ist ungeduldig: »Wo ist meine Frau, wo sind meine Kinder, wo sind meine Freunde?«

Sharma erklärt Marias Situation, ruft Stephan, der zum Glück seinen Vater schon nach den Operationen und noch bewusstlos gesehen hat, weil er sonst durch die Verbände und Vergipsungen total verschreckt wäre. Auf Marcus' Drängen kommen Cynthia, Barry und Baumgartner. Doch Marcus versteht sehr schnell, was man ihm zunächst verbergen will: dass seine Tochter, Monika und Sandra bei der Aktion ums Leben gekommen sind. Seine Freunde versuchen ihn zu beruhigen, die positiven Seiten darzustellen, aber am meisten ist Marcus vielleicht noch von Dr. Sharma beeindruckt: »Sie haben Menschen verloren, die Sie über alles lieben. Das ist furchtbar und nicht wieder gutzumachen. Sie haben aber Indien und vermutlich die Welt gerettet und da gehören auch Ihre überlebenden Freunde dazu. Ich weiß, das kann Sie im Moment kaum trösten. Und doch, Sie müssten dasselbe noch einmal tun, wenn Sie an die Menschheit glauben.«

»Ich müsste das noch einmal tun, noch einmal Freunde und meine Familie aufs Spiel setzen?«, will es Marcus nicht aus dem Kopf. Irgendwie hat der Arzt ja vielleicht Recht, wenn es um die Menschheit geht. Aber subjektiv: Nein, er hat sich lange genug bemüht mit seinen Parakräften zu helfen. Was hat er damit angerichtet! Drei der Menschen, die er am meisten liebte, wurden getötet! Er will so nicht mehr weitermachen.

Geistesabwesend redet Marcus mit allen ein paar Worte. Er wirkt gefasst, doch alle wissen, dass er seine Ruhe nur spielt. Marcus

blickt beim Fenster hinaus: »Ich glaube, ihr müsst mich jetzt allein lassen, ich muss mit all dem einmal fertig werden.«

Alle verlassen das Zimmer, nur Stephan bleibt und ergreift die Hand des Vaters. Marcus unterdrückt seine Tränen jetzt nicht mehr: »Stephan, du hast das großartig gemacht in Chandipur. Wir alle haben uns bemüht und doch sind wir mit unseren Begabungen irgendwie Ungeheuer, die selbst, wenn sie anderen helfen, doch noch immer Schaden anrichten.« Stephan wartet lange: »Papa, es wäre ja alles gut gegangen, wenn nicht dieser Justo mit seinen niederträchtigen Parafreunden gewesen wäre. Wir müssen irgendwie versuchen, solche Menschen rechtzeitig zu erkennen und unschädlich zu machen. Vielleicht ist das unsere wichtigste Aufgabe. Das sind wir auch Lena, Monika und Sandra schuldig.«

Marcus schaut Stephan liebevoll an: »Ja, du hast schon Recht.« »Ach Gott, hätte ich nur mehr auf Klaus gehört und mich früher auf diese Dinge konzentriert. Alle könnten noch leben«, bricht es wieder aus Marcus heraus. »Aber wie auch immer, wir müssen das jetzt machen. Als Erstes müssen wir Justo und seine beiden Mitverbrecher stellen.«

Stephan zögert, bis er schließlich – ohne seinen Vater anzusehen – leise sagt: »Papa, das ist nicht mehr notwendig. Die drei sind tot.« Marcus schaut Stephan erstaunt an, bis er begreift. »Du meinst, du hast ...« Stephan schaut auf den Boden: »Kannst du dich noch an den senkrechten Absturz erinnern, kurz bevor ihr auf Justo gestoßen seid, wo du berichtet hast, dass da niemand überlebt, wenn er mit seinem Fahrzeug hinunterfällt? Als die drei auf ihrem Rückweg an dieser Stelle waren, sprangen Kühe aus den Büschen und stießen das Auto hinunter. Es überlebte niemand, ich erhielt eine Botschaft.« In seiner Aufregung registriert Marcus gar nicht das mit der Botschaft, sondern nur, dass die drei gefährlichen Verbrecher tot sind, aber auch, dass Stephan sie bewusst getötet, ermordet hat. Er schaut Stephan ernst an: »Du weißt, wie froh ich bin, dass Justo und seine Gruppe uns und andere nicht mehr gefährden dürfen. Aber du hast sie einfach nach deinem Gutdünken ermordet, das ist furchtbar. Auch wir dürfen uns nicht über alle Gesetze stellen. Ich ...«

Stephan unterbricht Marcus, nun aber zornig. »Gut, dann haben die Tiere eben zufällig das Auto hinuntergestoßen. Ich musste tun, was ich tat. Und rede du, Papa, nicht von Gesetzen und dass man

nicht auch manchmal Menschen durch unsere Fähigkeiten bewusst und ohne Gesetze umbringt. Wie oft hast du schon Gesetze gebrochen? Und hatte nicht Barry Sprengstoff mit, um notfalls die gesamte Atomwaffenanlage südlich von Islamabad zu sprengen, was Hunderte Menschen getötet hätte? Bitte werde bald gesund und hilf Mama, sie wird deine Hilfe brauchen. Aber hör auf, mich für Handlungen zu kritisieren, für die du mich loben solltest.« Erregt stürmt Stephan aus dem Zimmer.

Marcus bleibt allein und verzweifelt zurück. Ja, ja, Stephan hat Recht und auch er, Marcus, hat Recht, und Sharma hat Recht, und alles passt in diesem Leben nicht mehr zusammen ...

Sharma hat nach dem Verlassen das Zimmer von Marcus auf Videoüberwachung geschaltet und Cynthia gebeten, diese möglichst zu verfolgen. So sieht Cynthia die Szene zwischen Marcus und Stephan, erlebt Mitgefühl und Verzweiflung mit beiden und sich selbst, denn was sind denn nun wirklich die richtigen Antworten?

Maria fällt in einen Weinkrampf, als sie vom Tod ihrer Tochter hört, und ist auch, nachdem Sharma sie veranlasst hat ein Sedativ zu schlucken, kaum zu beruhigen. Sie besteht darauf, Marcus zu sehen, obwohl Sharma sie gewarnt hat: »Es geht Ihrem Mann gut. Aber beide Beine und sein rechter Arm sind in Gips, er hat einen Oberkörperverband und einen großen Kopfverband. Er schaut furchtbar aus, aber es heilt alles vorzüglich. Sie werden unnotwendig erschrecken, glauben Sie mir.« Aber Maria besteht darauf Marcus zu sehen. Sharma bringt sie in einem Rollstuhl hinüber, obwohl Maria zunächst selbst gehen will. Trotz der Schwächung durch mehrere Tage im Bett traut ihr das Sharma eigentlich auch zu, doch versucht er jede zu große Anstrengung zu vermeiden, damit nicht doch wieder das Blutgefäß im Kopf aufbricht. Die psychische Belastung ist schlimm genug.

Als Maria Marcus sieht, ist sie entsetzt, erinnert er doch wirklich mehr an eine Mumie als an einen Menschen. Aber er ist bei klarem Bewusstsein, ergreift ihre Hand, redet mit ihr, während Cynthia auf ihren Wunsch noch einmal den ganzen Hergang des Autoabsturzes berichtet. Auch dass Maria offenbar das Allerschlimmste verhindert hat, weil sie sich doch ein bisschen gegen den hypnotischen Befehl auflehnte und den Brückenpfeiler mehr mit der Wagenmitte traf, als der »Befehl« lautete, was einen vollen Absturz des Autos verhinderte.

Lange schweigt Maria düster. »Marcus, Marcus, was ist aus uns geworden? Wir opfern unsere Kinder für andere Menschen.« Marcus zuckt bei dieser Formulierung zusammen. Aber plötzlich richtet sich Maria aus dem Rollstuhl auf und sagt ganz scharf: »Marcus, du wirst wieder gesund werden so wie ich. Aber warum hast du mich gerettet und nicht Lena oder hast mich erst später aus dem Auto gezogen?« Diese Anschuldigung aus Marias Mund trifft Marcus wie ein Keulenschlag. Cynthia ist entsetzt. »Maria, Lena war schon im Auto tot, es hätte nichts geändert, wenn ...«

Aber Maria hört gar nicht zu. »Ich habe genug, genug, genug«, schluchzt sie, »genug von allem. Lasst mich in Ruhe!« Sie taumelt aus dem Zimmer. Sharma fährt mit dem Rollstuhl nach, zwingt sie sanft hinein, bringt sie in ihr Zimmer und gibt Maria noch eine Dosis Schlafmittel. Er verlässt das Zimmer nicht, bis er sicher ist, dass Maria nun wohl einige Stunden schlafen wird.

Sharma ist beunruhigt. Er hat schon viele Familienkatastrophen miterlebt und kennt Verzweiflungs- und Schmerzausbrüche in allen Varianten. Aber hier scheint noch etwas mehr dahinter zu stecken, das er nicht begreift. Er kann nicht wissen, dass der Tod des Kindes und der Freunde ein massives Aufbegehren gegen die Parabegabungen bei allen seinen Patienten ausgelöst hat.

Cynthia sieht auf ihrem Monitor Marcus, nachdem seine Frau aus dem Zimmer getaumelt ist. Sie ist keine Telepathin, aber durch ihre Parabegabung, Teile des Gedächtnisses bei anderen Menschen zu löschen, kann sie manche Emotionen und Erinnerungen erkennen. Sie spürt, wie verzweifelt Marcus ist. Gegenüber dem Bett, in dem Marcus liegt, steht ein großer Schrank. Cynthia traut ihren Augen nicht, als sich dieser plötzlich zu bewegen beginnt.

»Cynthia, du musst eingreifen«, schreit da Stephan neben ihr auf. Sie zuckt zusammen, weil sie gar nicht bemerkt hat, dass dieser hereingekommen und neben sie getreten ist. »Mein Vater versucht mit seinen telekinetischen Kräften Selbstmord zu begehen. Ich glaube, die letzte Anschuldigung, er hätte Lena statt Mama retten sollen, war zu viel für ihn. Noch dazu, weil auch ich einen Streit mit ihm hatte ... Lena war doch nicht mehr zu retten, hast du gesagt, oder?« »Nein, Lena war tot. Maria konnte das nicht wissen, weil sie bewusstlos war. Aber Marcus tat das einzig Richtige.« Der Schrank in Marcus' Zimmer beginnt sich vom Boden zu heben. Obwohl Cyn-

thia von Marcus' Begabung weiß, hat sie sie noch nie so mächtig im Einsatz gesehen, wenn man von dem Unfall, wo niemand so recht wusste, was geschah, absieht. »Cynthia, lösche die Bemerkung von Mama. Du musst, sie hat es nicht so gemeint, und Papa bringt sich sonst um.«

Nun geht es Cynthia fast so wie den anderen: Sie verflucht ihre Begabung, aber sie muss handeln. Sie dringt in die Emotionswelt von Marcus ein, sieht in dieser die großen Emotionen fast wie die Spitzen von Bergen. Zwei sind besonders deutlich: Da ist die letzte, die scharfen und ungerechtfertigten Worte von Maria, und da ist da noch eine zweite, die weiter zurückliegt und die Cynthia nur mit Mühe entziffern kann.

Marcus zu Lena vor fünf Monaten in ihrem Anwesen auf Great Barrier Island: »Lena, sei vernünftig. Wir haben den Paraspäher Klaus mit. Du bist noch zu jung. Du begibst dich unnötig in Gefahr. Bitte bleib hier, bei Aroha und Herbert.« Lena ganz verzweifelt: »Ich möchte aber bei dir und Mama sein, gerade wenn ihr in Gefahr seid. Ich kann nicht überleben, wenn ihr sterbt. Ich werde hier vor Angst sterben, während ihr in Indien seid. Dann kann ich gleich sterben.« Schluchzend stürzt Lena auf den Balkon und über das Geländer in die Tiefe, wo sie auf den Felsen zerschmettern wird. Marcus stürzt auf den Balkon und ergreift Lena mit seinen Pseudohänden, bremst ihren Sturz und holt sie ins Zimmer zurück, legt sie auf ihr Bett. »Lena, du dummes Mädchen, was machst du denn da für einen Unsinn? Okay, du kannst nach Indien mitkommen, aber nur unter zwei Bedingungen: Du versprichst, nie mehr so einen Unsinn wie eben zu versuchen, und du erzählst von dieser Geschichte Mama nie etwas.« Lena nickt. Sie umarmen sich.

Cynthia wird trotz des Nebels der Zeit von der Welle gegenseitiger Liebe, die sie spürt, überwältigt und greift ohne zu denken ein. Sie löscht die beiden Spitzen: Die bösen Worte Marias und die Welle der Liebe zwischen Lena und Marcus, ausgelöst dadurch, dass Lena ihren Vater durch die Fast-Aufgabe ihres Lebens zwang, sie nach Indien mitzunehmen.

Marcus, im Begriff den Schrank aufzuheben, auf sich stürzen zu lassen und damit sein verbogenes und verpfushtes Leben zu beenden, verliert plötzlich seine Parakonzentration: Der Schrank kracht

aus einigen Zentimetern Höhe auf den Boden, in seinem Kopf dreht sich alles. Marcus keucht, sein Puls rast, der Alarm in der zentralen Überwachungsanlage schlägt an und informiert Dr. Sharma, der sofort zu Marcus läuft. Er sieht, wie sich Marcus mit dem gesunden Arm an das Bett klammert und verwirrt um sich sieht. »Nachwirkungen der Gehirnerschütterung?«, fragt sich Sharma.

Marcus' Puls rast noch immer. Sharma will ihm eine Injektion geben, doch plötzlich klärt sich dessen Blick und er winkt ab: »Danke für Ihr Kommen, Herr Oberarzt, aber ich bin wieder in Ordnung.«

»Was war los?«, will Sharma wissen. Lange treffen sich die Augen der beiden Männer. Dann sagt Marcus ganz ruhig: »Sie werden es vielleicht nicht glauben. Aber ich wollte mich selbst umbringen und ich weiß, wie ich das machen kann, auch in meinem gegenwärtigen Zustand. Aber man wird ja noch seine Meinung ändern dürfen – diese Aussage stammt übrigens von einem einst berühmten österreichischen Politiker«, lächelt Marcus, »ich werde für uns alle kämpfen und es wird alles allmählich wieder seine Ordnung finden.« Sharma blickt Marcus noch immer an: »Ja, Sie haben Recht. Aber Sie dürfen sich nie mehr von Ihren Emotionen unterkriegen lassen, wie das fast geschehen ist.«

Stephan umarmt Cynthia, die in Tränen ausbricht. »Ich hoffe, ich habe das Richtige gelöscht.« »Was immer es war, du hast Papa gerettet.« »Stephan, das bleibt unter uns. Und wir verlassen jetzt den Raum, sonst weiß Dr. Sharma, was wir erlebt haben.«

Es war ein langer und anstrengender Tag für alle. Es wundert daher niemanden, dass Stephan bald nach dem frühen Abendessen auf sein Zimmer verschwindet. Er duscht sich sorgfältig und schlüpft dann nackt ins Bett unter die dünne Oberdecke. Er hofft, dass Raianda wirklich kommt. Bald ist es ganz dunkel. Zweimal versichert sich Stephan, dass seine Tür nicht versperrt ist, aber der Schlüssel innen steckt, sodass Raianda, wenn sie hereinschlüpft, von innen zusperren kann. Raianda hat gemeint, es könnte vielleicht 19 Uhr werden, doch schon ist es 20 Uhr und in der Klinik ist es ganz still geworden.

Ohne es zu merken schläft Stephan ein und dreht sich auf die Seite, Gesicht zur Wand. Plötzlich spürt er, wie sich etwas Samtiges und Warmes gegen seinen Rücken drängt. Er will sich umdrehen, doch Raianda sagt leise: »Psst, bleib, wie du bist.« Sie kuschelt sich von hinten an Stephan, ihr Becken gegen seinen Po, ihr Kopf daher

auf seiner Schulterhöhe. Er spürt, dass auch sie ganz nackt ist. Er spürt das Haardreieck zwischen ihren Beinen und die Brustspitzen gegen seinen Rücken. Als er Raianda berühren will, murmelt sie kichernd:

»Später«, küsst seine Schultern, fährt mit ihren Fingern über seinen Nacken, streift mit ihren Fingernägeln über seine Seiten. Sein ganzer Körper überzieht sich mit einer Gänsehaut. Sie rückt etwas ab und hat jetzt mit ihren Fingern auch Zugang zu anderen Stellen. Stephan zuckt immer wieder wohligh zusammen. Als er sich schließlich umdreht, hat Raianda nichts mehr dagegen. Stephan küsst die Stirne und die Wangen Raiandas, weicht zunächst spielerisch ihrem Mund aus, bis sie sich in Küssen treffen. Stephan spielt mit den weichen Lippen Raiandas mit seinem Mund und seiner Zunge, tastet mit seinen Händen zu ihren Brüsten, streichelt sie, küsst sie und fährt dann mit seiner Hand noch tiefer, in das behaarte Dreieck, bis seine Finger einen Geruch haben, den er nun schon gut kennt. Sie erforschen ihre Körper Stück für Stück, unterbrochen durch Küsse und feste Umarmungen, einmal Raianda oben, einmal Stephan, dann nebeneinander, sich betastend, beschnüffelnd, küssend. Als sich schließlich Stephan fester auf Raianda legt und sein Penis hart gegen ihre Schamhaare drückt, befreit sich Raianda und springt einen Augenblick aus dem Bett.

»Dreh dich auf den Rücken«, flüstert sie. Sie streichelt und massiert Stephans senkrecht stehenden Penis, bis sie plötzlich mit einem Griff eine dünne Hülle darüber stülpt. Stephan weiß, was passiert, doch hier ist der erste Praxistest! Nun setzt sich Raianda mit gespreizten Beinen langsam auf Stephan, der in sie eintaucht. Sie sitzt zuerst ruhig. Stephan spürt Erregung und Wärme und beginnt sich zu bewegen. Raianda hilft, doch stoppt sie immer wieder sich selbst und ihn, zieht sich mehrmals zurück, beobachtet Stephan. Schließlich hält Raianda nichts mehr zurück.

Ihre Haare fliegen, während Stephan ihre Brüste mit seinen Händen umklammert und sich die beiden ihren Orgasmen überlassen.

Sie liegen später noch lange aneinander. »Es wird schon sehr spät. Der Film, in dem ich angeblich war, ist schon aus. Aber wenn du morgen Vormittag in die Kantine kommst, dann können wir uns ja nach einigen Tagen ‚offiziell‘ wieder treffen und vielleicht ... na, wir werden ja sehen.«

Stephan hat vor dem Einschlafen noch einen Anflug von schlechtem Gewissen: Da ist seine Schwester Lena gerade gestorben und er beginnt allmählich erwachsen zu werden, was sich gut anlässt. Aber dann siegt die Jugend: Friedlich und traumlos schläft er, bis es schon Stunden hell ist.

Nicht traumlos, sondern mit ungewöhnlichen Träumen schläft Maria, wohl hervorgerufen durch das Schlafmittel. Viele der in Sarnath und Varanasi erlebten Szenen ziehen in einer unlogischen Mischung an ihr vorbei:

Sie kommen zu viert mit Marcus und den Kindern am Flughafen von Varanasi an. Weil sie direkt von Auckland kommen und in Delhi nur umgestiegen sind, fühlen sie sich trotz mehrerer Stunden Schlaf müde. Wohl darum werden sie mit Sänften vom Flugzeug von zwei kahl geschorenen Männern abgeholt, Buddhisten aus der tibetischen Universität in Sarnath, wo sie wohnen werden. Fetzen der Fahrt vom Flughafen und ihrer Fantasie wechseln ab: die Straßen ohne Gehsteige, der Verkehr ohne sichtbare Regeln und wieso besteht Marcus darauf, sich und Stephan bei den Straßenfrisören, die nur einen Sessel, eine Schere und einen Handspiegel haben, die Haare abschneiden zu lassen? Maria selbst verteilt inzwischen nach den Regeln, die ihr Marcus erklärt hat, Rupienscheine: »Bettler oder bittende Kinder nicht ignorieren, sondern ihnen fest in die Augen schauen. Wenn du dann das Gefühl hast, dass hier jemand wirklich am Ende ist, gib ihm zehn Rupien.« ... Überall sieht sie den Menschen in die Augen, überall sieht sie Bedürfnis, jedem gibt sie einen Schein, bis das ganze Geld für einen Monat weg ist. Aber was ist das? Als Marcus und Stephan ohne Haare zum Auto kommen, haben die Beschenkten Mitleid und kaufen zwei schwarze Perücken für die Männer. Die am Straßenrand kauern den Männer putzen ihr und Lena freundlich und ohne etwas zu verlangen die Schuhe. Plötzlich sind sie in der Gasse vor der Universität in Sarnath. Ein Mädchen ruft Lena ihr zu helfen. Lena steigt ohne zu zögern aus. Sie nimmt, als hätte sie das immer schon getan, die weichen Kuhfladen, sauber, weil von heiligen Kühen, vermischt sie mit etwas Stroh und klebt die tellergroßen Scheiben an die weiße Wand des niedrigen Hauses. So trocknen sie schnell und geben bestes Brennmaterial. Lena kommt zurück, ihre Hände sind braun und verklebt, da hält sie ein großer Mann lächelnd an. Mit einer Machete schlägt er den Oberteil einer grünen Kokosnuss auf. Lena wäscht sich die Hände im weißlichen Saft. Die Szene wechselt, die Kinder liegen in den Betten unter

Moskitonetzen in den Gästezimmern der Universität, aber Marcus zieht Maria verschwörerisch ins Freie. Nun sitzen sie in einer Fahrradrickscha, Marcus hat seinen Arm um ihre Schultern gelegt. Sie fahren durch den ehemaligen königlichen Wildpark zu der enormen Stupa aus Steinen und Ziegel. Hier saß einst Buddha im Lotussitz und hielt seine erste Rede. Aber dann sind sie mit den lachenden Kindern auf dem Rücken eines Elefanten in einer Art Kiste, die wild schaukelt. Die Stupa und das Ruinengelände werden kleiner, machen chinesischen, japanischen und tibetischen Gebetstätten Platz.

Dann sind sie alle auf einmal im alten Varanasi (dem früheren Benares am Ganges, der heiligsten Stadt der Hindus, nur 10 km von Sarnath entfernt) und nähern sich großen Treppen, die zum Fluss hinunter führen. Alte Menschen, vorwiegend Männer, sitzen hier ruhig und warten auf ihren Tod. Hier wollen sie sterben, hier soll ihre Asche in den heiligen Fluss gestreut werden. Aber es herrscht kein Gefühl der Trauer, sondern ein Gefühl der Leichtigkeit. Ein Fakir zeigt seine langen Haare. Zuerst scheinen sie zwei Meter zu sein, aber dann werden sie länger und länger, rollen die Stiegen hinunter, an die Geschichte von Rapunzel erinnernd. Ein anderer zeigt seine 1/2 m langen Fingernägel. Viele machen Yogaübungen oder sitzen mit überkreuzten Beinen, die Hände vor der Brust gefaltet, regungslos. Die Stiegen sind rutschig und schmutzig, aber in jener urtümlichen Art, in der Schmutz ein wichtiger Teil der Welt ist. Eine Mischung von Menschen, Schweinen und Kühen wuselt vorbei, bis sie beim Dasawamedh-Ghat in ein Boot steigen, das ein Inder gemächlich den langsam fließenden Ganges hinaufrudert: Die »Ghats«, die »Wurzeln« der Stadt, sind die großen Badeplätze, mehr als zwanzig, wo im trüben und schlammigen Wasser am linken Ufer, an dem sie entlanggleiten, Tausende Menschen baden. Manche füllen das Wasser in Flaschen oder Krüge, um diese heilige Substanz Hunderte Kilometer weit zu jenen zu tragen, die nicht die Reise zum heiligen Fluss machen können. Auf Scheiterhaufen liegen in weißen Tüchern Tote aus reichen Familien, die verbrannt werden, umgeben von ihrer Großfamilie, die so Abschied nimmt. Der Rauch, verstärkt durch den von den beiden auf Türmen gebauten Hauptverbrennungsstätten, vergrößert den Nebeldunst und hat einen eigentümlichen Geruch. Viele der großen Villen am Flussufer sind alt, auffällig, feucht, aber bunt, nicht düster, und ihr Zustand scheint niemand zu stören. Manche von ihnen sind Pilgerhäuser, in denen sterbende Menschen drei Tage in ritueller Frömmigkeit kostenlos hausen, bevor sie vielleicht in ein anderes Leben wechseln müssen. Eine

rote Sonne zeigt sich im Morgendunst am anderen Ufer. Über allem liegt keine Trauer, sondern ein Gefühl des Friedens, der Ruhe, des Werdens und Vergehens. Lena hat plötzlich Lotusblüten in der Hand, die sie ins Wasser setzt und die hinunter treiben, zur Freude aller Menschen, deren Asche in den Fluss gestreut wurde. Stephan entzündet Kerze nach Kerze, die er in einem Holzschiffchen Lena reicht, die auch diese ins Wasser setzt. »Ich möchte auch, dass meine Asche einmal hier hineingestreut wird und ich mit den Lotusblüten und den Kerzen ganz still hinuntertreiben kann«, jauchzt sie. »Da wirst du aber noch lange warten müssen«, sagt Marcus, »du hast noch ein langes und lustiges Leben vor dir.« »Ja«, lacht Lena, »Mama und Papa, ich bin so froh, dass ich mit euch nach Indien mit durfte. Es ist so schön und friedlich hier.« Das Boot gleitet nun nur noch langsam, der Strömung folgend: Die Lotusblüten und Kerzen, die Lena aussetzt, treiben jetzt neben dem Boot, bis dieses von einer Flut von Blüten und Kerzen umgeben ist. Die Lichter spiegeln sich in den Augen von Lena, die glücklich Maria ansieht.

Maria erwacht. Einen Moment noch wirkt der Traum nach, dann erlischt ihr Glücksgefühl und eine dunkle Wolke der Erinnerung senkt sich auf sie. Ihre Lena ist tot! Und sie ist schuld daran, sie hat den Wagen in den Brückenpfeiler gelenkt. Aber sie war unter hypnotischem Befehl, sie konnte nicht anders. Sie muss dafür sorgen, dass Justo und seine Helfer bestraft werden. Und, es durchflutet sie mit Schreck, sie muss sehen, wie es Marcus geht, der so schwer verletzt war, sie alle dennoch aus dem Auto zog und den sie gestern so ungerechtfertigt beschuldigte. Und sie muss Stephan trösten, der Lena so liebte wie Lena ihn.

Maria findet Marcus wach und Dr. Sharma bei ihm. Sharma lächelt: »Es geht Ihrem Mann schon sehr viel besser. Wir werden den Ganzoberkörperverband schon heute abnehmen können und seinen Turban werden wir auch verkleinern. Übrigens, die Aufnahmen zeigen, dass alle Knochen gut und rasch verheilen. Stephan müssen wir bald hier hinauswerfen, er beginnt schon viel zu viel Schabernack zu treiben und versucht gerade meine Tochter zu verführen ... Schauen Sie dann einmal in die Kantine. Besonders freue ich mich aber, dass Sie schon wieder problemlos ohne Rollstuhl zurechtkommen.« Maria empfindet die Wärme, die von dem Arzt ausgeht, und kann Tränen nicht unterdrücken. Sharma kennt sich aber aus: Diese

Frau ist im Moment noch so angegriffen, dass alles, was sie rührt, sie an die Grenze von Tränen bringt. Was er hier sieht, sind eher Tränen der Rührung und der Freude, nicht mehr nur der Trauer.

Marcus ergreift Marias Hand. »Schau, was dort am Fenster steht. Das habe ich für dich kommen lassen, nur schaffe ich es erst in ein paar Tagen, das in dein Zimmer zu tragen.« Beim Fenster steht ein Topf mit herrlichen Exemplaren der purpurnen Schönorchis, einer Orchideenart, die man in Nordindien findet und die Maria in ihrer Orchideensammlung im Wintergarten auf Great Barrier Island noch fehlt. »Du meinst, wir werden diese Schönorchis an allen Agrarkontrollen in Neuseeland vorbeischmuggeln können?« »Dafür verbürge ich mich«, sagt Marcus.

Maria weiß nicht recht, wie sie anfangen soll. »Marcus, ich habe gestern etwas ganz Böses, Gemeines und Ungerechtfertigtes zu dir gesagt. Bitte entschuldige, ich war viel zu durcheinander, um vernünftig zu sein.«

Marcus runzelt die Stirne. »Ich kann mich nicht erinnern.« Auch als Maria weitere Andeutungen macht, bleibt Marcus verständnislos. Maria ist verunsichert: Erinnert sich Marcus wirklich nicht, kann das seine Gehirnerschütterung sein? Oder streitet er es nur ab, um es ihr leichter zu machen? Oder hat sie auch das nur geträumt?

Als Maria später in die Kantine schaut, versteht sie, was Dr. Sharma meinte: Stephan sitzt ungewöhnlich nahe bei einer hübschen Inderin; beide haben gerötete Wangen und unterhalten sich so gut, dass Stephan seine Mutter gar nicht bemerkt.

Tatsächlich ist Stephan ganz begeistert von dem Vorschlag Raiandas, ihm das Rote Fort zu zeigen. Beide überlegen gemeinsam, wie sie die Erlaubnis dafür von ihren Eltern bekommen werden. Was sie sich aushecken, funktioniert dann ganz gut: Marcus stimmt zu, weil er will, dass Stephan nicht nur grübelnd herumsitzt, und die Idee einen netten Silberschmuck für Maria zu kaufen gefällt ihm. Maria sieht das ähnlich und denkt, dass sich Marcus über einen Silberschmuck freuen wird ... Und Dr. Sharma ist verblüfft, als Raianda ihm von ihren Plänen erzählt: »Du willst für Cynthia eine Silberkette kaufen und ich soll dir auch noch das Geld dafür geben?« »Ja, ich glaube, Cynthia hat in den letzten Tagen viel geholfen. Und ich gebe ihr die Kette nicht, das musst schon du machen, du verstehst dich ja recht gut mir ihr.« Da wird der ruhige Dr. Sharma auf einmal unru-

hig. Er will dieses Thema nicht weiter verfolgen (hat seine Tochter gemerkt, dass er gestern nicht allein im Kino war?) und stimmt zu.

Raianda und Stephan nehmen ein Taxi zur Fatehpuri Moschee, ein an sich bemerkenswerter Bau. Es geht ihnen aber mehr darum, von dort durch die Chandni Chowk, die Straße der Silberschmiede, zum Roten Fort zu gehen, um gleich am Anfang und an der besten Stelle den Schmuck, der als Vorwand für ihren Ausflug dient, zu kaufen. Stephan ist mehr als froh, dass Raianda ihn führt. Das Chaos in der engen Gasse ist dramatisch: Man wird dauernd von Händlern, Heiligen, Schuhputzern und Bettlern angesprochen und wird sie kaum mehr los. Raianda steuert sie aber problemlos zu einer der kleinen Silberschmieden, die einem Verwandten gehört, und kauft dort eine hübsche Kette für Cynthia, einen ziselierten Becher für Marcus und eine Garnitur aus Kette, Ohrringen und Brosche für Maria, alle mit Granaten besetzt. Die Granate sind Stephans Idee. Er weiß, dass in den Granitbergen der Steiermark, aus denen seine Eltern kommen, viele zu finden sind, und traditioneller steirischer Schmuck oft aus der Kombination Silber und Granaten besteht. Ohne dass Raianda das merkt, kauft er auch ihr eine hübsche Silberkette mit einem (hoffentlich) echten herrlich blauen Lazulith. Er findet, dass der blaue Stein im hellen Silber Raianda gut passen wird.

Bald erreichen sie das Rote Fort, das schon von außen durch seine mehr als zwei Kilometer langen hohen roten Festungsmauern beeindruckt. Das Innere ist durch seine Ausmaße und die Vielzahl von Palästen, Pavillons, Moscheen und Gärten gleichfalls überwältigend, obwohl viele der Glanzpunkte durch die wechselhafte Geschichte zerstört bzw. entfernt wurden. Raianda kennt die lokale Geschichte gut: Das Rote Fort, Lal Quila, wurde 1639 bis 1648 von Shah Jahan ohne Rücksicht auf Kosten gebaut, nur wurde das Prachtwerk später von Persern und den Briten geplündert. Raianda geht mit Stephan durch das Lahore Tor, das zunächst in einen überdachten Bazar führt. An dessen Ende, beim Musikpavillon, mussten früher Besucher von ihren Elefanten oder Pferden absteigen, wenn sie zum Beispiel im Diwan-i-Am, der gegenüber liegt, zu einer öffentlichen Audienz mit dem Mogulkaiser wollten. Raianda führt Stephan weiter zur privaten Audienzhalle, zum Diwan-i-Khas. »Weißt du, was hier einmal stand, Stephan?« Dieser schüttelt den Kopf: »Der Pfauenthron! Der ungefähr 1625 angefertigte Thron des Großmoguls in

Indien war mit Pfauen aus Gold und Perlen verziert. Ihre Schweife bestanden aus Saphiren und anderen Edelsteinen. Diesen Pfauen-thron brachte Schah Nadir von seinem Feldzug gegen Mohammed Schah etwa hundert Jahre später nach Persien.«

»Später haben die Briten die wertvollsten Edelsteine und das Silber aus den Decken und Wänden herausgebrochen. Siehst du diese Löcher? Da waren einmal überall herrliche Edelsteine«, erklärt Raianda weiter. »Aber immerhin haben sie nicht die schönen Einlegearbeiten von Halbedelsteinen in dem Marmorboden des kaiserlichen Bades – siehst du, hier – zerstört.« Stephan staunt über die Farbenpracht und darüber, dass man (trotz unzähliger Touristen) noch immer den Raum betreten darf.

»Mein Lieblingsbau ist die Perlenmoschee da drüben, auch wenn die vergoldeten Kupferplatten der Zwiebeltürme heute fehlen.« Stephan lächelt: »Ich weiß, warum dir diese Moschee so gut gefällt und mir auch: Sie ist so hübsch und zierlich wie du.« Raianda gefällt, dass Stephan das Wort »zierlich« verwendet: Sie hat die Moschee immer so empfunden.

»Komm, Stephan, eine Kuriosität muss ich dir noch zeigen. Siehst du dieses Gebäude da drüben? Das war der ‚Farbenpalast‘, der Rang Mahal, der Frauen. Von dort konnten sie durch die Gitterstäbe ohne gesehen zu werden ein bisschen von dem erleben, was sich in den Höfen und in den Gärten abspielte. Die Frauen und Prinzessinnen lebten damals schon sehr eigenartig: in größtem Luxus, doch ganz abgeschieden. Stell dir vor: Ihre Zimmer hatten Seidendächer; Gold, Silber und Edelsteine glitzerten überall; und eine 80 Kilometer lange Leitung brachte sauberes Wasser vom Oberlauf des Yamuna, nicht nur zum Baden, sondern auch für ein ausgeklügeltes Kühlsystem, damit die Schönen nicht schwitzen mussten! Aber wenn du mit mir jetzt in einen versteckten Winkel des Parks gehst, den nur wenige kennen, und mich dann küsst, dann stört es mich nicht, dass wir beide schwitzen und dann beneide ich die Prinzessinnen nicht um ihren Schmuck und ihren Reichtum.«

Raianda ist auch praktisch veranlagt: »Du musst unbedingt eine leichte indische Decke als Andenken an Delhi und mich nach Neuseeland mitnehmen«, sagt sie, obwohl Stephan nicht so recht will. Sie besteht darauf. Sie selbst kauft stark gewürzte indische Kekse und verdünnten Fruchtsaft in Dosen und führt Stephan durch eine

Hecke unter einen großen Baum, dessen Zweige fast den Boden berühren, unter denen sie beim Stamm dennoch aufrecht stehen können. Hier ist es schattig und kühl. Als Raianda Stephan die Decke aus der Hand nimmt, auf der Erde ausbreitet und sich darauf hinlegt, mit genügend Platz für Stephan, versteht er plötzlich, warum sie auf dem Kauf der Decke bestand. Und nun wird sie tatsächlich ein Stück werden, das ihn immer wieder an Raianda erinnern wird.

Trotz der späten Heimkehr macht niemand den beiden einen Vorwurf. Maria ist vom Silberschmuck mit den Granaten gerührt und Marcus beschwert sich bei Stephan nur scherzhaft, dass er nicht für den Becher auch einen passenden Inhalt mitgebracht hat. Raiandas Vater nimmt verstoßen, aber dankbar die für Cynthia gedachte Kette. Wann er sie ihr gibt, wird Raianda nie erfahren, aber zwei Tage später trägt sie Cynthia auf einmal. Stephan hat ein bisschen Probleme, seinen Deckenkauf zu erklären. Die Kette für Raianda will er sich für den Abschied aufheben.

Cynthia hatte untermals weniger erfreulichere Angelegenheiten zu erledigen, die nur dadurch erleichtert und doch irgendwie schön wurden, weil Sharma ihr immer wieder behilflich war. Nicht nur Behördenwege waren zu erledigen, auch die Vorbereitungen für die Feuerhalle mussten getroffen werden. Es hatte ihr viel Überwindung und auch Überredungskünste gekostet, Barry, Klaus und Lenas Eltern zu überzeugen, dass sie das alles in die Hand nehmen würde. Sobald es der Gesundheitszustand von Marcus zulässt, wird man sich in Varanasi treffen und dort in einer stillen Feier die Asche aus den Urnen in den Ganges streuen.

Nach einer erneuten genauen Untersuchung meint der verblüffte Dr. Sharma, dass Marcus' Genesung so rapide voranschreitet, dass er am 20. Dezember den Gips am Oberarm und am linken Fuß durch einen Stützverband ersetzen kann und seinen Kopfverband so verkleinern wird, dass er unter einem Hut zu verstecken ist. »Mit Hut, einer dünnen langen Hose, einem lockeren Hemd und dem Gips am rechten Bein werden Sie mit einer Krücke schon passabel aussehen und gehen können. Ich kann Sie also hier entlassen. Sie könnten die Feier in Varanasi am 21. Dezember ansetzen und wenn sie es sehr früh machen, werden keine Massen Sie stören. Dann können Sie nach Neuseeland zurückfliegen und Weihnachten zu Hause auf Great Barrier Island feiern.«

Bis zum 21. Dezember ist es noch eine Woche. Eigentlich gibt es für Cynthia, Barry, Klaus, Stephan und Maria keinen wirklichen Grund in Delhi zu bleiben, nur Marcus braucht die ärztliche Betreuung von Sharma. Barry und Klaus beschließen, die Woche zu nützen. Sie wollen sich um SR Inc. kümmern und einige Ideen ausprobieren, die die von Klaus gegen die Brodlyn-Zwillinge (siehe »Xperten 2: Der Paradoppelgänger«) entwickelten Paraabwehrschirme verbessern sollen. Sie werden am Nachmittag des 20. Dezember in ihrem ehemaligen Hauptquartier in Sarnath sein.

Maria will Marcus unter keinen Umständen allein lassen. Sie ermutigt aber Stephan und Cynthia mit Barry und Klaus nach Neuseeland mitzufahren. Aber beide wollen nicht so recht. Cynthia argumentiert, dass die »lange Fliegerei für ein paar Tage in Neuseeland kaum dafür steht«, und Stephan nickt beifällig ...

Die nächste Woche wird für Stephan frustrierender, als er erwartet hat. Obwohl er Raianda noch zweimal im Geheimen trifft und es für beide sehr schön ist, muss Raianda leider zwischendurch immer wieder weg. Raianda weiß, dass ihr Vater dafür verantwortlich ist. So sehr sie es bedauert, Stephan nicht öfter zu sehen, erinnert sie sich sehr wohl an die Aussprache mit ihrem Vater: Stephan und sie haben sich ein »bisschen« ineinander verliebt, vielleicht auch mehr als nur ein bisschen. Und Stephan wird in wenigen Tagen wieder weit weg in Neuseeland sein. Also steht ein Ende ihrer »Freundschaft« ohnehin bevor, vielleicht sollte sie also wirklich nicht das Augenmaß verlieren.

Marcus' Verletzungen heilen mit einer Geschwindigkeit, die Dr. Shamar nicht begreifen kann. Er hat so was noch nie erlebt! Immer wieder erkundigt er sich bei Marcus, ob solche rasanten Heilungsprozesse schon öfter aufgefallen sind und ob er sich diese erklären kann. Selten war Marcus so nahe daran, einer Person außerhalb ihrer Paragruppe die Wahrheit zu erzählen. Shamar kann ja nicht wissen, dass Marcus durch Beschleunigung seiner Individualzeit, immer wenn er alleine ist, der Heilung nachhilft.

So kommt es aber, dass Dr. Sharma nach der Untersuchung am 19. Dezember keinen Grund mehr sieht zuzuwarten. Er entfernt den Gips am Arm und am linken Bein, findet kopfschüttelnd keinen Anlass für einen Stützverband, kann den Kopfverband vollständig entfernen. Nur noch neue Haut ohne Haare erinnert an die schwere

Verletzung. Selbst der Gips am mehrfach gebrochenen rechten Bein ist offenbar nicht mehr notwendig, doch legt hier Sharma noch einen Stützverband an: »Wenn Sie in den nächsten Tagen beim Gehen überhaupt keine Probleme mit dem rechten Bein haben, dann kann ich Ihnen noch ein Weihnachtsgeschenk machen: Sie können am Weihnachtstag Verband und Krücke wegwerfen. Ich muss gestehen, ich habe so rapide Heilungen bisher nur ganz selten bei manchen Spitzensportlern erlebt. Ich kann Ihnen zu Ihrer Kondition nur gratulieren.«

»Ich denke, die Gratulation muss ich zurückgeben: Sie haben mich so toll operiert und behandelt, ich konnte nur wenig dazu beitragen. Ich danke Ihnen. Im Namen unserer Gruppe darf ich Ihnen aber schon heute sagen: Sie sind immer ein willkommener Gast bei uns auf Great Barrier Island. Wenn Sie je ein bisschen ausspannen wollen, kommen Sie! Und vergessen Sie nicht: Der Sommer beginnt gerade, die schönste Zeit bei uns. Und je früher Sie kommen, umso besser. Übrigens, Raianda ist natürlich mit eingeladen. Ich denke, sie versteht sich nicht nur mit Stephan sehr gut.«

Sharma ist berührt von dieser Einladung. Er weiß aber aus Erfahrung, dass solche von geheilten Patienten so einzuschätzen sind wie von Reisebekanntschaften. Im Moment, wo sie gemacht werden, ehrlich gemeint, aber dann scheint die Zeit die Verbindlichkeit der Einladung doch mehr und mehr verblassen zu lassen.

Die Verabschiedung am nächsten Tag ist mehr als herzlich. Shamar umarmt in seiner Vergesslichkeit Cynthia mehr als einmal.

Stephan gelingt es, Raianda kurz auf die Seite zu ziehen. Er drückt ihr ein Päckchen in die Hand, in dem die Silberkette ist, die er bei Roten Fort für sie gekauft hat. Das Päckchen enthält aber auch ein kleines Stück ihrer »gemeinsamen« Decke, die auch von diesem Ausflug stammt, und einige Worte, die Raianda sehr berühren werden, etwa dass »das Stückchen Decke dich immer daran erinnern soll, dass du es mir zurückbringen musst«. Dann sagt er noch rasch: »Mein Papa hat dich und deinen Vater zu uns eingeladen. Überrede deinen Vater zu kommen. Wir sind alle gute Freunde geworden, aber vielleicht haben du und dein Vater auch noch zusätzliche Gründe?« Ein Kuss geht sich nicht mehr aus, nur vor versammelter Mannschaft ein Küsschen auf ihre Wange. Er genießt einen Augenblick den Geruch ihrer Haut und des Parfums, das sie benutzt.

»Hallo, was ist mit dem Küsschen auf die andere Wange?«, überrascht sie Stephan. Stephan errötet ein bisschen, berührt auch ihre andere Wange flüchtig mit seinen Lippen ... und riecht plötzlich nicht ihre Haut oder ihr Parfum, sondern jenen Geruch, den er auf ihrem zweiten Finger bei der ersten Waschung in seinem Krankbett kennen lernte und von dem er inzwischen genau weiß, wo er herrührt.

Raianda strahlt Stephan unschuldig an, als man diesen fast wie eine Puppe in das Flughafentaxi ziehen muss.

Die Ankunft in Varanasi und der Transfer in ihre Wohnungen in der tibetischen Universität in Sarnath erweckt viele Erinnerungen: schöne und traurige. Klaus und Barry sind schon angekommen. Das Abendessen verläuft schweigsam. Niemand spricht davon, dass man morgen um 4 Uhr mit drei Urnen zum Ganges in Varanasi aufbrechen wird.

Marcus überredet Maria zu einem Spaziergang. Noch einmal stehen sie – diesmal nicht wie im Traum von Maria mit den Kindern, sondern nur zu zweit – vor der großen buddhistischen Stupa, die König Ashoka vor knapp zweitausend Jahren erbaute. »Maria, wir sind beide nicht besonders religiös. Aber wenn ich einen Aspekt des Buddhismus sehr vereinfache und vergrößere, dann gibt es nicht den Einzelmenschen, nicht die Einzelseele des Christentums, sondern ein globales Etwas, zu dem wir immer gehören, ob lebendig oder tot. Wir sind ein Teil davon und auch Lena war und ist es. Ich wünsche mir, dass ein bisschen von dem stimmt.«

Maria sagt nichts.

Sie gehen in der untergehenden Sonne zurück.

Um vier Uhr ist es in Varanasi noch fast stockdunkel, aber das Leben hat schon begonnen. Wie halb betäubt lässt sich die Paragruppe zum Dasasvamedh-Ghat bringen, wo ein großes Boot auf sie wartet. Langsam gleiten sie den Fluss hinauf. Cynthia zeigt, dass sie ein bisschen weiter Richtung Flussmitte gerudert werden wollen. Dann treibt das Boot flussabwärts, die ersten Anzeichen der aufgehenden Sonne werden merkbar. Cynthia gibt Barry die Urne mit Monikas Asche. Barry ist kein Mann der Feierlichkeiten. Er steht ruhig auf und schaut nach Osten: »Monika, bevor ich dich kannte, war ich ein zielloser Mensch. Du hast mich geändert, nur dich habe ich je geliebt. Ich hoffe, ich habe dich in den Jahren, die wir zusammen

waren, so glücklich gemacht, wie du mich. Bitte bleibe in mir lebendig, solange ich lebe. Ich wünsche uns ein Wiedersehen.« Barry streut die Asche in den Ganges, er wirft Lotosblüten in den Fluss und die Blüten von roten Rosen. Als er sich hinsetzt, vergräbt er sein Gesicht in seinen Händen und schluchzt. Klaus nimmt die Urne von Sandra. Er erzählt gefasst, aber ruhig von ihnen beiden, bevor er sich endgültig verabschiedet, verabschiedet in einer Intensität, dass die beiden Ruderer sogar ihr Kauen einstellen. Marcus muss Maria stützen, als sie mit Stephan zusammen aufsteht.

Stephan sagt die letzten Worte: »Lena, du wirst uns mehr fehlen, als vermutlich wir dir. Ich weiß nicht, wie ich ohne dich als Kind hätte glücklich sein können. Ich danke dir dafür. Du hast kurz, zu kurz gelebt, ich hoffe aber, dass du die Wahrheit gesagt hast, als wir das letzte Mal sprachen. Da sagtest du: ‚Wann immer ich sterbe, ich werde der Welt, dem Leben, meinen Eltern und dir, Stephan, immer dankbar sein für die schöne Zeit die ich leben durfte: Ich habe sicher in dieser Zeit mehr Schönes erlebt als die meisten Menschen, egal wie alt sie werden. Wenn mir etwas passieren würde, bitte weint nicht um mich.‘ Lena, wir werden um dich weinen, weil du uns fehlst und fehlen wirst. Schlaf gut, Schwesterchen.« Alle setzen Lotusblüten ins Wasser, Kerzchen in kleinen Schiffchen, während drei graue Flecken Asche flussabwärts treiben. Da nimmt Maria ein Päckchen aus ihrer Tasche und nimmt noch ein Holzschiffchen heraus, eines, das sie offenbar in den letzten Tagen selbst geschnitzt hat. Schweigend zündet sie die Kerze im Schiffchen an, bevor es wegtreibt. Sie setzt sich neben Marcus. Wie so oft, wenn er zu ihr zärtlich und tröstend sein will, ergreift er ihre Hand: Maria schaut ihn traurig an.

Und dann kommt es Marcus einen Augenblick lang vor, als würde ein starker Vorwurf in ihren Augen liegen. Marcus schaut sie liebevoll, aber fragend an. Maria wendet den Kopf ab und schaut nur in die aufgehende rote Sonne.

4. Zurück auf Great Barrier Island

Weihnachten 2019

Die Paragruppe trifft am 23. Dezember auf Great Barrier Island ein, auf dem Anwesen, das Maria und Marcus besitzen und wo alle ihre Freunde wohnen. Auf dieser wilden Insel vor dem Hauraki-Golf von Auckland, auf einer Insel, die noch immer weitgehend aus der typischen Buschwildnis der neuseeländischen Nordinsel besteht und nur von einzelnen Häusern oder sehr kleinen Orten unterbrochen wird, ist ihr eigentliches Zuhause. Die Firma, die Marcus leitet und bei der fast alle Mitarbeiter tätig sind, die SR Inc., ist hingegen in Auckland angesiedelt. Durch die modernen Kommunikationstechnologien, die SR Inc. zum Teil auch selbst entwickelt, wie ihren berühmten e-Helper (ein hochmodernes Kommunikationsgerät) oder die e-Kolibris (die Kleinstdrohnen, die ja auch in Chandipur im Einsatz waren), spielt die Distanz keine Rolle. Und mit dem Moller600 (einer älteren Version ihres Moller800, der sich noch in Indien befindet) als Verkehrsmittel ist die Isolation nur positiv zu merken.

Aroha und Herbert begrüßen sie herzlich. Die beiden haben sich über den Mindcaller gefunden, ein noch immer geheimnisvolles Gerät aus der Frühzeit der Erde, dessen Entstehung völlig unklar ist. Es erlaubt Aroha und Herbert nicht nur miteinander telepathisch zu kommunizieren, sondern auch mit anderen Personen, die ihnen nahe stehen. Das technische Prinzip dieser Kommunikation ist unklar. Die Tatsache, dass der Mindcaller an manchen Stellen auch in die Vergangenheit schauen lässt, ja diese Wirklichkeitstreu simuliert (siehe »Xperten 1.2: Der Mindcaller«), macht ihn noch geheimnisvoller. Obwohl die jüngsten Forschungen viele Rätsel enthüllt haben – so etwa, dass eigentümliche schwarze Obsidiankugeln, die man da und dort gefunden hat, und der Mindcaller irgendwie zusammenhängen (siehe »Xperten 2.2: Para-Entdeckungen«) und von denselben Lebewesen gebaut wurden –, bleiben viele Fragen ungelöst.

Herbert und Aroha hatten die telepathische Verbindung mit der Paragruppe in Indien aufrechterhalten, wo man die e-Helper-Technologie wegen der fehlenden drahtlosen Kommunikationsnetze in den ländlichen Gebieten nur begrenzt einsetzen konnte. Aroha und Herbert sind also über die wesentlichen Geschehnisse informiert und es hat wenig Sinn im Moment mehr darüber zu reden. Zudem

sind die Ankommenden nach dem langen Flug müde. Und es gibt die Nuance einer Spannung, die Aroha und Herbert nicht ausloten können. So ziehen sich alle »Neuankömmlinge« bald in ihre Betten zurück; Aroha und Herbert haben Zeit, zusammen mit der Köchin die letzten Vorbereitungen für ein Galafrühstück und für ein festliches Abendessen zu treffen. Stephan aber kann in Ruhe über sein Kommunikationsgerät, die letzte Version des e-Helpers, einige Dinge ins Rollen bringen, die ihm sehr am Herzen liegen.

Der 24. Dezember scheint alle auf Great Barrier Island für das Überstandene entschädigen zu wollen. Es ist ein herrlicher, windstillter Tag mit blauem Himmel. Die prächtigen Pohutukawa-Bäume haben ihre roten Blüten schon angesetzt. Beim langen und gemütlichen, von Aroha und Herbert liebevoll gerichteten Frühstück im Wintergarten scheint die Welt in Ordnung; die Spaziergänge durch den Busch oder hinunter zum Meer, die sie allein oder in Grüppchen machen, sind traumhaft. Und doch: So schön es hier ist, es ist zu ruhig, es fehlen Lena und die beiden Freunde.

Am deutlichsten kommt das vielleicht dadurch zum Ausdruck, dass Klaus und Barry in andere Wohnungen umziehen und Maria die Tür zu Lenas Zimmer absperrt und den Schlüssel an sich nimmt. Niemand will dauernd an die Katastrophe erinnert werden.

Und doch sind alle sehr bemüht, sich gegenseitig zu unterstützen und zu unterhalten. Sie baden in ihrem berühmten Whirlpool, der von einem kalten und einem kleineren warmen Wasserstrahl in den abfallenden Felsen gespeist wird, sie schwimmen im glasklaren Meer in der sandigen Bucht, spielen Krocket oder Tennis; Maria und Marcus machen einen kurzen Tauchgang. Währenddessen steht Stephan am Strand und gibt »seinen« Fischen wieder Befehle, hypnotische Befehle an Tiere, ohne dass er sprechen muss. Dies war die Methode, wie er den Sturm der Tiere auf die Atomwaffenbasis Chandipur erreicht hatte. Sein Vater nennt seine Parafähigkeit »Animalaktivator«, aber insgeheim nennt sich Stephan selbst manchmal etwas überheblich »Mann, der mit Tieren reden kann«. Mit einigen hier, mit denen er regelmäßig zu tun hat, wie mit dem großen einäugigen Grouper, mit den Delfinen oder mit den vielen Hummern, die in den Felsnischen am Rand der Sandbucht hausen, hat er in den letzten Jahren eine so intensive »Freundschaft« geschlossen, dass seine Eltern sie hier nicht mehr jagen. Wenn sie heute (seltener)

Hummer und Fische fangen, dann tun sie dies in anderen Gegenden der Insel.

Die Pferde wiehern vor Freude, als sie Stephan wiedersehen. Da merkt Stephan etwas, das er schon vorher vage wahrnahm: Er kann nicht nur wie bisher den Tieren Befehle geben, er »hört« auch einen Teil ihrer Emotionen. Bei den Pferden fühlt er eine echte Eifersucht, jedes will zuerst von ihm gestreichelt und geritten werden! Gleichzeitig merkt er das erste Mal bewusst, dass seine eigenartige Sehfähigkeit um undurchsichtige Objekte herum verschwunden zu sein scheint. Ist das eine Folge des Unfalls, seiner Gehirnerschütterung oder hat sich seine »Paraaura« geändert, weil er langsam erwachsen wird, wie ihm das Klaus vor ein paar Tagen einreden wollte?

Der große Weihnachtsbaum wird nach österreichischer Tradition von allen gemeinsam mit einem wilden Mischmasch von Kugeln und elektrischen Kerzen (ein Tribut an Neuseeland) geschmückt. Natürlich muss man lange warten, bis es dunkel genug ist, die Lichter anzudrehen, aber dafür ist vorher ausreichend Zeit, das prächtige Festessen von Aroha und Herbert zuerst zu bewundern und dann (teilweise) zu verzehren. Bevor die Päckchen beim Weihnachtsbaum geöffnet werden, entschuldigt sich jeder bei jedem, dass dieses Jahr wahrlich keine Zeit für Weihnachtseinkäufe gewesen ist.

Und dann stellt sich das alles als Lüge heraus: Maria hat in der letzten Woche in Delhi genug Zeit zum Einkaufen gehabt, ja es war das für sie eine der wenigen Ablenkungen, und sie überrascht wie immer alle durch ihre Fantasie. Marcus hat, weil selbst unbeweglich, über Dr. Sharma, dessen Tochter Raianda und Cynthia für alle etwas besorgt. Als Stephan eines der Geschenke, das er von seinem Vaters bekommen hat, auspackt, eine zierliche Silberhand, da weiß er sofort, wie sein Vater diese bekam. Und er ist später verrückt genug daran zu riechen, wobei er fast in lautes Lachen ausbricht. Raianda hat es wieder getan: Zwei Finger riechen sehr verschieden. Stephan hat mit Hilfe von Raianda viele originelle Geschenke aus Delhi für alle mitgebracht, Aroha und Herbert überhäufen die Freunde mit Päckchen jeder Größenordnung, »weil wir dachten, ihr habt bestimmt keine Zeit für Weihnachtseinkäufe«, und selbst Klaus und Barry haben sich durch ihre Trauer nicht abhalten lassen, an alle zu denken. Cynthia ist gerührt von dem Geschenke-Regen, den sie erhält, und was von ihr kommt, ist unverkennbar: Es ist durchgehend

aus Österreich und muss schon vor Monaten bestellt worden sein. Cynthia hat am Morgen tief geschluckt, als sie die für Lena, Monika und Sandra gedachten Geschenke tief in ihrer Bettlade versteckte.

Nur ein Häufchen von Geschenken bleibt unberührt: Jenes für Ryan, den sympathischen jungen Mann aus Perth, der durch seinen Paraschirm (siehe »Xperten 2.1: Der Paraschirm«) eine so wichtige Hilfe für sie auch in Indien gewesen wäre, der aber seit Monaten in Australien, auf der Suche nach seiner Freundin, verschollen ist.

Man umarmt sich viel, da und dort zeigen sich feuchte Augen aus den verschiedensten Gründen. Es ist kein rauschendes Weihnachtsfest, aber eigentümlicherweise eines, das den Beteiligten mehr in Erinnerung bleiben wird als viele andere.

Der 25. Dezember wird mehr in neuseeländisch-englischer Tradition gefeiert. Einige große Truthähne haben dafür ihr Leben lassen müssen. Kurz nach dem Mittagessen meldet sich plötzlich der e-Helfer von Marcus mit der Kennung der PM, der Premierministerin von Neuseeland: »Marcus, ich habe beschlossen euch zu überfallen. Ich bin im Anflug auf euren Landestreifen, also erschreckt nicht über das plötzliche Auftauchen.«

Marcus sieht noch gerade das lachende Gesicht von Jenny, der PM, die über die Jahre eine gute Freundin von Marcus und Maria geworden ist, dann unterbricht die PM die Verbindung. Es ist gut, dass die PM angerufen hat, und sie ist sich dessen auch bewusst, denn das Anwesen ist nach allen Richtungen hin, auch gegen Luftangriffe oder Spähangriffe, mit Drohnen bestens abgesichert. Marcus gibt also den Anflug für den Moller700, den die PM inzwischen gerne benutzt, mit dem Code, den der e-Helfer der PM übermitteltete, frei und eilt zum Landeplatz.

Die PM steigt aus und umarmt Marcus. »Du, ich will kein trauriges Gesicht aufsetzen, obwohl mir danach ist, und kann mir vorstellen, wie es euch geht. Wir müssen nach vorne schauen und wir müssen das Positive sehen. Ich werde dann trotzdem kurz ein paar Worte dazu sagen. Wenn ich etwas für dich oder Maria und die anderen tun kann ...?« Marcus schüttelt den Kopf: »Danke, Jenny, es ist schön, dass du gekommen bist. Das war bestimmt heute nicht einfach für dich.«

Die PM wischt die Bemerkung mit einer Handbewegung weg, obwohl sie unzählige Besuche, die sie traditionell am Weihnachtstag

zu machen hat, aus »Gesundheitsgründen« absagen »musste«. Der Pilot und Kopilot machen Anstalten, es sich im Moller gemütlich zu machen. Da dreht sich Marcus um: »Es gibt noch mehr als genug Truthahn. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, mit unseren Hausangestellten zu essen, dann sind Sie herzlichst eingeladen.«

Während sich das relativ zahlreiche Personal um die Piloten kümmert, setzt sich die Paragruppe im Wintergarten mit der PM zusammen. Nach dem Begrüßungsgeplänkel und diversen Höflichkeiten wird die PM ernst.

»Ich kann nur ahnen, was ihr hinter euch habt und wie ihr leidet. Es gibt keine vernünftige Art, mit der ich meine Gefühle ausdrücken könnte, und noch weniger kann ich mit Worten helfen. Aber ihr sollt wissen: Ich bin so sehr bei euch, wie es jemand, der nicht direkt betroffen war und ist, sein kann. Ich weiß, dass solche Worte nicht nur überflüssig sind, sondern nur Trauer wieder aufrühren. Aber ich muss sie aus mehreren Gründen sagen. Das Erste ist ein so großes DANKE, wie es noch nie gesagt wurde: Ihr habt nicht nur Indien gerettet, sondern nach den gegenwärtigen Hochrechnungen, wenn alle pakistanischen Atomwaffen gezündet worden wären, fast die ganze Welt. Auch Neuseeland hätte riesige Probleme mit radioaktiver Verseuchung gehabt – Tote, Fehlgeburten, Missbildungen –, ich will gar nicht alles erzählen, was in dem Bericht steht, den ich als Vorweihnachtslektüre erhalten habe. Wie ihr wisst, sind die Details fast niemandem bekannt und die breite Öffentlichkeit hat überhaupt nichts mitgekriegt, außer dass es zu fast gleichzeitigen Unfällen in Atomwaffenstützpunkten in Indien und Pakistan gekommen ist. Es wird erst in den nächsten Tagen in den Medien sein, aber die Auswirkungen des Geschehens sind gigantisch: Indien und Pakistan haben einen atomaren Abrüstungspakt unterschrieben, der einer faktischen Auflösung der Atomwaffen in beiden Ländern gleichkommt.

Seit vorgestern laufen die Propagandamaschinen in beiden Ländern auf Hochtouren. Angeblich haben sich die ehemaligen Feinde bei den Atomunfällen gegenseitig geholfen. Lacht nicht, dies ist ein genialer Trick! Die Stimmung in Pakistan gegen die Inder und die in Indien gegen die großen islamischen Minderheiten beginnt in eine totale Verbrüderung umzuschlagen. Die Grenze nach Kashmir ist offen, Waffen und Sprengköpfe werden in Freudenfeiern verbrannt. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie geschickt das Bollywood, die

Medienindustrie in Bombay, in Abstimmung mit Pakistan aus-
schlachtet. Während wir hier sitzen, verhandeln das erste Mal seit
1947 Minister der beiden Länder über – haltet euch fest – eine Frei-
handelszone. Eine Freihandelszone zwischen Ländern, zwischen
denen de facto der Handel verboten war. Die größte Umwälzung
auf dem indischen Subkontinent seit 1947 steht bevor, eine Umwäl-
zung, die den Fall der Berliner Mauer oder den Zusammenbruch
der Sowjetunion überschatten wird. Lasst euch überraschen, aber
ihr müsst auch stolz sein: Das habt ihr erreicht, nur ihr.«

Die PM schweigt einen Moment, die Paragruppe sitzt erstaunt.
Dann fährt die PM weniger emotional fort: »Ihr bleibt im Hinter-
grund, auf euren ausdrücklichen Wunsch?« Alle nicken fast gleich-
zeitig. »Aber es gibt ein paar Kleinigkeiten, die ich euch mitteilen
muss: Das indische und das pakistanische Parlament wollen be-
schließen, euch den höchsten Orden, den man für Ausländer hat, zu
verleihen. Eine Dankesnote an Neuseeland für Hilfe in einer kriti-
schen Situation ist bei mir eingegangen, verbunden mit der Bitte, die
ausführenden Personen zu nennen. Wir müssen uns überlegen, wie
wir das handhaben, wenn ihr als Personen im Hintergrund bleiben
wollt. Außerdem hat mir die indische Regierung ein Weihnachtsges-
chenk für jeden von euch mitgegeben«.

Jetzt erst wird klar, warum die PM ein Köfferchen dabei hat.
Sie öffnet es und überreicht Aroha, Barry, Cynthia, Herbert, Klaus,
Marcus, Maria und Stephan – offenbar bewusst in alphabetischer
Reihfolge – je ein längliches Päckchen. Stephan ist der Erste, der es
aufreißt. Es enthält eine längliche Schatulle ... »Ist die aus solidem
Gold?« Die PM nickt. »Aber halte dich fest, wenn du das Kästchen
aufmachst.« Neugierig öffnet Stephan und schaut auf das Heftchen.
»Verstehe ich das richtig?«, staunt er und zeigt es Klaus. Dieser blät-
tert es aufmerksam zweimal durch. »Stephan, ich denke, du hast
gerade 500 Schecks über je eintausend US-Dollar bekommen.«

Die PM nickt: »Indien war nicht kleinlich bei diesen Geschenken
an euch. Da mache ich nicht mit, ich bin da ein bisschen erdnäher.«
Sie ruft einen ihrer Mitarbeiter über den e-Helper: »Ich glaube, ihr
könnt jetzt den Moller ausladen ... Moment, machen wir es weni-
ger dramatisch: Ich bringe für euren Weinkeller je 200 Flaschen aus
jedem berühmten Anbaugebiet Neuseelands. Ich glaube, der sollte
gleich eingelagert werden. Veranlasst du das, Marcus?« Stephan

kann sich nicht zurückhalten: »Wie viele Anbaugelände sind es denn?« Die PM lacht: »Offiziell zurzeit 38.«

Marcus hat das Gefühl, dass er nun auch etwas sagen muss: »Danke für die vielen flüssigen Kalorien. Ich habe allerdings zwei Bedenken. Erstens weiß ich nicht, ob unser Keller dafür groß genug ist; und zweitens haben wir alle das Gefühl, du willst unsere Parakräfte durch Alkohol beseitigen.« Dann wird er ernster: »Zu deinen Ausführungen vorher: Wir freuen uns, wenn unsere Aktionen in Indien und Pakistan so viel Gutes bewirkt haben und bewirken werden. Wir danken für die Anerkennung und die Geschenke. Dass wir uns nicht dafür bedanken können, dass du uns gebeten hast, dort tätig zu werden, das wirst du aber verstehen. Freilich soll das nicht heißen, dass du nicht weiterhin unsere Freundin bist. Es lag ja bei uns, den Einsatz anzunehmen oder nicht. Trinken wir auf eine bessere Zukunft!«

Die PM ist sicher, dass Marcus sie nach wie vor als Freundin sieht. Sie ist aber nicht sicher, ob er für alle spricht. Bei Marcus' letzten Sätzen hat sie zum Beispiel Maria genau beobachtet, die leicht die Stirne runzelte und Barry einen Blick zuwarf. Auch dessen Miene war nicht unbedingt freundlich. Zudem war Marcus wohl nicht ganz ehrlich, als er sagte: »Es lag ja bei uns, den Einsatz anzunehmen oder nicht.« Es musste Marcus doch bewusst sein, dass sie eine Ablehnung kaum hätte akzeptieren können ... Selbst wenn sie gewusst hätte, dass dabei Mitglieder der Paratruppe, vielleicht sogar Marcus, den sie mehr schätzt, als sie sich manchmal eingestehen will, getötet würden. Sie seufzt innerlich: Es ist manchmal nicht leicht, PM zu sein und Entscheidungen zu treffen, die man als Mensch eigentlich nicht treffen kann. Sie stößt noch einmal mit Marcus an.

Die Gruppe beginnt sich langsam aufzulösen, nachdem Stephan aus Neugier zum Weinkeller gelaufen ist. Auch die anderen folgen in Gruppen. Was sie beobachten, ist fürwahr gewaltig. Wer hat schon einmal gesehen, wie Tausende von Weinflaschen in Regale geschichtet werden, die dann mit liebevoll vorbereiteten Klebe-Etiketten erklärt werden?

Marcus sitzt später allein mit der PM zusammen, da beide noch Fragen haben. »Wie ist es eigentlich gekommen, dass du deine Paragruppe auf einmal in Indien, noch dazu in Sarnath, einquartiert hast?«, erkundigt sich Jenny.

Marcus meint: »Das ist eigentlich eine lange Geschichte, aber lass sie mich so kurz wie möglich machen. Wir hatten ja schon vor Jahren Probleme mit der PPU aus Europa, die im Begriff waren, Spürgeräte für und Abschirmgeräte gegen Parafähigkeiten zu entwickeln. Du erinnerst dich noch, als die französische Fregatte auf deinen Befehl aufgebracht wurde, und wir dort allerlei verdächtige Sachen fanden? Allerdings war vorher Wichtiges zerstört worden.« Jenny lächelt: »Ja, es war ein Genuss, den Franzosen einmal die Versenkung der Rainbow Warrior im Aucklander Hafen zurückzahlen zu können ... Sie waren ja in unsere Küstenzone illegal eingedrungen.« Marcus setzt fort: »Entweder war die Zerstörung der Einrichtungen am Schiff ein Rückschlag oder es gab sonst Probleme, jedenfalls wurde es zunächst ruhiger, bis wir in anderen Teilen der Welt eingreifen mussten und wieder mit dieser Gruppe um einen gewissen Justo zusammenstießen. Es lief dann so weit okay, aber heuer merkten wir auf einmal starke Paraaktivitäten in Indien und Pakistan – und wieder von der PPU. Dem mussten wir nachgehen. Wir waren und sind von der Paraforschung der PPU – ich glaube mit Recht – beunruhigt. Darum also installierten wir eine starke Gruppe in Sarnath.«

»Warum gerade dort?«

»Das ist fast ein Zufall. Ich habe mich auf der Südinsel mit einer Gruppe tibetischer Einwanderer angefreundet. Die erzählten mir, dass in Sarnath von Exiltibetern die einzige echt tibetische Universität geführt wird, in einer alten College-Anlage, und zwar in unmittelbarer Nähe eines buddhistischen Klosters, was für manche Unterrichtsfächer sehr praktisch ist. Das Kloster ist übrigens dort, weil in Sarnath angeblich Buddha seine erste große Rede nach seiner Erleuchtung gehalten hat. Aber ich komme vom Hauptgrund ab: In der tibetischen Universität wird mit modernsten Computertechnologien versucht, möglichst viel von der traditionellen Kultur der Tibeter zu bewahren: durch die Digitalisierung von Bildern, Filmen, Gebeten, Schriftrollen usw. Diese moderne Computertechnologie war es, was mich neugierig machte. Und so stellte sich heraus, dass dort für uns, die wir ja doch auch Computer intensiv einsetzen – vom e-Helper bis zu Drohnen und zur Kommunikationsbrille –, eine ideale Infrastruktur vorhanden war. Da die Universität dringend Geldmittel brauchte, weil sie nicht mehr so intensiv von der Ford- und deren Orient-Foundation unterstützt wird wie früher,

war der Rest einfach: Wir haben ihnen geholfen, sie uns.« »Aber ich habe auch eine Frage, Jenny«, setzt Marcus fort, »wir übersiedelten im Juni nach Sarnath. Damals war absolut noch nicht abzusehen, dass wieder ein Konflikt zwischen Indien und Pakistan bevorstand, noch weniger, dass da möglicherweise Atomwaffen eingesetzt werden würden. Während es in Pakistan nur zwei wirklich große Atomstützpunkte gibt, wie konntest du wissen, dass es in Indien gerade Chandipur sein würde, weit von Pakistan entfernt, das die entscheidende Rolle spielen würde?«

Die PM lächelt: »Das ist auch fast ein Zufall. 2017 war ich bei der großen Kashmir-Konferenz als Vertreterin Neuseelands. Die leider gänzlich erfolglosen Besprechungen sollten vorerst um einen Tag verlängert werden und so stand ich auf einmal ohne die mir ‚zustehende‘ Regierungssuite im Hotel da. Der PM von Indien, Vajassa, war sehr freundlich und lud mich ein, eine Nacht in seiner Residenz zu bleiben. Wir saßen am Abend lange zusammen, begannen uns gut zu verstehen und da erzählte er mir Details, von denen niemand sonst wusste. Er erwähnte insbesondere eine unter vier Augen ausgesprochene Drohung des pakistanischen Präsidenten General Yussin, die großen indischen Städte notfalls zu zerstören, wenn sich Indien einer Eroberung Kashmirs widersetzen würde. Seit diesem Zeitpunkt war es Vajassa klar, dass er notfalls einen atomaren Erstschatz nicht gegen die Bevölkerung Pakistans, sondern gegen die beiden Atomstützpunkte würde führen müssen. Im Laufe des August kam Vajassa auf einen Blitzbesuch nach Wellington, der in den Medien als ‚unnütze Zeitverschwendung‘ bezeichnet wurde. Dabei machte er mir klar, dass er in eine ausweglose Situation hineinsteuerte, und fragte, was ich davon hielt. Auch mir fiel keine Lösung ein, bis ich auf einmal an euch dachte. Ich erzählte Vajassa ganz geheimnisvoll, dass ich eine spezielle Eingreiftruppe hätte und alles versuchen würde, Atomschläge vor allem von Pakistan nach Indien zu vermeiden. Na ja, so kam das ... Und darum habt ihr auch einige Unterstützung erhalten. Ich habe mich immer gefragt, ob dir das nie aufgefallen ist.«

Marcus schüttelt den Kopf. »Doch, Marcus, hast du dich zum Beispiel nicht gewundert, dass gerade in Chandipur ein drahtloses Breitbandnetz funktionierte? Das wurde für euch installiert, für eure Drohnen. Oder ist dir nie aufgefallen, dass euch zwar die pakistanische Luftwaffe angegriffen hat, die viel bessere indische euch aber

den Grenzüberflug nie erschwert hat? Oder dass es euch gelang, den Moller800 nach Indien einzuschmuggeln und seine Flüge nie behindert wurden?»

Marcus schlägt sich an die Stirn: »Und ich habe immer an die Wirkung der ‚Stealth‘-Beschichtung geglaubt, dabei war es kein chemischer, sondern ein politischer Grund, der uns geschützt hat! Noch eine Frage: Wenn wir den Einsatz abgelehnt hätten, hättest du uns gezwungen?«

Die PM reagiert fast verärgert. »Marcus, was sollen diese nachträglichen Gedankenspielerien? Ich wusste, dass es um sehr, sehr viel ging. Zunächst hätte ich Druck ausgeübt, dann hätte ich dir wahrscheinlich die Situation erklärt. Hättest du dich dann gewehrt zu versuchen, den indischen Kontinent zu retten? Wenn ja, was weiß ich? Alternativen sah ich damals und sehe ich heute nicht. Darum war und ist es gut, dass ihr zugestimmt habt. Und dass euch dabei die PPU in die Quere kommen würde, ist eine Tragödie, war aber weder abzusehen, noch kann man es jetzt gutmachen.« Marcus schweigt. Die PM ergreift seine Hand, drückt sie, blickt ihn an. Marcus nickt langsam. Die PM lächelt.

In diesem Moment meldet sich wieder der Moller700 der PM: »Erbiten erneut Landeerlaubnis!« »Erteilt«, antwortet Marcus, blickt aber verwirrt. »Ich wusste gar nicht, dass dein Moller weg war.« »Ja, wenn du ins Reden und Zuhören vertieft bist, dann merkst du oft nicht viel von der Umwelt. Der Moller war in Auckland. Er bringt zwei Personen, die unbedingt zu dir wollten. Vielleicht solltest du zum Landeplatz laufen!«

Marcus geht rasch los, die PM folgt langsam. Am Landeplatz steht bereits Stephan. »Stephan, hast du eine Ahnung, wer kommt?« »Ich denke schon«, sagt sein Sohn zur Verblüffung Marcus'.

Da setzt der Moller der PM schon auf, die Türen öffnen sich und heraus springt Raianda, die sofort zu Stephan eilt und ihn umarmt. Stephan strahlt. »Es hat geklappt!«, denkt er.

Dr. Sharma steigt würdevoller aus und begrüßt den offenbar verblüfften Marcus mit einem festen Händeschütteln: »Sie haben uns eingeladen, Sie möglichst bald zu besuchen. Und als Sie uns dann nochmals baten zu kommen, wollten wir Sie nicht enttäuschen.« Sharma freut sich über die Überraschung auf Marcus' Gesicht: »Sie scheinen gar nichts davon zu wissen, dass Sie uns nochmals ein-

geladen haben. Ich fürchte, wir wissen beide, wer dahinter steckt«, winkt er Stephan zu. »Aber schauen Sie einmal, was wir am 23. 12. per e-Mail von der neuseeländischen Botschaft in Delhi erhalten haben. Dann wird alles klar.« Er zeigt Marcus einen Ausdruck:

Sehr geehrter Herr Dr. Sharma, wir bedanken uns bei Ihnen für die hervorragende Betreuung unserer Staatsbürger in Ihrer Klinik und dürfen neben einem Scheck für die angefallenen Kosten noch eine Kleinigkeit übersenden: elektronische Flugtickets nach Neuseeland. Wie wir wissen, wurden Sie von Ihren Freunden auf Great Barrier Island explizit eingeladen, möglichst bald zu einem Besuch zu kommen. Wir haben festgestellt, dass Ihr Dienstplan einen Kurzbesuch gestattet, wenn wir sofort reagieren. Sie und Ihre Tochter sind daher fix auf den Flug Delhi-Sydney-Auckland am 24. 12. gebucht. Sie werden in Auckland am 25. 12. um 15 Uhr von Mitarbeitern der Frau Premierminister abgeholt und direkt zu Ihren Freunden geflogen, wo die Frau Premierminister Sie persönlich begrüßen wird. Nach drei Tagen mit Ihren Freunden – Details wurden mit Herrn Simmer jun. abgestimmt – dürfen wir Sie auf eine kurze Tour durch Neuseeland einladen (siehe Beilage), die so ausgelegt ist, dass Sie das Jahresende wieder bei Ihren Freunden verbringen können. Sie werden am 1. 1. 2004 um 15:00 von Great Barrier Island abgeholt und erreichen damit Ihren ebenfalls fix gebuchten Flug Auckland-Sydney-Delhi. Wir bitten um Entschuldigung, dass wir Sie nur auf den Strecken Delhi-Sydney und retour in die erste Klasse buchen konnten, da auf dem anderen Segment nur eine Businessklasse geführt wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung und besten Reisewünschen im Namen der neuseeländischen Regierung ...

Inzwischen ist auch die PM herangekommen. »Willst du uns nicht bekannt machen, Marcus?«, moniert sie.

Die anderen sind so überrascht und erfreut, wie es Marcus ist. Sharma hat diverse hübsche Mitbringsel und für Cynthia auch einen Blumenstrauß mitgebracht und überreicht diesen für alle sichtbar. Cynthia ist die Einzige, die auch für Sharma und Raianda schöne Geschenke aus Österreich bereit hat. Es ist gut, dass sich niemand überlegt, wieso sie solche auf Vorrat hat.

Es wird ein überraschend fröhlicher Nachmittag. Als die PM schließlich abfliegen muss, begleitet sie auf ausdrücklichen Wunsch

nur Marcus zum Moller. »Danke, Jenny. Du bist einfach toll.« »Marcus, ich freue mich, wenn ich euch vorübergehend ein bisschen ablenken und helfen konnte. Sharma und seine Tochter sind wirklich sehr nett und werden für Abwechslung sorgen. Eine Überraschung steht dir noch bevor, aber das wirst du schon rechtzeitig erfahren. Übrigens, dein Sohn Stephan ist doch wirklich ein Teufelskerl: Er hat mich am 23. 12. im Parlament angerufen und wurde natürlich abgewimmelt. Da rief er noch einmal unter deinem Namen an ... und das ist einer der wenigen, von dem meine Mitarbeiter wissen, dass er nicht ignoriert werden darf ... Dann hat er sich höflich, aber mit unglaublicher Selbstsicherheit als dein Sohn vorgestellt und mir mehr oder minder diktiert, was ich zu tun habe. Als ich sagte, warum er glaube, dass ich das alles tun und bezahlen würde, sagte er fast wörtlich: ‚Sie bekommen so viel positive Publizität durch die Aktionen einer anonymen Eingreiftruppe, die nur Ihnen untersteht, dass das das Geringste ist, was Sie tun können.‘ Als ich auf seinen halb scherzhaften Ton einging, wurde er auf einmal sehr ernst und sagte fast verbittert: ‚Die Einladung ist ja nicht zum Spaß. Es sind drei von uns gestorben und unsere Gruppe droht daran zu zerbrechen. Jeder, dem etwas an der Gruppe liegt, sollte helfen, die Krise zu bewältigen.‘ Und dann brach er einfach die Verbindung ab! Hab ich als PM schon länger nicht mehr erlebt.«

»Ich fürchte, ich unterschätze Stephan manchmal ... Er wird sehr schnell erwachsen, manchmal kann ich ihm kaum folgen.«

»Glaubst du, Marcus, dass die Gefahr besteht, dass eure Gruppe auseinander bricht?« »Nicht im endgültigen Sinn. Aber dass wir zwischendurch eine große Krise haben könnten, vielleicht. Ich weiß nicht, warum, aber es gibt manchmal Blicke und Spannungen, die ich nicht verstehe.« – »Ich halte dir die Daumen. Und rühr dich, wenn du etwas brauchst.«

Die drei Tage vergehen für Sharma und Raianda zu schnell. Stephan ist viel mit Raianda unterwegs. Keiner kann es ignorieren, dass es zwischen den beiden mehr als knistert, aber es ist vor allem Raianda, die dafür sorgt, dass sie immer wieder auch bei der Gruppe sind und dort nicht als Pärchen auftreten. Noch ausgeprägter ist dies bei Sharma und Cynthia: Sie sind unzertrennlich, aber sondern sich nie ab. Zusammen sitzen sie mit Klaus und Barry, diskutieren mit Marcus, Aroha und Herbert. Sie kommen immer wieder zu Ma-

ria mit Fragen über Neuseeland, Maria muss ihnen Auckland und Teile der Insel zeigen, weil sich Cynthia angeblich nicht genügend gut auskennt, und sie reden auch immer wieder mit Raianda und Stephan. Insgesamt ist Sharma wie ein Zauberer: Er hält die Gruppe zusammen und kümmert sich unauffällig um jeden, wo es notwendig erscheint. »Wenn ich das nur auch so gut könnte«, denkt Marcus mehrmals bewundernd und auch neidisch.

Raianda lernt durch Stephan das Meer erstmals richtig kennen und lieben. Sie schwimmen endlose Strecken die Küste entlang. Hier am Meer übernimmt er die Führung: Nach der ersten Felsenstrecke, in einer Bucht, die vom Haus aus nicht mehr leicht erreichbar ist, besteht Stephan schon beim ersten Mal darauf, dass sich beide nackt ausziehen. Er findet Raianda hinreißend schön im Tageslicht. Sie spielen im Wasser, er trägt sie, dann sie ihn, durch das Wasser federleicht, und während man getragen wird, den Händen des anderen ausgeliefert. Dann versteckt Stephan alle Badesachen in einer kleinen Höhle und nimmt dort einen wasserdichten Beutel und dünne Neoprenanzüge heraus. Er will, dass sie diese anziehen. Das Wasser ist sonst auf die Dauer zu kalt, obwohl sie zwischendurch auf Sand laufen können, da sich Buchten und Felsstrecken abwechseln. Sie finden eine kleine Sandbucht, während die Sonne gerade durch ein großes Loch in den Wolken herunterbrennt. Stephan öffnet den wasserdichten Beutel und nimmt »ihre« Decke heraus, die er ausbreitet. Hier ist es warm und einsam genug, dass sie die Neoprenanzüge nicht benötigen. Sie finden, dass sie beide aufregend salzig schmecken.

Als sie bei großen Wellen an einem ausgedehnten Felsen vorbei zurückschwimmen, wird Raianda besorgt. »Raianda, du brauchst dich nicht zu fürchten, die Fische sind meine Freunde. Sie helfen uns, wenn wir Hilfe brauchen.« Raianda hält das für etwas kindisch und als sie wegen des Wellengangs immer mehr ungewollt Wasser schluckt, ruft sie schon fast in Panik: »Stephan, ich brauche Hilfe!« Stephan, der direkt neben ihr schwimmt, stützt sie mit einer Hand, ruft aber gleichzeitig lautlos nach seinen besten Freunden, den Delfinen. Raianda weiß nicht, wie ihr geschieht, als sich plötzlich ein halbes Dutzend Delfinleiber unter sie und Stephan drängen und sie beide aufheben. »Hör zu schwimmen auf, sie bringen uns zurück«, flüstert ihr Stephan zu. Er legt sich auf die Seite, einen Arm unter

sie, einen Arm über sie. Die Delfine tragen sie elegant und ohne dass ihre Gesichter je nass werden mit unerhörter Geschwindigkeit zurück. Als Stephan sie mit offenen Augen zart und ausdauernd küsst, zweifelt Raianda an der Wirklichkeit: Das muss ein Traum sein. In der letzten Bucht vor dem Haus lassen die Delfine die beiden geschickt ins seichte Wasser gleiten und sind im Nu nicht mehr zu sehen.

»Was war das?«, fragt Raianda. »Das waren meine Freunde. Ich habe hier viele Freunde unter den Tieren.« – Er hofft mit dem »hier« seine Parafähigkeiten zu verbergen. – »Bitte erzähl nichts von meinen Tierfreunden, niemandem. Wir warten jetzt hier ungefähr eine Stunde, bis die Flut weiter zurückgeht, damit das letzte Stück leichter zu durchschwimmen ist.« »Aber mir ist trotz dieses Anzugs kalt, fürchte ich«, meint Raianda.

»Wird sofort behoben«, entgegnet Stephan. Aus der Höhle, wo er auch ihren Badeanzug versteckt hat, holt er ein trockenes Handtuch und eine warme Decke. Er breitet »ihre« Decke auf den Sand: »Raus aus dem Neoprenanzug!« Er reibt sie liebevoll trocken und als sie sich dann auf die Seidendecke legt, deckt er sie mit der dickeren zu. Er setzt auf einem Campingkocher Wasser für einen Tee auf, dann trocknet er sich auch ab und rutscht zu Raianda. Die Decke und die beiden Körper werden schnell warm, nur bei den Füßen muss Stephan ein bisschen nachhelfen, indem er sie fest reibt. Der heiße Tee schmeckt köstlich.

Es vergeht rasch mehr als eine Stunde, bevor sie endgültig nach Hause aufbrechen. Von hier aus ist nur mehr ein kurzes Stück zu schwimmen.

Am dritten Tag wird aus dem wechselnden Wetter ein richtiger Sturm. Sie sitzen im Wintergarten, dessen Glasfenster solide genug sind. Draußen biegen sich die Bäume furchterregend. Sharma meint, da man morgen abreist, sei es nun Zeit für die letzte Überraschung, die Stephan und die PM vorbereitet haben (und die er selbst in Wahrheit für eine gefährliche Idee hält). Sie sind alle nach Auckland zu einem Treffen am Abend des 31. 12. eingeladen, das die PM für sie und für Freunde organisiert. Nur Verwandte und Freunde der jetzt Anwesenden werden eingeladen und ihr Hin- und Rücktransport wird entsprechend organisiert. Es wird natürlich keine Silvesterparty mit Musik und Tanz, sondern ein gemütliches Zusammen-

sein mit Freunden, um das neue Jahr gemeinsam zu begrüßen. Es kommen zum Beispiel die Apothekerfamilie von der Insel, Alice und Bob Gilles aus Ponsonby, mit denen sie (es scheint vor ewigen Zeiten) unter anderem einmal zum Blackwaterrafting in Waitomo waren (siehe »Xperten 1: Der Telekinet«), Peter Cobb, Marcus' bester Freund aus Chicago, fliegt mit seiner Frau ein, Arohas Mutter, die sonst sehr zurückgezogen lebt, wird kommen, ein halbes Dutzend Maoris aus Herberts Großfamilie, eine Reihe von Mitarbeitern von SR Inc., allen voran der Geschäftsführer Robert, und andere. Das Treffen wird auf der Nordseite der Harbourbridge auf einem Hügel in Devonport in ruhiger Umgebung stattfinden, von wo aus man das alljährliche Feuerwerk in Auckland um Mitternacht gut beobachten wird können.

Eine ungewöhnliche Veranstaltung, denken die meisten. Sharma fühlt, wie sich einige dagegen sträuben, so kurz nach dem Tod von geliebten Personen zu feiern, darum hatte er auch das Wort »Feier« oder »Party« bewusst vermieden. Er merkt aber, dass seine Gratwanderung nicht ganz geglückt ist. Darum erzählt er in ruhiger Stimme von den Großfamilien in Indien, die sich selten treffen, und wenn, dann nicht um zu feiern, sondern um zusammen zu sein; fallweise bleiben die Teilnehmer dann auch einige Tage länger. Beispielsweise konnten Marias Eltern nur überredet werden zu kommen, als man genau erklärte, dass sie zwar von der neuseeländischen Regierung eingeladen werden, dass es sich aber nicht um einen offiziellen Anlass oder eine Feier handelt, sondern nur um ein Zusammensein als »Danke« an die Gruppe. Als Maria das hört, bricht ihr innerer Widerstand. Sie hatte schon so lange versucht, ihre Eltern – ihr Vater ist leider schon gebrechlich – zu überreden sie zu besuchen, aber es war ihr nie gelungen. Nun versteht sie, warum die Eltern am 24. 12., als sie traditionell per e-Helfer Kontakt aufnahm, sagten: »Na, hoffentlich sieht man sich bald wieder einmal richtig und nicht nur virtuell.« Sharma teilt die Liste der Personen, die eingeladen wurden und die zugesagt haben, aus. Es sind viele freudige Überraschungen darunter.

Sharma zieht sich zurück. Er fühlt sich mit dieser Gruppe ungewöhnlich verbunden, aber er spürt, wie sehr sie der Tod der drei Freunde belastet und dass alle Versuche und Tricks, um das zu überspielen, vielleicht nicht reichen werden. Er braucht frische Luft

und geht in Richtung Wald, wo die Quellen entspringen. Die Pohutukawa-Bäume bewegen sich wild im schwachen Licht der durch dicke Wolken unsichtbaren Nachmittagssonne, die Äste schlagen aneinander. Das Geräusch erinnert ihn fast an die Musik, die ein Bambuswald im Wind macht, wenn die Stäbe gegeneinander reiben. Der Wind zerrt an ihm, doch er setzt sich unter einen der größten Bäume, mit überschlagenen Beinen und mit gefalteten Händen. Der Sturm wird immer stärker. Er treibt einen Regen roter Pohutukawa-Blüten vor sich her, bricht da und dort einen Ast. Er sollte eigentlich in die Sicherheit des Hauses zurückgehen ...

Marcus bemerkt, dass Sharma fehlt. Vor der Tür Richtung Wald stehen die Hausschuhe von Sharma, die dieser immer im Haus trägt. Sharma ist also draußen. Bei diesem Sturm nicht ungefährlich! Marcus zieht sich sturmfest an, erhöht seine Subjektivgeschwindigkeit und geht hinaus. Er wird fast umgerissen, das heißt, der Sturm liegt schon bei zirka 100 Stundenkilometern. Auf der freien Fläche ist Sharma nicht zu sehen, auch nicht auf dem Weg zum Strand. Also ist er in den Wald gegangen, wo er mehr vom Wind geschützt ist, aber durch brechende Äste oder gar stürzende Bäume nicht ungefährdet. Marcus legt mit zwei Pseudohänden ein schützendes Dach über seinen Kopf, eine trickreiche Übung, weil der Wind an den ausgebreiteten Pseudohänden zerrt, wie er das bei einem Regenschirm tun würde. Vorsichtig geht er Richtung Wald. Er bereut, keinen Stock zur Stütze mitgenommen zu haben. Dann sieht er plötzlich Sharma, wie dieser meditierend unter einem großen, alten, morschen Baum sitzt. Marcus bleibt einige Meter vor Sharma stehen. Kleine Äste prasseln auf das Pseudo-Hand-Dach, prallen aber ab, ohne Marcus zu verletzen. Sharma erblickt Marcus, erstarrt, als er die Äste merkt, die auf Marcus fallen, ihm aber offensichtlich nichts anhaben können. Der Sturm legt weiter zu. Eine unerwartet heftige Bö wirft Marcus zu Boden. Dieser sieht, wie sich der Baum hinter Sharma nach vorne neigt und ihn erdrücken wird. Mit subjektiv stark erhöhter Geschwindigkeit reißt er Sharma von dem Baumriesen weg zu sich, springt auf, stützt sich auf Sharma und kämpft sich mit diesem, geschützt durch seine Pseudohände, zum Haus zurück. Sharma blickt noch einmal zurück zu der Stelle, wo er gesessen hatte: Der riesige Stamm deckt sie ganz zu. Er wäre tot, hätte ihn nicht eine unbekannte Macht weggerissen.

Die beiden Männer betreten das Haus und schauen sich an: »Der Mann, der mit Gedanken Dinge bewegt«, murmelt Sharma und setzt halb fragend fort: »Und der seine Wunden schneller heilen lassen kann?« Marcus nickt und lässt Sharma nicht aus den Augen, worauf dieser fragt: »Warum sehen Sie mich so an? Danke für die Rettung ... Aber was denken Sie?« »Sie dürfen von meinen Kräften nichts wissen, das heißt auf keinen Fall irgendjemandem etwas sagen. Ich überlege, ob ich die Erinnerung der letzten Minuten aus Ihrem Hirn löschen lassen muss.« »Sie könnten das?« »Ja.« »So wurde Indien also gerettet«, stellt Sharma fest.

»Kann ich Ihnen vertrauen, dass Sie nichts von dem sagen, was Sie erlebt haben?«, fragt Marcus. »Ich werde sicher nie jemandem bewusst etwas davon berichten. Aber was ist im Schlaf, was ist unter Folter, was ist unter Rauschgift? Trauen können Sie niemandem in dieser Hinsicht, auch mir nicht, wenn das ein Geheimnis bleiben muss. Löschen Sie die letzten zehn Minuten! Jetzt!«

Marcus bewundert Sharma. Er ruft Cynthia und erklärt ihr kurz, was geschehen ist. Sharma hört bei allem zu. Das ist jetzt ja auch Nebensache. Denn Cynthia löscht seufzend die letzten zehn Minuten im Gedächtnis jenes Menschen, den sie zurzeit wohl am meisten schätzt.

Der 31. 12. 2019 wird für die Paragruppe und ihre Freunde trotz diverser Vorbehalte ein schlichtweg schöner Abend. Es sind so viele Freunde – oder Freunde von Freunden –, die es genießen zusammen zu sein, ihre Probleme, Sorgen, Trauerfälle und Freuden teilen zu können. Positive Energie fließt in allen Richtungen; ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, fast ein Eins-Sein mit allen Lebenden und Toten entsteht, wie es selbst Sharma selten erlebt hat.

Er beobachtet Cynthia mit Liebe und etwas Stolz. Sie hat in kurzer Zeit viel von ihm angenommen, ist irgendwie die gute Seele in der Gruppe, die es genießt zu helfen, so wie er es genießt zu helfen, vielleicht noch mehr dort, wo ihn die Einrichtungen seiner Klinik unterstützen können. Maria ist glücklich, dass ihre Eltern bei ihr sind. Und Sharma ist insgeheim froh zu sehen, dass den Eltern ihre Tochter noch wichtiger ist als die verstorbene Enkeltochter. Das ist in diesem Fall notwendig. Barry und Klaus mischen sich wunderbar mit den Maorifreunden und Verwandten von Aroha und Herbert,

aber es gibt keine festen Gruppen, es ist eine unglaublich gemischte und doch wieder seltsam homogene Menge. Marcus fällt aus allen Wolken, als seine Schwester und seine Eltern auftauchen: Er hatte es schon lange aufgegeben, sie zu einem Besuch in Auckland zu überreden! Peter Cobb beeindruckt Sharma. Hier ist ein durch und durch erfolgreicher Mann, sicher nicht immer den geschriebenen Gesetzen treu, wohl aber den Gesetzen der Menschheit und der Freundschaft. Und dass sich die PM hier so bewegt, dass man nie ihre Funktion erraten würde, findet er bemerkenswert: Ja, dieser Besuch in Neuseeland hat sich gelohnt.

Bezeichnend für den Abend ist, dass sich (fast) niemand für das Feuerwerk interessiert, dass keine Sektkorken knallen müssen und keine »Ahs« und »Ohs« notwendig sind.

Die einzige Ausnahme sind Stephan und Raianda. Sie haben sich nach einer Zeit, die sie als schicklich lang betrachtet haben, zusammengenommen, sich von den anderen entfernt und sitzen nun schon eine Stunde aneinander gekuschelt auf der Wiese. Zu viel gibt es auszutauschen. Sie sehen die Silhouette von Auckland, dominiert vom Skytower, später dominiert von Raketen in der Mission Bay, unten in Devonport und im Bereich Auckland Domain. Aber das ist nur ein romantischer Hintergrund, der auch für die beiden wenig bedeutet.

»Raianda, hast du mir das Eckstück meiner Seidendecke mitgebracht?« »Nein, Stephan.« »Vergessen?«, fragt er enttäuscht. »Nein, ich habe es absichtlich nicht mitgenommen.« Stephan begreift langsam, was sie damit sagen will. »Wir treffen uns also wieder«, jubelt Stephan.

»Ja«, sagt Raianda mit einer eigentümlichen Stimme, »aber nicht zu oft.« Dann bricht sie in Tränen aus, die erst nach langen Küssen besiegt werden können. Noch küssen sie sich zärtlich, aber es kommt schon die Zeit zum Abschiednehmen. Da räuspert sich plötzlich jemand hinter ihnen. Es ist Raiandas Vater, Dr. Sharma.

»Raianda, ich habe dir gesagt, du darfst dich nicht in Stephan verlieben.« »Ich weiß, Papa, deine Befehle sind nur manchmal sehr schwer zu befolgen.« Sharma zieht ohne Vorwurf beide mit seinen Händen vom Boden auf und legt seinen linken Arm um Raianda, den rechten um Stephan: »Kommt zurück zu den anderen. Ihr dürft nie vergessen, dass die Welt aus mehr als zwei Personen besteht.«

Vierzehn Tage bleiben die Eltern von Maria und Marcus auf Besuch. Sie werden auf demselben Flug nach Wien zurückfliegen und dabei in Singapur eine Nacht zum Ausruhen verbringen.

In diesen zwei Wochen übernehmen die Elternpaare die Kontrolle über alles auf Great Barrier Island, die anderen werden wie Kinder in dieser neuen Großfamilie behandelt. Selbst Herbert und Barry, die kaum Deutsch verstehen, werden zu »mein Sohn« bzw. Aroha zu »meine liebe Tochter«; Klaus und Marcus werden getadelt, wenn sie wieder einmal zu lange arbeiten. Sie versuchen nämlich, die Forschung bei der Anti-Parastrahlung voranzutreiben. Die ersten mit Anti-Parastrahlung ausgerüsteten e-Helpers hatten sich ja im Kampf gegen die Brodlyn-Zwillinge als entscheidend erwiesen, doch wurde dann die Weiterentwicklung eingestellt. Die Tatsache, dass man Silatraviat mit Röntgenstrahlen aktivieren musste, um die notwendige frequenzvariable Anti-Parastrahlung zu erzeugen, war unakzeptabel, weil die »harte« Röntgenstrahlung für Menschen auf die Dauer zu gefährlich war. Zudem hatte die Anti-Parastrahlung nicht wirklich verlässlich funktioniert.

Darum hatte man auch nicht an die Mitnahme von Anti-Parastrahlungsgeräten nach Indien gedacht. Allerdings zeigte das Phänomen des Super-Hypnotiseur, der mit Justo das Auto von Marcus stoppte, dass offenbar die PPU in der Forschung sehr viel weiter gekommen war. Lena hatte die starke Parabegabung des Super-Hypnotiseurs erst in nächster Nähe entdeckt. Das wäre aber bei einer so starken Parabegabung im Normalfall unmöglich. Folglich hatte die PPU inzwischen Möglichkeiten gefunden, Parabegabungen »auf« und »ab« zu drehen, vermutlich ohne die Träger gesundheitlich zu gefährden. Hier mussten sie einhaken!

Allerdings beginnen sich Klaus und Marcus bei der weiteren Vorgehensweise auseinander zu leben. Während Klaus auf Eigenforschung drängt, erklärt Marcus, dass er nach Europa will, um dort Adler und die PPU endgültig auszuschalten. »Aber du kannst doch nicht nach Europa, bevor du dich gegen den Super-Hypnotiseur wehren kannst«, wirft Klaus erstaunt ein. Marcus blickt Klaus verblüfft an: »Aber der ist doch schon lange tot!«

Erst auf diese Weise erfährt Klaus (und noch später über ihn erst Barry und Maria), was Marcus schon lange wusste, aber Klaus gegenüber nie erwähnte, weil er annahm, dass dieser das von Stephan

schon lange erfahren hatte. Schließlich war Klaus ja drei Tage mit Stephan nach dem Unfall zusammen gewesen, während er, Marcus, im Tiefschlaf lag.

Klaus scheint Marcus nur halb zu glauben, sodass sich die Fronten weiter verhärten. Bald wird klar, dass Klaus in Auckland weiterforschen wird, Marcus aber die PPU in Europa endgültig ausschalten und von deren Erkenntnissen lernen will. Er versucht Klaus zu beschwichtigen, indem er ihm sagt, er würde einen der alten e-Helper mit Anti-Parastrahlung mitnehmen. Klaus zuckt nur die Schultern.

Nach der Abreise der Eltern und da Barry, Klaus, Herbert und Marcus in Auckland oft lange Stunden arbeiten, Stephan wieder in die Schule geht (auch das in Auckland), ist das Haus auf Great Barrier Island untertags bis auf Maria und Cynthia, und fallweise Aroha, leer.

Als Marcus, wenig einfühlsam, Maria mitteilt, dass er für zirka zwei Woche nach Europa fliegen muss, um dort die PPU-Angelegenheiten endgültig zu regeln, und er Cynthia bitten möchte mitzukommen, weil er nur so ungestört seine ganzen Parakräfte einsetzen kann ist Maria entsetzt und schleudert Marcus einen Schwall von Vorwürfen als nummerierte Liste ins Gesicht, eine Liste, die sie offenbar schon lange mit sich herumträgt:

»Erstens, jetzt, wo ich besonders allein bin, verlässt du mich für zwei Wochen. Zweitens, du fährst mit einer anderen jungen Frau. Drittens, diese Frau ist zurzeit meine einzige Stütze. Viertens, wieso hast du erlaubt, dass Lena nach Indien mitkommt? Wir hatten ohnehin den Späher Klaus und die Orterin Monika mit. Fünftens, wieso hast du darauf verzichtet e-Helper mit Anti-Parastrahlung mitzunehmen ...? Nur, weil du sie nicht entwickelt hast? Sechstens, die Geschenke aus Indien, den Besuch der PM, das Treffen zu Silvester, du hast das alles genossen, ich habe dich genau beobachtet. Lena ist dir dabei gar nicht abgegangen. Siebtens, in deiner Rede nach jener der PM hast du gelogen. Du hast gesagt, wir hätten den Einsatz ja ablehnen können, obwohl du genau weißt, dass das die PM nicht zugelassen hätte. Achtens, überhaupt, die PM verehrt dich und du sie, mich brauchst du da ohnehin nicht mehr. Neuntens, mit Stephan bist du viel zu streng, schätzt ihn viel zu wenig, er wird auch bald

davonlaufen. Zehntens, du hast es nicht für notwendig erachtet mir zu erzählen, dass Justo und der Super-Hypnotiseur tot sind. Elftens, du bist überhaupt verrückt oder besessen. Da haben wir einen katastrophalen Einsatz hinter uns und du musst schon wieder etwas unternehmen. Ich habe genug und ich glaube, nicht nur ich. Ich möchte ein normales Leben führen wie alle Menschen. So normal wie alle anderen. Ich möchte das Para-Dingsbums vergessen, selbst wenn ich bitten muss, dass Cynthia es aus meinem Gehirn auslöscht. Und das ist erst der Anfang! Ich habe mich jetzt über die Feiertage und während die Eltern da waren beherrscht. Auch hast du gar nicht bemerkt, dass ich es einfach nicht mehr aushalte. Weißt du was? Fahr auf zwei Wochen mit Cynthia nach Europa, aber du kannst auch gleich länger bleiben.«

Marcus ist wie versteinert. Er versucht sich zu beruhigen, indem er, wie er es einmal gelernt hat, sieben Mal tief durchatmet, bevor er antwortet. Doch selbst das läuft daneben. Fast höhnisch schreit ihn Maria an: »Siehst du, jetzt hat es dir die Rede verschlagen! Du bringst ja kein Wort mehr heraus!«

Marcus kann sich nur mit Mühe beherrschen. Zum Glück ist seine Trauer, dass er offenbar auch Maria verliert, so groß wie sein Zorn, sodass er gerade noch in der Lage ist einigermaßen ruhig zu antworten. »Maria, bitte hör mir jetzt einmal ruhig zu. Ich glaube, du sagst vieles, das nicht stimmt, weil du über den Tod von Lena verzweifelt bist. Ich bin es auch, ich muss mich auch seit Wochen beherrschen und irgendwie versuchen mich abzulenken, damit ich es durchhalte. Was glaubst du, was ich mir für Vorwürfe mache! Vielleicht hätte ich dich nie hineinziehen dürfen, vielleicht hätte ich wissen müssen, dass ich mit meiner Parabegabung für alle eine Gefahr bin. Dann hättest wenigstens du jetzt ein glückliches Leben.«

»Ach so, es wäre dir jetzt sogar schon lieber, wenn du mich nie geheiratet hättest ...«

Marcus schlägt mit der Hand auf den Tisch: »Maria, das genügt jetzt. Bitte hör mir einmal ohne Unterbrechung bis zum Ende zu und überleg dir dann, was du sagst und tust. Ich versuche es nochmals, so ruhig ich kann, aber bitte, entschuldige, so ruhig bin ich im Moment jetzt auch nicht mehr.

Ich habe dich geliebt, bevor wir heirateten, als wir heirateten, immer seitdem und tu es heute noch immer. Daher solltest du mir das

Wort nicht im Mund umdrehen. Zu deinen anderen Vorwürfen: Ich glaube, es waren elf. Zu einigen habe ich faire und gute Erklärungen, zu anderen nicht, da hast du leider vielleicht Recht. Ich habe sicher auch viele Fehler gemacht. Lass mich die Punkte durchgehen und bitte schütte nicht den Hass, den du auf irgendetwas Unbestimmtes fühlst, über mich, sondern dorthin, wo er hingehört: in den Abfall.«

Maria will wieder unterbrechen, doch Marcus hebt die Hand: »Zu deinen elf Punkten: Erstens, es ist vielleicht von mir wirklich wenig einfühlsam, wenn ich gerade jetzt nach Europa fahre. Vielleicht sollten wir das überdenken, vielleicht hätte ich fahren sollen, während deine Eltern da waren, vielleicht hätten wir sie bitten sollen, länger zu bleiben. Lass uns darüber vernünftig reden. Zweitens, ich fahre mit einer anderen Frau, nur weil ich deren Paraeigenschaften so dringend brauche. Ohne Cynthia ginge es nur, wenn Barry mitkommt, und auf meine erste Anfrage hat er es strikt abgelehnt. Ich werde ihn nochmals bitten; aber du musst doch verstehen: Adler muss mir alle seine Geheimnisse sagen, aber er sollte dann wieder vergessen, dass er sie mir mitgeteilt hat. Aber ich bitte dich: Komm mit mir mit, es wäre sehr viel schöner. Ich bitte um Entschuldigung, dass ich dich nicht gleich gefragt habe. Ich dachte, wir können Stephan nicht allein lassen, doch da findet sich sicher eine Lösung, schlimmstenfalls soll auch er mitkommen.

Drittens, ja, Cynthia ist für dich eine Stütze, ich wusste nicht, dass du das so intensiv empfindest, und Aroha ist doch auch oft da. Aber das Beste ist doch dann wirklich: Komm mit. Viertens, ich wollte Lena nie nach Indien mitnehmen, es schien mir zu gefährlich. Ich wollte es ihr verbieten, obwohl sie unbedingt mitwollte ... Ich zermartete mir seit Wochen den Kopf, warum ich meine Meinung geändert habe: Es war ein Fehler, den ich mir selbst nicht erklären kann und den ich mir wieder und immer wieder vorwerfe. Fünftens, die gegenwärtige Anti-Parastrahlung kann nur kurzzeitig eingesetzt werden, weil sie durch Röntgenstrahlung ausgelöst wird, die für Menschen gefährlich ist. Darum hat keiner von uns daran gedacht sie mitzunehmen. Aber es ist genau das, was Klaus und ich jetzt lösen wollen. Er durch eigene Forschung, ich rascher, indem ich der PPU das Wissen entwende. Denn die PPU beherrscht offensichtlich eine für Menschen ungefährliche Variante der Anti-Parastrahlung. Sechstens, ja ich habe mich über den Besuch der PM, von Sharma

und den anderen gefreut, aber nicht, wie du glaubst, sondern weil ich dachte, dass das eine Möglichkeit ist alle ein bisschen abzulenken, dich, Stephan, Barry, Klaus, ja und auch mich. Es hat Momente gegeben, wo ich – und ich hoffe, nicht nur ich – vorübergehend das Furchtbare verdrängt habe. Aber es hat keinen Morgen gegeben, an dem ich nicht verzweifelt aufgewacht bin, wenige Nächte ohne Alpträume, keine ruhige Minute ohne schlimme Bilder: Ich lag schwer verletzt auf der Straße und sah euch teils tot, teils halbtot im brennenden Auto. Glaubst du wirklich, dass ich das in vier Wochen vergessen kann?

Siebtens, das in der Rede nach der PM, da magst du Recht haben, da bin ich selbst nicht sicher. Ich habe sie nachher direkt gefragt und sie war ausweichend ... Vielleicht hätte ich das nicht sagen dürfen. Nur verzeih mir: Es war eine spontane Antwort, da darfst du nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen. Achtens, ja ich schätze die PM – du doch auch? – und freue mich, dass sie mich schätzt. Ich halte sie für eine gute und verlässliche Verbündete. Aber mehr ist da nicht. Neuntens, ob uns Stephan verlässt. Wenn er es tut, bin ich vielleicht wirklich mitschuldig. Ich hoffe, er bleibt bei uns oder, wenn er sich ohne uns seine Hörner abstoßen muss, dann hoffe ich, dass er nicht lange von uns fern bleibt. Zehntens, ich habe dir nicht bewusst den Tod von Justos Gruppe verschwiegen. Warum sollte ich auch? Ich dachte, du weißt es von Stephan. Du hast ja kein einziges Mal gefragt: ‚Wo jetzt Justo wohl ist?‘ oder ‚Wird Justo und seine Gruppe eigentlich verfolgt?‘, was doch logisch gewesen wäre, wenn du anahmst, dass sie noch leben. Elftens: Auch ich habe, wie schon oft, darüber nachgedacht, meine Parafähigkeiten einfach zu ignorieren. Es geht nur nicht: Wir sind damit geboren und einige beneiden uns sogar darum, weil sie die Kehrseite nicht deutlich sehen. Man kann diese Fähigkeit genauso wenig auslöschen wie unsere Fähigkeit zu atmen. Ja, nicht nur ich habe Cynthia darauf angesprochen.

Wir können sie nicht ignorieren: Ich würde auch das nächste Mal Sharma retten, wenn ein Baum auf ihn stürzt« – nur dieses eine Mal zeigt Maria den Funken einer Reaktion – »und ich würde aus einem brennenden Auto jeden Menschen herausholen, wenn ich das durch meine Parafähigkeiten kann, ohne mich zu verletzen, egal, wer der Mensch ist. Ich bin sicher, dass es Situationen gibt, wie es sie immer gegeben hat, wo du auch nicht anders kannst als durch dein Parase-

hen einzugreifen. Übrigens, in diesem Sinn hätte uns die PM wohl auch zum Einsatz in Indien gezwungen: nicht durch Drohungen oder Enthüllungen, sondern indem sie uns so genau erklärt hätte, was ohne unseren Einsatz geschehen wird. Und auch du hättest dann gar nicht Nein sagen können.«

Maria steht ohne Regung auf. Marcus ruft und hält sie mit einer Pseudohand zurück, als sie versucht wegzulaufen: »Maria, hast du zugehört? Wieso glaubst du mir nicht?«

»Marcus, du bist ein Lügner durch und durch. Das fängt ja schon bei deinen großen Worten an, mich lieben vor, bei und nach der Heirat zu lieben. Du weißt genau, dass wir eigentlich nie geheiratet haben, sondern du mir nur eines Tages gefälschte Heiratsdokumente gegeben hast ... Nicht einmal gefragt hast du mich, ob ich dich will! Du weißt, dass ich wegen Stephan nicht nach Europa kann und er nicht wegen der Schule. Und Aroha, der stumme Fisch, die kannst du mir doch wirklich nicht als Stütze unterschieben. Ob du was mit Cynthia hast oder nicht – vielleicht auch noch nicht, wird schon kommen. Ich hab doch gesehen, wie du sie und Sharma fast neidisch angesehen hast; ich weiß doch, dass du auf junge Mädchen stehst. Wie du Raianda manchmal angesehen hast ... Oder wie war denn das mit den beiden englischen Mädchen in der Hesshütte? Du lügst überall! Greif mich mit deinen Pseudotentakeln nie mehr an, sonst wirst du mich anders erleben!«

Marcus lässt Maria aus. Sie läuft weg, beginnt wie besessen ihre Sachen in eine andere Wohnung zu tragen. Marcus denkt an die Hesshütte mit den englischen Mädchen, wie er sich damals beherrscht hat, um nicht mehr als nur »heftig zu flirten« ... Warum musste Sandra ihr Versprechen brechen und dies Maria erzählen? Und das mit der Heirat: Doch, sie wollten beide heiraten und Kinder haben. Aber natürlich stimmt es, dass sie nie offiziell geheiratet haben. Er hatte falsche Dokumente besorgt, damit sie aus Europa fliehen konnten (siehe »Xperten 1: Der Telekinet«). Vielleicht hätten sie einmal eine kirchliche Hochzeit oder etwas Ähnliches nachholen sollen, aber Maria hatte nie ein Wort in diese Richtung gesagt und alle betrachteten sie als Ehepaar – und sie sich sicher auch. Was ist mit Maria los? Was hat er falsch gemacht?

Maria weicht Marcus in den nächsten Tagen aus. Wenn er sie anspricht, sagt sie kein Wort. Er erklärt Aroha, Herbert und Stephan

seine Pläne. Klaus kennt sie schon. Sie hören alle ruhig zu, machen keine Einwände. Aber warum auch immer, ihre Sympathien scheinen nicht bei ihm zu liegen.

Dann spricht er noch einmal mit Barry. Das Ergebnis der Unterhaltung überrascht Marcus nicht, wohl aber die Stimmung, die aus Barry herausbricht. »Barry, du könntest so viel in Europa helfen. Es geht nicht nur um die Ausschaltung der PPU, sondern vor allem darum, von ihnen zu erfahren, wie sie Parastrahlungen verbergen und sich gegen Parabegabungen schützen. Sie scheinen das zu können, während wir mit unserem nicht ungefährlichen Anti-Para-Zusatz für den e-Helfer erst ganz am Anfang stehen.«

Barry zuckt gelangweilt die Schultern. Marcus fährt fort: »Barry, es geht um Sicherheit für uns alle. Und bist du es nicht auch Monika schuldig, dass du hilfst?«

Da explodiert Barry förmlich vor Zorn: »Ha, ha, ich habe ja gewusst, dass das auch noch kommt! Aber so kannst du mich nicht ködern. So sehr du versucht hast, es zu verbergen, damit wir weiter mit dir mitmachen, auch ich, der dumme Barry, weiß inzwischen, dass Justo und seine Gruppe tot sind. Mit so billigen Tricks kriegst du mich nicht. Mach, was du willst, und ich werde das auch tun. Danke für dieses Gespräch. Du hast es mir dadurch sehr viel leichter gemacht. Ich werde noch heute meine Sachen packen und nach Auckland zurück übersiedeln.«

Marcus ist verzweifelt: »Barry, glaub mir, ich wollte dich nicht mit Monika ködern. Ich hatte keine Ahnung, dass euch Stephan nicht gleich vom Absturz von Justos Auto erzählt hat, ich lag doch im Tiefschlaf. Ich erfuhr es erst, als ich aufwachte, und da war mir doch nicht bewusst, dass das Stephan nur mir erzählte.«

»Marcus, ich glaube, es ist unwürdig, wie du dich herauszureden versuchst. Ein bisschen höher hätte ich dich schon noch eingeschätzt.«

Marcus braucht lange, um den Wut-, ja fast Hassausbruch Barrys zu verdauen. Und doch, jetzt, wo er darüber nachdenkt, fühlt er sich nicht frei von Schuld. Stephan erzählte ihm vom Tod von Justos Gruppe mit so großer Verlegenheit, reagierte dann auf Marcus' leichten Vorwurf so heftig, dass er die Wahrheit hätte erraten können, wenn er mehr Einfühlungsvermögen gehabt hätte. Stephan brachte das Auto mit Justo zum Absturz; aber dieser »Mord«, so

gerechtfertigt er gewesen sein mag oder nicht, belastete ihn schwer und er erzählte es daher niemandem ... Nur ihm – und er hatte dann auch falsch reagiert: Statt Stephan zu trösten, verstärkte er dessen Schuldgefühle! Wird er sich mit Stephan aussprechen können? Marcus versucht es, doch Stephan geht jedem längeren Gespräch aus dem Weg.

Marcus ist verzweifelt. So allein hat er sich in seinem Leben noch nie gefühlt. Aber er muss das machen, was er sich vorgenommen hat, er muss in Europa der PPU das Geheimnis der Anti-Parastrahlung entreißen und wenn möglich gleichzeitig die PPU endgültig zerstören.

Er bittet Cynthia, ihn nach Europa zu begleiten: »Es kommt sonst niemand mit mir mit. Ich brauche Hilfe, wenn ich an die Geheimnisse der PPU herankommen will, und wir brauchen sie, damit wir uns vor Paraüberfällen in Zukunft schützen können. Nur du kannst mir da noch helfen.« »Marcus, wie willst du das nur mit mir zusammen anstellen?« Marcus erklärt ihr den groben Plan, den er sich überlegt hat, seitdem er weiß, dass er ohne Barry auskommen muss. Cynthia verlangt eine kurze Bedenkzeit, weil sie mit Maria sprechen will.

In diesem Gespräch macht ihr Maria unzählige unhaltbare Vorwürfe. Es hilft nichts, dass Cynthia anschließend jeden entkräftet. Sie beginnt als Einzige Marcus zu verstehen, nur in einem Punkt nicht: Sieht er nicht, dass Maria im Augenblick einfach psychisch krank ist und ärztliche Hilfe braucht? Sie bespricht das mit Aroha und diese verspricht, alles zu tun, dass Maria von einem Psychiater behandelt wird. Damit ist es für Cynthia fix. Sie sagt Marcus zu. Sie buchen einen Flug nach Brüssel mit offenem Rückkehrdatum, doch haben sie vorsichtshalber Sitze für den 18. März reserviert.

Es ist ein Spätsommertag, der 2. März 2020, an dem Cynthia und Marcus von Auckland über Sydney nach Brüssel fliegen. Es ist sonst nichts besonders an dem Tag, außer dass Aroha beim Aufräumen im Wintergarten den seit über zwei Wochen vermissten Mindcaller findet. Dass dieser jedes Wort des Streitgesprächs zwischen Maria und Marcus sowie Barry und Marcus aufgezeichnet hat, wie es sich für einen guten Mindcaller eben gehört, bedenkt Aroha freilich nicht.

5. Der Kampf mit der PPU

März 2020

Cynthia und Marcus kommen trotz eines ganz angenehmen Fluges müde in Brüssel an. Obwohl sie ohne Umsteigen oder Stop-over von Auckland nach Brüssel fliegen konnten, benötigten sie trotzdem 18 Stunden und es sind die Nebenbedingungen, die diese Reisen noch immer beschwerlich machen. Marcus hat wegen Cynthia darauf verzichtet, seine subjektive Zeit zu verlangsamen, sein sonst üblicher Trick, Flüge ohne Ermüdung zu überstehen.

Auch die neue Generation von Jumbo-Flugzeugen, die seit 2012 auf manchen Langstrecken eingesetzt werden, fliegt zwar nahe an, aber noch unter der Schallgeschwindigkeit. Das Problem des Überschallknalls würde man erst in noch größeren Flughöhen vermeiden können. Die vermehrte Bequemlichkeit bei den Sitzen und beim persönlichen Freiraum wird durch das »Massenerlebnis« wieder abgeschwächt. Es ist und bleibt ein Problem, knapp 2.000 Personen gleichzeitig ein- und aussteigen zu lassen, mit Essen zu versorgen, ihr Gepäck abzufertigen usw. Dazu kommt, dass die neuen Großraumflugzeuge nur manche Flughäfen anfliegen können und diese Flughäfen zum Teil so groß geworden sind, dass der Transport innerhalb des Flughafengeländes bereits eigene Verkehrsmittel benötigt. Durchgesetzt hat sich nicht ein System von Schnellbahnverbindungen, sondern von kleinen autonomen Fahrzeugen. Da Flugticket und Boarding-Informationen alle auf dem persönlichen e-Helper gespeichert sind, stoppt dieser automatisch das nächste freie Wägelchen und führt es zum Abflugsteig bzw. zu einem anderen Ziel, das man angeben kann: in die Wartelounge etwa, wo der e-Helper rechtzeitig erinnert, wenn es Zeit ist, sich zum Abflugsteig zu begeben. Auf Grund ihrer Größe sind die Flughäfen immer weiter von den Städten weggewandert, sodass im Normalfall das Umsteigen auf einen 300-km/h-Zug vom Flughafen zum Stadtzentrum notwendig ist. Freilich hat sich die Einrichtung von »Cityterminals« gut bewährt, denn man bewegt sich so vom Cityterminal in einer Stadt zum Cityterminal einer Stadt am anderen Ende der Welt ohne Gepäck.

Cynthia und Marcus verzichten aber auf diese Möglichkeit. Sie fliegen mit dem Moller von Great Barrier Island zum Aucklander

Großflughafen und steigen in Brüssel in ein Luftshuttle um, das sich auch als ein großer Moller entpuppt, der sie direkt auf den Dachlandeplatz des Le Meridien Hotel im Zentrum von Brüssel bringt.

Das Le Meridien war schon vor 25 Jahren eines der besten Hotels in Brüssel in zentraler Lage und ist es noch immer. Die großen Suiten lassen wirklich keinen Komfort vermissen. Cynthia und Marcus ziehen sich auf einige Stunden Schlaf in ihre Zimmer zurück. Sie werden sich um 16 Uhr zu einem kurzen Stadtrundgang und zu einem Abendessen treffen.

Nach einigen Stunden Schlaf und einer Erfrischung im Swimmingpool fühlen sich beide wieder topfit. Cynthia, die sich in Brüssel besser auskennt als Marcus, übernimmt die Führung. Sie gehen die Straße vom Hotel hinunter zu jenem kleinen Platz, der den eigentümlichen Namen »Grasmarkt« trägt, und biegen dann durch ein kleines Gässchen nach links, das sich auf das Juwel Brüssels, den Grand Place, öffnet. Dieser wird wie eh und je dominiert durch das Hotel de Ville, das gotische Rathaus, das aus dem 15. Jahrhundert stammt. Seine Fassade mit den filigranen Verzierungen, die trotzdem alle Linien bilden, die himmelwärts weisen, der schlanke Turm, auf dem die Kupferstatue des heiligen Michael, des Schutzpatrons von Brüssel, steht, passt nahtlos zu den vielen wunderschönen Zunfthäusern und den Bürgerhäusern, die den Platz umrahmen, jedes mit einer anderen Fassade, die meisten fast so alt wie das Rathaus, nur mit vielen barocken Verzierungen.

Die Gebäude, aber auch die (wieder auf gotisch) renovierte Kathedrale (die mit den Kunstschatzen fast an ein Museum erinnert) lassen einiges von der wechselhaften Geschichte dieses Stadtteils erahnen. Hier wird ja nicht nur alle zwei Jahre der gesamte Platz mit einem Blumenteppeich belegt, hier wurde der Weberaufstand blutig niedergeschlagen, hier wurden in den Zeiten der Glaubenskriege Lutheraner und Wiedertäufer verbrannt und die Grafen Egmont und Horn, die sich gegen Phillip II. gestellt hatten, hingerichtet. Und dass der Platz durch Ludwig XIV. 1695 fast völlig zerstört wurde, kann man bloß ahnen, denn nur wenige Jahre nach der Zerstörung war alles im alten Stil und in neuem Glanz aufgebaut. Cynthia und Marcus sitzen am Rande des Platzes in einem Kaffeehaus, während Cynthia einige der Häuser näher erklärt: das »Roi d'Espagne« (König von Spanien), das Gebäude mit der achteckigen Kuppel,

das der Bäckerzunft gehörte, das Haus der Fetthändler, die »Wölfin« mit einem Relief von Romulus und Remus oder das Haus der Bierbrauer, das nun ein Biermuseum beinhaltet, und das besonders beeindruckende »Haus der Herzöge von Brabant«. Cynthia erzählt viele Details und Geschichtchen, wie eine gute Reiseführerin. Es ist Marcus nicht aufgefallen, dass sie sich vorbereitet hatte. »Wann hast du Zeit gehabt, das alles zu lesen?« Cynthia lacht: »Ich habe es nicht gelesen, ich war nur vor drei Jahren hier und bin da bei einer guten Führung mitgegangen.«

Marcus kommentiert, ohne sich dabei etwas zu denken: »Du hast aber ein tolles Gedächtnis!« Da merkt er, wie Cynthia bei diesen Worten zusammenzuckt. Ein Verdacht steigt in ihm auf: »Cynthia, soll das heißen, dass du weißt, dass du ein ungewöhnliches Gedächtnis hast, eine Parabegabung, die du noch nie jemandem verraten hast?«

Cynthia nickt und es bricht aus ihr heraus: »Ja, es ist ganz eigentümlich. Ich kann nicht nur, wie du weißt, Teile des Gedächtnisses von anderen Menschen löschen, sondern ich scheine mir umgekehrt fast jedes Detail, das ich erlebe, zu merken. Seit mir das bewusst wurde, habe ich immer panische Angst, dass mein Gehirn eines Tages voll ist und ich nichts mehr aufnehmen kann.«

Marcus versucht Cynthia zu beruhigen, obwohl er selbst von dieser neuen Fähigkeit völlig überrascht ist. Cynthia stimmt zu, dass die Forschungsgruppe in Auckland diese Begabung genau untersuchen wird.

Der späte Nachmittag hat kurze Zeit seine heitere, touristische Seite verloren. Aber als sie ihren Weg zurückgehen und dann vom Grasmarkt in die Galeries Royales St. Hubert einbiegen – die vielleicht längste, aber sicher eleganteste Ladenpassage Europas, eine Straße, von einem geschwungenen Glasdach überdeckt –, werden sie beide wieder lockerer. Sie können sich dieser »Mutter aller Shopping-Malls«, über 150 Jahre alt und noch immer in Stimmung unübertroffen, nicht entziehen, dieser architektonisch einmaligen Straße, die teure Juwelierläden mit solchen für Haushaltswaren genauso vereint wie mit jener Apotheke, in der vor 120 Jahren die Idee von Bonbons (Pralinen) geboren wurde, oder mit erstklassigen Restaurants, deren Qualität man ihnen von außen nicht ansieht, normalen Wohnungen oder der unglaublichen Buchhandlung »Tropismes«,

die alle Umstürze des Buchhandels und die steigende Verbreitung von elektronischen Büchern zu überleben scheint.

Sie überqueren die Seitengasse Ilot Sacre, die von den Brüsseler Bürgern verächtlich als »Fressstraße« bezeichnet wird, weil sich hier ein hervorragendes Lokal an das andere reiht. Cynthia wählt eines aus. Trotz der frühen Jahreszeit kann man im Freien sitzen, große Heizstrahler erlauben dies. Hier nimmt man keine Rücksicht auf diese enorme Energieverschwendung. Cynthia und Marcus genießen die köstlichen Gerichte aus der belgischen und französischen Küche und finden viele Dinge, über die sie sich unterhalten können. Mit Erstaunen merken sie, wie wenig sie eigentlich bisher voneinander gewusst haben, obwohl Cynthia nun schon seit acht Jahren zur Paragruppe gehört.

Als sie schon etwas angeheitert ins Hotel zurückkehren, schaut die Welt für Marcus das erste Mal nicht mehr ganz so düster aus.

Am nächsten Tag beginnt die Arbeit. Das Ziel ist klar: Die PPU muss gefunden werden, wohl über Georg Adler, den Leiter der ESP, der European Security Police. Ihre Methoden der Abschirmung gegen Parawirkungen muss in Erfahrung gebracht werden. Ein Nebenziel ist es, nach Möglichkeit die PPU und Adler ein für alle Mal auszuschalten. Falls möglich, sollte dies auch mit Dirkman geschehen, dem Chef der Europäischen Kommission, der diesen Posten nun schon über 20 Jahre innehat.

Marcus will zunächst in die Wohnung und das Büro von Adler eindringen in der Hoffnung, dort entsprechende Hinweise zu finden. Da die ESP eine in der Öffentlichkeit unbekannte Einrichtung ist, benötigt man dazu Hilfe. Marcus hat eine Liste von kleinen Detekteien. Es gilt eine zu finden, die gute Verbindungen zur EU-Kommission hat, im optimalen Fall Adler sogar kennt, aber diesem und der EU-Kommission nicht besonderes wohl gesonnen ist.

Wie Marcus vermutet hat, ist das mit Hilfe von Cynthia und nur mit deren Hilfe überraschend einfach. Geld öffnet ihnen die Tür zu jeder der Detekteien auf der Liste. Sie sitzen jeweils rasch mit dem Chef des entsprechenden Büros zusammen, in einer Umgebung, in der sie nicht abgehört werden können.

Sie beginnen immer damit, dass Cynthia und Marcus heiraten wollen, aber Marcus bei der Scheidung Probleme hat. Das ist glaubwürdig angesichts der Tatsache, dass die hübsche Cynthia mit ihren

28 Jahren eher jünger aussieht, der zehn Jahre ältere Marcus aber eher wie ein Mann in den frühen Vierzigern. Dann tragen sie ganz offen ihr Wissen über die ESP vor und den Wunsch, die Adressen von Adler zu erfahren, weil sie mit ihm eine Rechnung zu begleichen haben. Unter den ersten elf Detektiven sind solche, die nicht an die Existenz einer ESP glauben, andere, die damit nichts zu tun haben wollen, und andere, die Cynthia und Marcus offenbar sogar der Polizei melden wollen. Mit allen wird kurzer Prozess gemacht: Cynthia löscht ihr Gedächtnis, sodass sich alle nur an das Scheidungsanliegen erinnern können, bei dem sie nicht helfen können.

Am zweiten Tag wird der zwölfte Versuch aber ein voller Erfolg: Die Chefin dieses Büros kennt nicht nur Adler, sondern hat durch einen Einsatz der ESP ihren Mann, der dort Mitarbeiter war, verloren. Sie war nie in der Lage, mehr über den Einsatz oder die ESP zu erfahren. Sie wurde vielmehr mit etwas »Schweigegehd« abgefunden und bedroht, falls sie je über die ESP berichten würde. Sie würde sich freuen, wenn jemand gegen Adler vorgeht und die Existenz der ESP an die Öffentlichkeit bringt. Sie besitzt die gewünschten Adressen, gibt diese Cynthia und Marcus und wünscht ihnen viel Erfolg. Aus Vorsicht und auch, um sie zu schützen, löscht Cynthia auch in diesem Fall die Erinnerung an das Gespräch über die ESP.

»Wir haben also nun die Adressen von Adlers Wohnung und Büro. Wo fangen wir an und wann?« Marcus gibt die von Cynthia fast erwartete Antwort: »Ich habe mehr Angst vor dem Büro, vielleicht gibt es dort Paraspäher oder Parafallen. Wir untersuchen zuerst das Haus und das morgen Vormittag, nachdem wir uns überzeugt haben, dass Adler ins Büro gegangen ist.«

Adler verlässt sein Haus am nächsten Morgen um 8:30 ohne wahrzunehmen, dass er von Marcus und Cynthia beobachtet wird. Kaum ist er verschwunden, nicken sich die beiden zu. Auf ihr Klingeln öffnet sich die Haustür und eine Frau macht einen Spalt auf.

»Frau Adler?«, erkundigt sich Marcus höflich. »Ja, was wünschen Sie?« »Wir müssen Sie leider belästigen, weil wir einige Unterlagen Ihres Mannes durchsehen müssen.« »Mein Mann ist nicht zu Hause, er ist gerade weggegangen.«

»Ja, das wissen wir. Wir wollen uns auch die Unterlagen ansehen, ohne dass Ihr Mann etwas davon weiß.« Unglauben und Furcht beginnen sich im Gesicht von Frau Adler abzuzeichnen. Sie schlägt

die Tür zu, verriegelt sie und ruft durch die Tür: »Verschwinden Sie sofort oder ich rufe die Polizei.«

Marcus zuckt die Schultern. Mit zwei Pseudohänden greift er durch die Tür und hält die Frau fest, die nicht versteht, was mit ihr geschieht. Mit einer anderen Hand öffnet Marcus von innen die Verriegelung. Cynthia und Marcus treten ein und versperren die Tür von innen. Bevor sie noch irgendetwas sagen können, ertönt eine Stimme: »Keine Bewegung oder ich schieße.« Ein Mann steht am oberen Ende einer Stiege mit einer gefährlich aussehenden Schrotflinte in der Hand. Marcus entwindet mit einer Pseudohand dem Verblüfften das Gewehr und hält ihn mit anderen Pseudohänden fest.

Cynthia geht sorgfältig durch das Haus. Es ist sonst niemand hier, nur die beiden, die sich als Geschwister herausstellen. Frau Adlers Bruder ist zufällig auf Besuch. Marcus führt die beiden ins Wohnzimmer und erklärt: »Wir werden Sie jetzt beide fesseln müssen, während wir Arbeitsunterlagen von Herrn Adler suchen. Ich versichere Ihnen, wir lassen Sie im Anschluss daran unverseht wieder frei und wir nehmen außer vielleicht einigen Datenträgern nichts aus diesem Hause mit. Wenn Sie irgendwelche Bedürfnisse haben – Durst, Hunger, was auch immer –, rufen Sie bitte, wir werden Ihnen alles ermöglichen. Damit es für Sie nicht zu langweilig wird, schalte ich Ihr liebstes Unterhaltungsprogramm ein. Ich möchte Ihnen nicht den Mund verkleben, weil das für Sie unangenehm ist. Wenn Sie aber auch nur einen Laut von sich geben, dann muss ich das leider tun.«

Nachdem die beiden sicher gefesselt sind, beginnen Marcus und Cynthia mit der Arbeit. Das Arbeitszimmer von Adler ist in vorbildlicher Ordnung. So finden sie bald, was sie suchen, und mehr: umfangreiche Informationen über die PPU, über die Paraforschung der PPU, insbesondere über »Silatraviat-Variationen«, aber zu ihrer Überraschung auch eine umfangreiche Datei »Dirkman« und »Unterhaltung«. Ein kurzer Blick auf das Material »Unterhaltung« zeigt, dass Adler pädophil ist. Die Sammlung von Filmstücken und Bildern ist ganz eindeutig jenseits der Grenzen der Gesetze. Nachdenklich nimmt Marcus auch diese Unterlagen mit, löscht alle Dateien und Sicherheitskopien aller Informationen, die die PPU betreffen, nur die »Unterhaltung« lässt er, wie sie ist. Cynthia und Marcus hat-

ten mit mehreren Stunden Sucharbeit gerechnet und nun sind kaum 40 Minuten vergangen.

Der Rest ist einfach. Die beiden Gefesselten werden befreit, aber von Marcus noch mit Pseudohänden festgehalten; die Flinte wird an ihren Aufbewahrungsort zurückgestellt; ein Abhörgerät, das sich in zwei Tagen selbst zerstört, wird in der Wohnung installiert, damit man die Unterhaltung, die nun folgen wird, vom Hotel aus abhören kann. Cynthia und Marcus verlassen das Haus. Sobald sie außer Sichtweite sind, löscht Cynthia die Erinnerung an die letzten 45 Minuten aus den Hirnen Frau Adlers und ihres Bruders und Marcus lässt sie gleichzeitig mit seinen Pseudohänden los.

Wenig später sitzen Cynthia und Marcus im Hotel. Sie hören zunächst ab, was zwischen Frau Adler und ihrem Bruder gesprochen wurde, seit sie sich wieder bewegen können, aber eine größere Gedächtnislücke haben. Es ist gespenstisch und gleichzeitig amüsant: Beide wissen nicht recht, wie sie sich selbst und dem anderen die letzten 45 Minuten erklären sollen, und erfinden »Füllhandlungen« wie »Buch gelesen«, »noch ein Nickerchen gemacht« usw. »Cynthia, deine Begabung ist wirklich ein Wunder. Und ein Wunder ist es für mich auch, dass alle Menschen eine Gedächtnislücke nicht anerkennen wollen, sondern irgendwie sofort künstlich diese Lücke schließen.«

Während sich Marcus auf die Unterlagen über die PPU stürzt, nimmt sich Cynthia die Dokumente zu »Dirkman« vor. Obwohl alle Dateien verschlüsselt sind, bietet das keine Probleme, da die Verschlüsselung dieselbe ist, die die SR Inc. schon einmal »knacken« musste, als ihnen Klaus Baumgartner vor Jahren frühere Forschungsergebnisse der PPU mitbrachte (siehe »Xperten 2: Der Paradoxpölgänger«).

Die Informationen zur PPU sind überraschend: Es gibt diese Gruppe nicht mehr. Sie bestand zuletzt neben Verwaltungspersonal nur aus drei aktiven Parabegabungen unter der Leitung von Justo. Nachdem diese Gruppe von einem Einsatz in Pakistan vor einigen Monaten nicht mehr zurückkam (man fand nur mehr verkohlte Reste in einem abgestürzten Auto), wurde die Gruppe aufgelöst. Adler als Chef der ESP geht überdies mit 1. Mai 2020 in Pension! Die Gefahr der PPU scheint also weitgehend gebannt.

Noch interessanter sind die technischen Unterlagen: Die Versuche, eine technische Lösung für das Paraspähen zu finden, schlugen

fehl, da hatte es sich offenbar nur um Gerüchte gehandelt. Hingegen ist es der PPU gelungen, einen wirksamen Schutz gegen alle bekannten (und vermutlich viele andere Versionen) Parabegabungen, das heißt Parastrahlungen, zu entwickeln. Es wird dafür eine Variante von Silatraviat verwendet, die bei Bestrahlung mit normalem Licht eine spezielle stark frequenzvariable Strahlung entwickelt, die man als Kugelfeld oder als fokussierten Strahl einsetzen kann, um sich entweder zu schützen bzw. Parabegabungen vorübergehend auszuschalten.

Allerdings, wenn sich Parabegabungen auf diese Weise schützen, verschwinden während der Zeit des Schutzes auch deren Parafähigkeiten. Marcus kann sein Glück kaum fassen. Die Daten liefern detaillierte Beschreibungen, wie man die meisten notwendigen chemischen und technischen Komponenten herstellt. Er wird damit die Arbeit für Klaus Baumgartner sehr erleichtern und sie werden sich bald vor Parafähigkeiten aller Art schützen bzw. »böse« Parabegabungen ausschalten können. Marcus überhäuft sich mit Selbstvorwürfen, dass Lena und Monika noch leben könnten, wäre er früher nach Brüssel gefahren. Fast mit Erleichterung erkennt er dann aber, dass das nicht unbedingt richtig ist. Er wäre hier auf den Super-Hypnotiseur gestoßen und ein Kampf mit diesem wäre vielleicht katastrophal ausgegangen.

Er berichtet Cynthia von seinen Funden. Sie ist begeistert, hat aber auch Interessantes zu berichten: Adler hat ein ausführliches Dossier über Dirkman angelegt, dessen Veröffentlichung sicher zur Abberufung von Dirkman führen würde, wenn nicht sogar zu Anklagen wegen krimineller Aktivitäten. Offenbar wusste Dirkman von Adlers dunkler Seite, seiner Neigung zu Pädophilie, und Adler wollte sich durch seine Aufzeichnungen gegen eine Erpressung seitens Dirkman schützen.

»So sehr ich Erpressung verabscheue, diesmal werde ich sie einsetzen, um ein Gespräch mit Adler zu erzwingen und zu erfahren, was wir sonst noch wissen sollten. Bist du einverstanden?« Cynthia nickt.

So klingelt nur wenig später im Büro Adlers das Telefon. Als dieser sofort abhebt, denn nur ganz wenige Personen kennen diese Geheimnummer, hört er eine Stimme, die irgendwie vertraut klingt, die er aber nicht einordnen kann. Diese Stimme spricht kurz und im

Befehlston: »Herr Adler, ich erwarte Sie in 30 Minuten in der Suite 319 im Le Meridien, allein und ohne Parafirlefanz. Es geht nur um ein Gespräch, es wird Ihnen nichts geschehen. Aber wenn Sie nicht in 30 Minuten hier sind, geht der File ‚Unterhaltung‘ von dem Server in Ihrem Haus an die Polizei und Ihr Server wird beschlagnahmt. Es gibt genügend viele Bilder, auf denen auch Sie deutlich zu erkennen sind, sodass ein Löschen der Datei auf Ihrem Server sinnlos ist.«

Marcus lässt Adler gar keine Zeit für eine Antwort, sondern legt auf. Er hatte die Datei »Unterhaltung« auf Adlers Server bewusst nicht gelöscht, um nachweisen zu können, dass sie auf Adlers Computer gespeichert war. Unter dem verschlüsselten, inzwischen aber entschlüsselten Material in dieser Datei fanden sich so viele Bilder, die auch Adler zeigten, dass diese Vorsichtsmaßnahme überflüssig war.

Adler ist total schockiert. Wer war das? Wie kann dieser von »Parafirlefanz« wissen? Wie ist er an die Datei »Unterhaltung« gekommen? Da er Bilder mit ihm, Adler, gesehen hat, war er in der Lage, die als unknackbar geltende Verschlüsselung zu lösen! Diese Person weiß zu viel, er kann nur der Aufforderung folgen. Aber bevor Adler das Zimmer verlässt, aktiviert er ein Anti-Parafeld um sich, das die gesamte Hotelsuite füllen und jede Parafähigkeit eliminieren wird, wenn es eine solche dort gibt. Und er legt seinen Spezialgürtel an. Wenn er »Pardon, Pardon, Pardon« sagt, lösen sich aus diesem Gürtel nach vorne zehn leicht streuende Schüsse mit Explosivmunition. James Bond würde sich über diesen Gürtel gefreut haben ...

»Glaubst du, dass Adler kommen wird? Und wird er versuchen uns auszutricksen?« Marcus antwortet zögernd: »Kommen wird er sicher. Und ich fürchte, er wird auch versuchen uns auszutricksen. Er wird vermutlich ein Anti-Para-Gerät tragen, wie es in den Unterlagen abgebildet ist. Und aus ‚deinem‘ Dossier über die ESP und Dirkman ist klar, dass sie diverse Miniwaffen besitzen. Drum wollte ich nicht in sein Büro und habe selbst im Arbeitszimmer ein ungutes Gefühl gehabt. Aber jetzt werden wir uns schützen. Ich verberge mich im Vorraum im Kleiderschrank. Du rufst: ‚Herein! Kommen Sie nur weiter.‘ Wenn er dann Richtung Wohnzimmer geht, dreht er mir den Rücken zu. Da schieße ich einen schnell wirkenden Betäubungspfeil ab. Während er sich nicht bewegen kann, müssen wir ihn genau nach Waffen untersuchen und sein Anti-Parafeld deaktivieren.«

Adler kennt das Le Meridien gut. Er weiß, wie er ungesehen in die Suite 319 kommt. Sobald er weiß, wo der Unbekannte die Datei »Unterhaltung« hat, wird er diese an sich bringen, notfalls, indem er den Unbekannten tötet.

Er klopft an die Tür von Suite 319. Zu seiner Überraschung ist es eine Frauenstimme, die ihn hereinbittet. Er folgt der Aufforderung, geht durch den Vorraum Richtung Wohnzimmer, als er plötzlich am Rücken einen Stich fühlt und gelähmt zusammenbricht. Er ist gelähmt, aber nicht bewusstlos. Aus dem Schrank im Vorzimmer steigt ein Mann, den er kennt: Marcus, der Telekinet! Dieser hebt ihn zusammen mit einer Frau auf und legt ihn auf das Sofa im Wohnzimmer. Als ihn Marcus abtastet, findet er sofort das Anti-Para-Gerät und schaltet es mit einem Griff ab. Marcus kennt diese Geräte? Er flüstert vorsichtig: »Marcus ...«, um zu testen, ob die Lähmung auch sein Sprachorgan umfasst. Nein! Er wird dreimal »Pardon« sagen können. Als sich die Frau und Marcus gleichzeitig über seinen Körper beugen, um ihn weiter zu untersuchen, sagt Adler schnell: »Pardon, Pardon, ...« Das dritte Pardon schafft er nicht mehr: Eine Pseudohand hält ihm unangenehm fest den Mund zu.

Marcus Augen blitzen gefährlich: »Cynthia, dieser Mann, Georg Adler, Chef der ESP, hat irgendeine sprachaktivierte Waffe, mit der er auf uns schießen wollte. Und möglicherweise hat er noch andere Tricks auf Lager. Vielleicht sollten wir mit so einem Verbrecher kein Federlesen machen? So, als wäre das nichts, hält Marcus mit einer Pseudohand nun auch die Nase Adlers zu. Dieser ringt verzweifelt nach Luft. Marcus gibt ein bisschen nach, nimmt Cynthia an der Hand und zieht sie weit von Adler weg. »Lass mich die Untersuchung machen!«

Mit seinen Pseudohänden reißt er Adler Jacke und Hemd vom Körper. Nun wird ein eigentümlicher Gürtel sichtbar. Vorsichtig nimmt Marcus Adler diesen mit Pseudohänden ab und lässt ihn in die Badewanne fallen, die er dann mit Wasser füllt. Dann entkleidet er Adler erbarmungslos weiter, bis er nur noch eine Unterhose trägt. Auch diese durchtastet Marcus gründlich und nicht gerade zaghaft. »Ich glaube, dass er jetzt nicht mehr gefährlich ist, aber sehen wir uns vor.« Er nimmt Adler wieder mit den Pseudohänden, setzt ihn in einen Sessel, verkabelt seinen Kopf, stellt sich dann mit Cynthia hinter Adler, ohne dass dieser die beiden sehen kann: »Georg, dass

du ein skrupelloser Mensch bist, weiß ich seit 17 Jahren. Dass du auch ein schmutziger Pädophiler bist, weiß ich erst seit kurzem. Ich werde die Datei ‚Unterhaltung‘ nicht an die Polizei geben, wenn du mit uns zusammenarbeitest, und du kannst nachher wieder verschwinden. Die Datei bleibt bei einem Rechtsanwalt, solange du lebst, und wird der Polizei übergeben, falls mir je etwas zustößt. Du solltest also ab sofort beten, dass ich ein langes Leben habe. Die Verkabelung auf deinem Kopf ist eine technische Lösung anstelle eines menschlichen Emotiopathen, das heißt, wir können damit – wie Sandra das mit ihrer Parabegabung kann – feststellen, wo du lügst usw. Ich warne dich: Wenn du ein einziges Mal lügst, dann ist diese Datei bei der Polizei, du hast einen netten Skandal und kannst deine Pension im Gefängnis verbringen. Verstanden?«

»Ja, ich verstehe, ich werde kooperieren.« Marcus hat übertrieben: Die Verkabelung ist ein moderner Lügendetektor, der recht verlässlich ist, aber an die Begabung von Sandra nicht heranreicht. Dass Sandra bereits tot ist, verschwieg Marcus bewusst. Adler braucht nicht zu wissen, dass die Paragruppe sehr geschwächt wurde.

Während der gesamten Befragung Adlers bleiben alle Anzeigen stets im tiefgrünen Bereich, der graue oder gar rote wird nie erreicht. Adler sagt also die Wahrheit. Was sich ergibt, deckt sich in vielen Punkten mit den Informationen, die Cynthia und Marcus schon haben.

Die PPU gibt es nicht mehr. Aber auch die ESP, von der die PPU nur ein Teil war, befindet sich in Auflösung, weil die EU-Stellen inzwischen viel bessere Kontrollorgane haben, das Parlament in Straßburg gestärkt wurde und daher der Kommissionsvorsitzende nicht nur an Macht verloren hat, sondern auch nicht mehr leicht über größere Geldmittel frei verfügen kann, ohne dass dies bemerkt wird. Bei der Silatraviatforschung hat es große Fortschritte gegeben: Die Dokumente dazu gibt es einerseits bei Adler in der Wohnung und andererseits bei Dirkman im Büro, sonst nirgends. Von den Anti-Para-Geräten wurden acht Stück erzeugt: Drei verschwanden mit der Gruppe Justo, eines hat er (gehabt), vier liegen im Büro Dirkman. Adler hatte den Einsatz von Justo in Pakistan befohlen, in der Hoffnung weitere Parabegabungen zu finden, aber er wusste weder von einer Konfrontation mit Marcus, noch hatte er eine solche befohlen oder genehmigt.

Marcus befragt Adler intensiv über Sicherheitsvorkehrungen, die Dirkmans Büro schützen. Es stellt sich heraus, dass außer einer ständig besetzten Portierloge und Kontrollgängen keine Bewegungsmelder oder Ähnliches existieren.

»Georg, es kann sein, dass wir dich noch einmal in den nächsten Tagen brauchen. Bleib also in Brüssel und erreichbar. Ich verspreche dir aber, dass die Datei ‚Unterhaltung‘ nicht an die Öffentlichkeit kommt, außer du hintergehst uns. Ich werde die Kopie, die Dirkman davon hat, zu vernichten versuchen.«

»Das tust du für mich? Weißt du, dass ich bereit war, euch beide zu töten? Wenn ich dreimal ‚Pardon‘ sagen hätte können, während ihr über mich gebeugt gewesen wärt, wärt ihr jetzt tot ... Das war der Gürtel.«

Marcus nickt und zuckt die Schultern. Sie lassen Adler gehen, der versucht, mit zerrissener Jacke und Hemd unauffällig aus dem Hotel zu verschwinden.

»Marcus, warst du nicht zu milde mit Adler? Er wollte uns töten, hat offenbar Kinder missbraucht. Das ist ein Verbrechen, das wir anzeigen müssen! Er hat weiß ich was sonst noch alles mit der ESP angestellt. Und du lässt ihn laufen?«

Marcus nickt. »Ich verstehe, wie du das siehst. Ich habe aber drei Gründe, warum ich sonst nichts gegen Adler unternehme. Erstens, Klaus Baumgartner hat einiges Gute über ihn erzählt aus der Zeit, als er jünger war. Adler ist dann ganz in den Sog von Dirkman geraten, war dem wohl auch wegen der Bilder ausgeliefert. Zweitens, seit die Bilder aufgenommen wurden, auf denen Adler mit Kindern zu sehen ist, sind – wenn du genau schaut – mindestens 25 Jahre vergangen ... Offenbar hat Adler dann irgendwann (vielleicht auch nur aus Angst vor Dirkman) mit seinen grässlichen Geschichten aufgehört. Ich weiß nicht, ob so was je verjährt, aber 25 Jahre sind schon eine lange Zeit. Und drittens, das weiß bis jetzt nur ich: Adler wird diesen Sommer nicht erleben.

Er hat fortgeschrittenen Darmkrebs, große und zahlreiche Metastasen in der Leber, in fast allen Lymphknoten und im Kopf. Er weiß es offenbar selbst noch nicht. Aber es gibt für ihn keine Rettung mehr.«

»Und was willst du jetzt mit Dirkman machen? Willst du die Datei der Öffentlichkeit übergeben?«

»Dirkman würde es verdienen. Aber er war jetzt über 15 Jahre Leiter der EU-Kommission. Wenn sich jetzt herausstellt, ein wie böser, intriganter, ja verbrecherischer Typ das war, würde das Europa, das zu meiner Freude allmählich beginnt zusammenzuwachsen, sehr schaden. Das will ich nicht. Ich möchte dich bitten, dass wir, ähnlich wie wir das in der Wohnung Adlers taten, heute Nacht im Büro Dirkman einbrechen. Wir entfernen dort alle Ergebnisse der Paraforschung, nehmen die Anti-Para-Geräte mit und hinterlegen eine Kopie der Datei ‚Dirkman‘ mit dem Hinweis, dass dies der Presse zugeht, wenn er nicht innerhalb von drei Tagen von seiner Funktion zurücktritt. Wenn wir die Datei ‚Unterhaltung‘ von Adler finden, dann löschen wir sie. Es hat keinen Sinn, einen sterbenden Mann für etwas zu bestrafen, was er vor 25 oder 30 Jahren tat.«

Cynthia stimmt zu. Und die Parabegabung Marcus‘ mit dem Erinnerungsauslöschen Cynthias erweist sich wieder als absolut unschlagbar. Sie erreichen alle ihre Ziele, löschen auch die Datei »Unterhaltung«, nur in einem Punkt passt etwas nicht zusammen. Sie finden nur drei Anti-Para-Geräte. Cynthia und Marcus vermuten, dass Dirkman das fehlende aus Vorsicht selbst trägt.

Aus diesem Grund bleiben sie hartnäckig, bis sie bei einem Empfang am nächsten Abend Dirkman aus der Nähe sehen. Zu Marcus‘ Überraschung hat Dirkman weder einen Anti-Paraschirm eingeschaltet, noch hat er das entsprechende Gerät bei sich, wie Marcus durch vorsichtiges Tasten mit seinen Pseudohänden feststellt.

Als Dirkman innerhalb der gesetzten Frist zurücktritt, haben Cynthia und Marcus das Gefühl, ihre Mission erledigt zu haben.

Eine günstige Flugverbindung ergibt sich erst zwei Tage später. So haben sie noch die Möglichkeit, sich die herrlichen belgischen Städte Gent und vor allem Brügge anzusehen, und kommen sich dabei auch menschlich immer näher. Beide beginnen die Gesellschaft des anderen immer mehr zu genießen, auch wenn es nie zu Intimitäten kommt.

Marcus fürchtet sich vor der Rückkehr nach Auckland. Wird sich die Haltung von Maria ihm gegenüber gebessert haben?

Mit einer Mischung aus Freude über die gelungene Arbeit, die die Paragruppe von einer großen Gefahr befreit und ihr mächtige Abwehrmitteln geliefert hat, Trauer über die verlorenen Freunde, die jetzt wieder stärker in den Vordergrund rückt, und Angst vor

dem Wiedertreffen mit Maria tritt Marcus den Heimflug an. Cynthia hat das Gefühl, damit auch wieder etwas zu verlieren, von dem sie einen kleinen Zipfel verspürt hatte.

Es ist wahrscheinlich gut, dass sie nicht wissen, dass Dirkman noch eine Kopie der Paraforschungsergebnisse und ein Anti-Para-Gerät gerettet hat und plant, sich als gut bezahlter Frühpensionist nun voll der Paraforschung zu widmen.

Noch am selben Tag, als Cynthia und Marcus nach Brüssel abfliegen, bemüht sich Aroha eine Psychotherapeutin für Maria zu finden, wie sie dies Cynthia versprochen hat. Es ist ihr klar, dass sie Maria nicht dazu bringen kann, von sich aus eine solche aufzusuchen.

Also lädt sie die Therapeutin Becky als »Freundin« auf Great Barrier Island ein. Becky wohnt drei Tage bei ihnen, beginnt sich mit Maria einigermaßen zu verstehen, bis es ihr gelingt, Maria zu überreden, sie regelmäßig in Auckland zu besuchen, damit sie weiter miteinander sprechen können.

Aroha freut sich, dass Maria nun jeden Tag nach Auckland zur Therapie fährt. Tatsächlich scheint sie schon nach wenigen Tagen ausgeglichener zu werden.

Was Aroha nicht weiß, ist, dass Maria nur einmal zu Becky fährt und sich an diesem Tag anschließend mit Barry trifft – und von da an nur noch mit Barry. Die beiden verstehen sich hervorragend, vor allem in ihren Vorwürfen gegen Marcus. Maria ist noch immer überzeugt, dass Marcus am Tod Lenas schuld ist. Barry stimmt ihr zu und beschuldigt Marcus in ähnlicher Weise, was den Tod Monikas angeht.

Barry war vor seiner Ehe mit Monika ein Weiberheld gewesen (siehe »Xperten 2: Der Paradoppelgänger«) und während seiner Zeit mit Monika waren sie beide sexuell recht aktiv. Nach bald drei Monaten Enthaltbarkeit hatte er schon begonnen, manchen Frauen nachzuschauen. Und nun sitzt er oft stundenlang mit Maria zusammen, die er hübsch findet und die ihn immer wieder antörnt, indem sie ihm erzählt, was die jungen Frauen unter ihren Röcken anhaben, was sich gerade in der Wohnung nebenan abspielt usw. So freizügig hat Maria noch nie ihr Parasehen eingesetzt. Das bisschen Schmusen mit Maria wird ihm bald zu wenig. Als Maria noch immer zögert, wendet Barry einen Trick an: »Du bist in einem Hotelzimmer. Nicht

ich komme zu dir, sondern meine Paraprojektion ... Da hast du mehr Spaß als mit einem Vibrator und ich auch. Und du bist ja Marcus gar nicht untreu, wenn dir das wichtig ist, denn du bist nicht mit mir im Bett, sondern mit einer Projektion.«

Die Idee gefällt Maria. Sie mietet in den Cintra-Appartements in Auckland eine kleine möblierte und servicierte Wohnung mit schönem Blick auf die Insel Rangitoto im Hauraki-Golf. Kaum eingezogen, ruft sie Barry an: »Schickst du deine Projektion?« Barry lässt sich nicht lange bitten. Sie ziehen sich, am kleinen Balkon stehend, gegenseitig Hose und alles darunter aus. Während sie oben voll angezogen anscheinend gelangweilt auf das Meer sieht, ja sogar dem einen oder anderen Nachbarn zuwinkt, macht sie Barry, für die Allgemeinheit nur von hinten an sie angelehnt, so heiß, dass sie schließlich ins Zimmer laufen, die letzten Kleidungsstücke fallen lassen und sich leidenschaftlich lieben.

Barry verwendet seine Projektion für »Spiele«, die Maria bisher fremd waren. Beispielsweise kauft Maria eine Peitsche und Barry bittet sie, seine Projektion so fest zu striemen, wie sie will. Sie kann ihn dadurch nicht verletzen. Er spürt zwar die Schläge, ja Maria sieht sogar die Striemen und Rötungen am Para-Barry, aber sobald es Barry zu viel wird, zieht er seine Projektion zurück und schickt eine neue, total unversehrte. Maria hätte sich nie vorstellen können, dass ihr so etwas Spaß machen könnte, aber irgendetwas gefällt ihr daran. Vielleicht baut sie mit den Schlägen auch nur die Frustration mit ihrem Schicksal, insbesondere dem Tod Lenas ab.

Die Bindung zwischen Barry und Maria wird immer enger. Aroha fällt aus allen Wolken, als Maria ihre wichtigsten Sachen packt und mitteilt, dass sie mit Barry in Auckland zusammenzieht. Auf dem Wohnzimmertisch hinterlässt Maria für Marcus die schnippische Nachricht:

»Ich lebe jetzt mit Barry zusammen. Was für ein Mann! Ich hoffe, du hast Cynthia in Europa genossen. Deine Ex-Freundin Maria.«

6. Die Parasiedlung löst sich auf

15. März 2020

Einige Tage früher als vorgesehen, da sich ja alles in Brüssel überraschend schnell erledigen lassen hat, kehren Cynthia und Marcus nach Auckland zurück.

Stephan holt sie mit dem Moller vom Flughafen ab. Er freut sich, seinen Vater wiederzusehen, fürchtet sich aber vor dem Moment, wenn sein Vater erfährt, dass Maria nun mit Barry zusammenlebt. Stephan stellt daher immer neue Fragen – wie es in Brüssel war, was sie erreicht haben – und weicht Fragen nach Maria aus.

»Ich glaube es geht ihr ganz gut. Aber sie macht zurzeit ein bisschen Urlaub von Great Barrier Island«, sagt er schließlich. »Sie hat eine Botschaft für dich hinterlegt, aber ich fürchte, du wirst dich nicht darüber freuen.«

Cynthia hat schweigend zugehört, drückt einmal verstohlen Marcus die Hand und sagt: »Was immer passiert, Marcus, die Zeit wird alles richten. Du weißt, ich helfe dir immer, wenn ich kann.«

Das Anwesen auf Great Barrier Island, es ist später Vormittag, ist sehr ruhig. Herbert und Klaus sind in Auckland bei der SR Inc., Aroha erwartet die Rückkehrer mit einem eigentümlich ängstlichen Gesichtsausdruck und zieht Cynthia sofort auf die Seite. Und Marcus findet am Wohnzimmertisch den Zettel mit der lakonischen Botschaft:

»Ich lebe jetzt mit Barry zusammen. Was für ein Mann! Ich hoffe, du hast Cynthia in Europa genossen. Deine Ex-Freundin Maria.«

Marcus rastet fast aus: »Und das nennst du ‚Urlaub‘, Sohn? Hast du nicht den Mut gehabt, mir die Wahrheit zu sagen?« Stephan ist verletzt: »Ich wollte dir helfen, Vater. Wer ist schon gerne der Überbringer schlechter Nachrichten? Ich glaube, du solltest deine Enttäuschung, Trauer, Zorn, was auch immer, nicht auf mir auslassen.« Er stürmt aus dem Zimmer.

Marcus schlägt die Hände vor dem Gesicht zusammen. Ja, natürlich hat Stephan Recht. Er läuft Stephan nach, ruft laut: »Stephan, bleib stehen!« Aber der will nicht hören. Da ergreift ihn Marcus mit seinen Pseudohänden und zwingt ihn, stehen zu bleiben. Stephan

blickt seinen Vater mit Zorn und Verachtung an. »Nur mit deinen Parakräften kannst du mich halten? Soll ich jetzt tausend Wespen auf dich loslassen, oder was?«

Marcus lässt Stephan los und schluchzt: »Stephan, entschuldige, dass ich dich festgehalten habe. Ich musste es tun, ich musste dich um Verzeihung bitten für mein dummes Verhalten: Bitte, bitte, verzeih mir, ich bitte dich wirklich um Entschuldigung. Ich habe in meiner Verzweiflung etwas gesagt, was ich nie hätte sagen dürfen und auch so nicht gemeint habe. Du warst mutig: Du hast mich vom Flughafen abgeholt, hast dich nicht gedrückt. Ich danke dir. Verzeih mir. Ich liebe dich, Stephan, ich verstehe selbst nicht, warum ich die Leute, die ich am meisten liebe, deine Mutter, dich, ... immer wieder verletze. Manchmal verstehe ich es, weil ich aufbrause, zu schnell Unsinn rede, und manchmal verstehe ich es nicht und bin verzweifelt.«

Stephan ist jetzt gerührt. »Hör auf, Vater, es ist schon in Ordnung. Jeder von uns ist manchmal vorschnell. Ich verstehe deinen Schmerz, mir fehlt Mutter auch sehr. Und, wenn es dir hilft, ich glaube nicht, dass irgendjemand, vielleicht mit Ausnahme von Barry, versteht, warum sich Mutter so benimmt, wie sie es tut – auch dir gegenüber –, statt mit dir gemeinsam mit dem Tod unserer Lena fertig zu werden.«

Marcus schaut Stephan lange an. Was für ein prachtvoller Sohn! Er würde ihn gerne umarmen, er traut sich aber nicht. Da geht Stephan einen Schritt auf Marcus zu und umarmt ihn fest. »Vater, ich habe gestern mit Raianda gesprochen. Ich habe ihr vieles erzählt und sie hat dann auch ihren Vater eingeschaltet. Er hat gesagt, ich soll wissen und soll es dir ausrichten: ‚Es wird eine Zeit lang noch schlimm sein, aber gebt nicht auf. Es wird sich alles wieder erstaunlich einrichten. Ich weiß es.‘ Ich hab ihn dann gefragt, wie er sagen kann, dass er es weiß, worauf er geantwortet hat: ‚Ich kenne euch alle gut und viele andere Schicksale. Und darum weiß ich es. Ich gebe dir keinen leeren Trost. Ich sage dir, was geschehen wird.‘ Vater, ich glaube ihm, glaub du ihm auch.«

»Danke, Sohn, du bist ein Prachtkerl. Ich wünschte, ich könnte das glauben. Ich will es auch glauben. In einigen Stunden bin ich wieder zurück, aber jetzt muss ich zuerst etwas erledigen.« Stephan sieht mit Sorge, wie sein Vater auf den Moller zugeht.

Wenig später landet Marcus mit dem Moller in Auckland bei seiner SR Inc. Er fährt von dort zu Barrys Wohnung. Barry öffnet die Tür einen Spalt. Als er den erregten Marcus sieht, schließt er sie rasch wieder. »Marcus, du bist im Augenblick zu aufgeregt für ein vernünftiges Gespräch. Bitte geh weg und komm wieder, wenn du dich etwas beruhigt hast.«

Marcus lässt das nicht gelten. Mit einer Pseudohand öffnet er die Tür von innen, mit zwei anderen hält er Barry fest: »Ich will nicht zu dir, Barry. Dass du als mein ‚Freund‘ meine Frau verführt hast, werde ich dir nie verzeihen. Ich will mit dir nie mehr etwas zu tun haben. Aber ich will mit Maria reden.«

Barry antwortet so ruhig, wie er kann: »Marcus, lass mich jetzt bitte sofort frei, sonst werde auch ich meine Parafähigkeiten einsetzen. Es ist mir und Maria klar, dass es dich verletzt, dass Maria jetzt bei mir lebt. Wir haben das gründlich besprochen und sind zusammen zu dem Ergebnis gekommen, dass dies leider unvermeidlich ist. Wir haben auch beschlossen, dass Maria nicht mit dir alleine reden will, sondern nur, wenn ich dabei bin.«

In seinem Zorn drückt Marcus mit seinen Pseudohänden Barry noch fester. Plötzlich sind seine Hände leer. Er hatte nie Barry in den Händen gehalten, sondern nur seine Paraprojektion!

»Ich hätte das ahnen müssen«, ärgert sich Marcus. Er steht einen Augenblick hilflos im Vorraum der großen Wohnung, dann beschließt er, mit seinen Pseudohänden die Wohnung systematisch nach Maria und dem »echten« Barry abzutasten.

In diesem Augenblick kommen Barry und Maria zusammen aus einem der Zimmer und bleiben stehen. Barry hebt die Hand: »Marcus, bevor du Unsinn machst und mich zwingst gegen dich vorzugehen ... Ja, ich bin darauf vorbereitet und bin daher dazu in der Lage ... Hör einen Augenblick lang zu!

Erstens, ich bin natürlich hier jetzt nur eine Projektion, der ‚echte‘ Barry ist an einem anderen Ort. Maria ist für dich unangreifbar, weil sie einen e-Helper mit Anti-Parastrahlung trägt. Dass sie dies tun muss, obwohl wir beide wissen, dass es gesundheitlich nicht besonders zu empfehlen ist, hast du zu verantworten. Lass also jetzt deine Parakräfte aus dem Spiel, wir haben dagegen übrigens auch noch andere Vorkehrungen getroffen. Sag Maria kurz, was du sagen willst. Dann bitte lass uns jetzt und in Zukunft in Ruhe und

wir meinen damit: Wir beide wünschen keinen wie immer gearteten Kontakt mehr mit dir.«

Maria hat schweigend zugehört und zum Schluss nur genickt. Marcus ist tief getroffen. Mit einem Funken von klarem Verstand erhöht er seine Individualgeschwindigkeit auf das Tausendfache, um Zeit zum Überlegen zu erhalten. Obwohl für Maria und Barry keine Sekunde vergeht, nimmt sich Marcus fast eine Stunde Zeit, um sich die Situation zu überlegen. Trotz seiner Trauer und auch seinem Unverständnis, warum Maria ihn verlassen hat, erkennt er, dass er im Begriff ist, sich wie so viele »betrogene« Partner zu benehmen, sich in sinnlosem Zorn und Beschimpfungen auszutoben. Als er daher dann spricht, ist er wie ein anderer und sagt ganz ruhig:

»Maria und Barry, ich kann die Situation zwischen uns ja leider offenbar nicht ändern, also verspreche ich, dass ich sicher jetzt nichts Unsinniges tue. Du, Maria, kannst die Anti-Parastrahlung abschalten, damit die Röntgenstrahlen dich nicht weiter belasten. Ich habe nur einige Fragen an dich, Maria: Wir haben doch 17 Jahre glücklich zusammengelebt, oder? Was habe ich getan, was hat sich da geändert? Liebst du Barry wirklich so sehr und war das auch schon vor dem Tod Monikas so? Und wenn Barry sagt, dass ihr beide überhaupt keinen Kontakt mehr mit mir haben wollt, ich also dir nicht einmal mehr helfen kann, wenn du krank bist, oder dir ein Geburtstagsgeschenk geben oder gemeinsam mit dir Stephans Geburtstag feiern kann, spricht er dann wirklich auch für dich? Streichst du die letzten 17 Jahre einfach aus deinem Leben, als sei nichts gewesen? Willst du dich nicht mehr daran erinnern?«

Maria antwortet ohne zu zögern. »Ich weiß nicht, warum das so wichtig sein soll. Aber wenn es dich beruhigt: Barry und ich lieben uns erst seit wenigen Wochen. Was du getan hast? Erstens bist du wohl der Hauptschuldige am Tod unserer Tochter Lena und wohl auch am Tod Monikas, das scheinst DU wohl vergessen zu wollen. Und zweitens hast du mich danach allein gelassen, mich nie getröstet, nur argumentiert, du bist einfach – als wäre nichts geschehen – geschäftlich und noch dazu mit einer anderen Frau nach Europa gefahren. Das zusammen sollte wohl reichen, ich brauche jetzt nicht noch mehr zu erzählen. Barry hat mich getröstet, war verständnisvoll und ist mir in einer Zeit beigestanden, in der ich sonst fast verrückt geworden wäre. Und ja, wir lieben uns sehr und ich bitte dich,

dräng dich nicht mehr in mein Leben. Ich will dich vergessen, will in keiner Weise mehr mit dir etwas zu tun haben. Geh jetzt bitte. Wenn du von mir noch einen Rat haben willst: Kümmere dich mehr um Stephan, sonst wirst du ihn auch noch verlieren.«

Marcus schweigt kurz und betroffen. Er sieht sich nicht als hauptverantwortlich für den Tod, weder von Lena noch von Monika, wirft sich höchstens vor, dass er Lena gestattete, mit ihnen nach Indien zu fahren ... Aber das hätte ja auch Maria verhindern können. Und überhaupt, die Argumente, die Maria bringt, erinnern ihn an die sinnlose Diskussion vor seiner Abreise.

So sagt Marcus müde und wirkt dabei um Jahre älter: »Maria, ich liebe dich seit 17 Jahren. Ich will und werde dieses Gefühl auch jetzt nicht abdrehen können, auch wenn ich deine Überlegungen und dein Verhalten das erste Mal überhaupt nicht verstehe. Aber ich respektiere deinen Wunsch. Du wirst von mir nichts mehr hören. Umgekehrt, wenn du je in irgendeiner Weise mit mir Kontakt aufnehmen willst, bitte mach es. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich mich irgendwann nicht darüber sehr, sehr freuen würde. Alles Gute, Maria.«

Marcus hat die letzten Worte fast geschluckt, dreht sich um und will gehen. Da ruft Maria in einem anderen Ton: »Marcus, es tut mir Leid, dass du offensichtlich leidest. Du wirst es überstehen, du bist stark. Ich danke dir, dass du versprichst, mich ganz in Ruhe zu lassen. Hättest du das nicht gesagt, dann wären Barry und ich in einem anderen Land unauffindbar verschwunden.«

Erstaunt dreht sich Marcus um: »Du wärest einfach verschwunden, ohne Rücksicht auf Stephan?« Maria starrt Marcus ohne Antwort an, bis dieser schließlich die Wohnung verlässt, ohne sich nochmals umzudrehen.

Zurück in seinem Büro bei SR Inc. sitzt Marcus lange und mit erhöhter Individualzeit. Seine Gedanken und Gefühle bewegen sich endlos im Kreis, bis er allmählich wieder ein gewisses Maß an Kontrolle über sich selbst hat. Dann bittet er Klaus Baumgartner zu sich.

Er erzählt Klaus von seinen Erlebnissen in Europa, vom Ende der PPU und übergibt ihm die Unterlagen, wie man für die menschliche Gesundheit ungefährliche Anti-Para-Geräte entwickeln kann. Nach einem kurzen Studium ist Klaus begeistert: »Marcus, du hattest doch Recht, so rasch nach Europa zu fliegen. Nun werden wir bald

in der Lage sein, uns alle gegen gefährliche Paraeinflüsse von anderen Parabegabungen zu schützen. Ich bin besonders froh darüber, da ich mit meinen eigenen Forschungen in diese Richtung nicht weitergekommen bin. Auch die PM wird sehr erfreut sein, dass es solche Geräte geben wird, die alle Menschen, die dies wollen, einsetzen können. Es wird auch die Integration für uns alle in die Gesellschaft erleichtern. Vielleicht müssen wir uns bald nicht mehr ‚verstecken‘, sondern können unsere Parabegabungen bekannt geben!«

Marcus freut sich, dass Klaus die Unterlagen so schätzt. Marcus hatte etwas Bedenken gehabt, dass Klaus sie als »Konkurrenz« zu seinen eigenen Forschungen sehen würde. Marcus zuckte aber zweimal zusammen, als Klaus das Wort »uns alle« verwendete, und kann sich kaum zurückhalten. »Klaus, danke, dass du das so positiv siehst wie ich. Ich bin nur völlig verzweifelt, weil das ‚alle‘ so klein geworden ist. Es sind ja nur noch du, Stephan, Aroha, Herbert und ich. Ryan ist nach wie vor in Australien ‚verschollen‘, und du weißt ja sicher, dass Maria jetzt mit Barry zusammen ist und die beiden nichts mehr mit mir und SR Inc. zu tun haben wollen.«

Marcus kann sich nicht beherrschen und erzählt Klaus ausführlich, wie er unter der Untreue und dem Verlust von Maria leidet. Schließlich wird Klaus ärgerlich: »Marcus, jetzt hör doch mit deiner Selbstbemitleidung auf ... Was du da sagst, sagst du dem Falschen. Ich habe meine Sandra verloren, sie ist tot, das ist um vieles schlimmer. Deiner Maria, der geht es gut, die ist verliebt und lebt. Was würde ich dafür geben, dass Monika glücklich lebte, auch wenn ich nicht daran teilhaben könnte. Wenn du Maria noch immer liebst, dann freu dich, denn es geht ihr gut. Sei nicht so egoistisch! Und wenn du sie nicht mehr liebst, dann ist nur dein Stolz verletzt und mit dem wirst du hoffentlich fertig werden.«

Marcus blickt Klaus nachdenklich und erstaunt an: »Ja, ich verstehe, was du sagst. Entschuldige, dass ich dich mit meinen Problemen belästigt habe.« Klaus winkt ab: »Ich weiß schon, dass es dir nicht gut geht. Ich war jetzt auch ein bisschen grob, aber du musst weiterleben. Wir haben für die Menschheit insgesamt mit der Paraforschung noch viel vor uns und je früher du wieder ernsthaft zu arbeiten beginnst, umso früher wirst du mit deinen Gefühlen fertig werden.« Marcus nickt, aber er weiß, dass er noch einige Zeit brauchen wird, bevor er sich wieder voll auf die Arbeit stürzen kann.

Auf Great Barrier Island wartet ein besorgter Stephan auf seinen Vater. Er freut sich, als Marcus ihm eingehend berichtet und sich offenbar etwas beruhigt hat. Stephan versucht die Stimmung Marcus' weiter zu verbessern, indem er von einigen Treffen mit seiner Mutter erzählt: dass es für ihn gar nicht so sicher ist, dass sich Barry und Maria wirklich lieben, dass sich die beiden eher im gegenseitigen Trösten über den Verlust von Lena bzw. Monika immer näher kamen, dass er glaubt, seine Mutter habe einen »kleinen Knacks« durch den Tod von Lena, was sich vielleicht wieder legen wird ... Stephan ist enttäuscht, dass sein Vater nicht wirklich zuzuhören scheint.

Stephan konzentriert sich nun wieder voll auf die bevorstehenden Abschlussprüfungen des Gymnasiums. Insgesamt ist er nicht glücklich: Raianda geht ihm ab, Marcus ist geistesabwesend, bei den Treffen mit seiner Mutter hat er immer mehr den Eindruck, dass sie psychologische Beratung mehr brauchen würde, als sie Barry braucht. Cynthia nickt, als er ihr das erzählt, kümmert sich aber sonst auch mehr um Marcus als um Stephan. Nur Aroha redet immer wieder mit Stephan. Er ist dankbar dafür, aber Aroha erzählt auch oft solche Kleinigkeiten – wie zum Beispiel, dass sie einmal den Mindcaller drei Wochen nicht finden konnte und ihn erst am Tag des Abflugs von Marcus nach Brüssel beim sorgfältigen Aufräumen des Wintergartens wieder entdeckte –, dass Stephan manchmal ganz unruhig wird.

Marcus kommt nicht zur Ruhe. Er beginnt sich schließlich auf eine mehrtägige Inselwanderung durch schwieriges Gelände vorzubereiten. Alle sind froh, dass Marcus irgendetwas Konkretes unternimmt. Cynthia bittet, ihn begleiten zu dürfen. Sie, die immer gerne in den österreichischen Bergen unterwegs war, kennt das neuseeländische »Bushwacking« noch nicht wirklich und denkt auch, dass sie Marcus helfen und aufheitern kann.

Die beiden ziehen mit fast 25 kg Ausrüstung für eine fünftägige Wanderung los. Sie wollen vom nördlichsten Ort der Insel (Motairehe) zunächst nahe der Ostküste über Miners Head zur Nordspitze der Insel in Sichtweite der Aiguilles Insel gelangen, dann über eine westlichere Route in Küstennähe fast bis zum Nordende des Rangihakaea-Strandes und von dort direkt nach Osten zurück zum Ausgangspunkt. Sie werden damit die ersten 20 km durch gänzlich unberührtes Dickicht unterwegs sein, wobei nur der Anfang inso-

fern etwas einfacher sein wird, als sie einige Kilometer einem Bachstromaufwärts folgen können. Während der restlichen Wanderung werden sie im steten Wechsel von bergauf und bergab (allerdings nie mehr als einige hundert Meter) durch Wald mit dichtem Unterholz oder durch fast undurchdringliches niedrigeres Buschdickicht unterwegs sein, dabei mehrere Dutzend Bäche überqueren, die oft in sumpfigen Niederungen liegen.

Der Beginn der Wanderung ist trotz der schweren Rucksäcke ein Vergnügen. Mit festen Wanderschuhen, aber sonst nur mit kurzer Hose und T-Shirt bekleidet, waten sie bei spätsommerlichen Temperaturen bachaufwärts, die traditionelle Art, in Neuseeland den sehr schwer durchquerbaren Busch zu vermeiden. Dass dabei die Schuhe nass werden, ist klar, aber notwendig. Ohne Schuhe wäre man zu wenig trittsicher und würde sich leicht die Füße verletzen. Tümpel unter kleinen Wasserfällen laden zur Erfrischung ein und auf Schotterbänken aus feinen Kieseln liegen sie weich auf ausgebreiteten Schlafsäcken, bis sie genug gerastet haben und wieder trocken sind. Marcus hat mehrmals Gelegenheit, den Körper der 28-jährigen Cynthia zu bewundern. Die Sonne ist so stark, dass Sonnenöl mit hohem Schutzfaktor verwendet werden muss und so ist es unausweichlich, dass man sich mindestens beim Eincremen des Rückens behilflich ist.

Bei der Quelle des Baches machen sie eine erste größere Pause. Nun wird das Weiterwandern beschwerlich. Der Busch ist manchmal niedrig und dicht genug, dass sie auf den Büschen gehen können, aber sie brechen natürlich immer wieder ein. Eine dünne lange Hose und lange Ärmeln sind zwar unangenehm warm, verhindern aber, dass sich die beiden ununterbrochen aufschürfen. In höheren Baumbeständen kämpfen sie sich oft recht mühselig durch dichtes Unterholz, werden aber immer wieder belohnt durch das Licht, das manchmal durchbricht und die Farne in unwirklichem Hellgrün erscheinen lässt, durch Moospolster, weich wie Daunen, kleine Waldvögel, die sie manchmal über längere Strecken begleiten, oder mächtige Kauribäume, die plötzlich vor ihnen emporragen und unter denen oft kaum Unterholz gedeiht, sondern sich der Waldboden wie ein Teppich ausbreitet.

Im Laufe des Tages ziehen immer dichtere Wolken auf. Als Cynthia und Marcus gegen 4 Uhr nachmittags bei einem Bach unter ho-

hen Bäumen einen herrlichen Lagerplatz erreichen, beschließen sie, dass sie für den ersten Tag genug erreicht haben und hier den wohl unvermeidlichen Regenschauer gut bewältigen werden. Cynthia bewundert Marcus, wie er geschickt zwischen Ästen eine leichte Plane schräg als Regenschutz aufspannt, hilft ihm bei der Suche nach trockenem Holz, von dem sie einen großen Stapel aufschlichten, um nach dem Dunkelwerden nicht mehr suchen zu müssen. Marcus filtert mit einer kleinen Spezialpumpe das Bachwasser zum Trinken, denn auch hier gibt es fallweise Wurmlarven im Wasser, die innere Organe angreifen und nach Jahren zu schweren Gesundheitsschäden führen können.

Dann kocht Marcus ein dreigängiges Essen mit seiner Astronautennahrung, wie er das auf früheren Wanderungen von seinem Freund Mike (siehe »Xperten 2: Der Paradoppelgänger«) gelernt hat. Sie sitzen jetzt eng zusammen unter der Plane. Die Wolken entladen sich in einem heftigen Regenguss, gleichzeitig frischt der Wind auf. Es wird vorübergehend so kühl, dass der heiße, süße Tee als »Menüabschluss« überraschend willkommen ist.

Das Feuer ist groß genug, dass der Regen es nicht löscht. Wie so oft im Sommer auf Great Barrier Island wird es rasch wieder dumpf-warm und windstill, sobald die Wolken weitergezogen sind. Eine tiefe Stelle des Baches lädt zur gründlichen Abendsäuberung ein. Marcus lässt es sich nicht nehmen, mit einer Bioseife Cynthia gründlichst abzureiben. Dabei geschieht etwas, was beiden neu ist. Ohne dass ein Wort gesprochen wird, ist es plötzlich klar, dass sie sich heute lieben werden. Es gibt kein Geziere und keine Eile. Marcus genießt es, den schönen Rücken Cynthias gründlich einzureiben. Als seine Hände über ihren Po gleiten, öffnet sie ohne Zögern ihre Beine, als hätten sie das schon oftmals so gemacht. Als er sie umdreht um sie vorne einzuseifen, küssen sie sich fest und liebevoll, aber nicht leidenschaftlich. Dafür ist später Zeit. Als Marcus Cynthia gründlich gewaschen hat, testet er an allen Stellen, ob sie sauber ist. Cynthia akzeptiert es als selbstverständlich. Es ist auch bei den erotischsten Stellen kein erotisches Küssen, Saugen oder Schlecken, sondern nur ein Test, eine Vorbereitung und eine Aussage: Das ist nur ein Anfang. Als Cynthia Marcus einseift und reinigt, ist es genauso. Sie macht ihre »Arbeit« gründlich und liebevoll, testet alle Körperstellen mit Zunge oder Mund, einige gründlicher als andere. Aber auch

hier ist es in erster Linie ein Zeigen: Das werde ich später sehr viel ausführlicher tun.

Als sie fertig sind und es beiden im Bach schon einige Zeit eher kalt ist, sehen sie sich fast verwundert an. Cynthia öffnet den Schlafsack von Marcus, sodass er jetzt wie eine weiche Decke ausgebreitet ist. Sie legt sich mit dem Rücken darauf, die Beine so auseinander, dass es sich Marcus dazwischen bequem machen kann. Sie liegen Körper auf Körper, zunächst um sich zu wärmen. Dann erforschen sie zuerst die Lippen und den Mund des anderen und mit großer Ruhe mehr und mehr. Es ist ein Erlebnis, das beide nie vergessen werden, weil es so selbstverständlich und natürlich, ohne Hast oder wild gezeigte Begierde abläuft. Mehrmals legt Marcus mehr Holz auf das Feuer, das allmählich auch als Licht dient. Aber es ist dies keine Unterbrechung, sondern Cynthia beobachtet einmal mit Genuss Marcus und seine Erektion, das andere Mal wirft sie auch zwei Äste auf das Feuer, während Marcus mit einer Hand eine ihrer Brüste hält und sie mit der zweiten von unten »unterstützt«.

Sie genießen diesen Abend sorgfältig, sacht und langsam. Irgendwann treffen sich ihre Augen, eine Frage in jenen von Cynthia. »Wird es Zeit?«, flüstert Marcus. Cynthia nickt ein wenig.

Am nächsten Tag wacht Cynthia zuerst auf. Als sie nackt aus dem Schlafsack steigt beobachtet sie Marcus. »Zuerst Frühstück, Marcus, oder nachher?«, fragt Cynthia. Ein kleiner Hügel im Schlafsack von Marcus gibt ihr die Antwort. Diesmal wird es das Gegenteil vom Vorabend: fest, zielgerichtet, rasch.

Während Cynthia in den nächsten Tagen mehr und mehr vom dicht verwachsenen Wald einer regenreichen nord-neuseeländischen Gegend kennen lernt, erfährt Marcus einiges Neues über Sex. Am zweiten Abend zum Beispiel berührt ihn Cynthia zwanzig Minuten lang nicht, sondern sie liegen nur nackt Seite an Seite. Cynthia erzählt eine erotische Geschichte mit vielen Begebenheiten und Details, die sie beide so scharf macht, dass sie Sekunden nach der ersten Berührung gemeinsam laut stöhnend »JA!« sagen.

Sie haben die Nordspitze der Insel hinter sich, es ist Tag vier, sie liegen im Zeitplan und sind etwa zwei Kilometer von der Westküste an jener Stelle, wo auf der anderen Seite der Insel Miners Head liegt. Mühsam kämpfen sie sich Meter um Meter weiter nach Süden. Plötzlich sehen sie rechts von ihnen, im Osten, hinter einigen Baum-

reihen eine offene Fläche. Ein kleiner See, der nicht in der Karte verzeichnet ist? Ein flacher unbewachsener Felsen an dieser dafür ungewöhnlichen Stelle?

Neugierig kämpfen sich Cynthia und Marcus nach Osten durch das Dickicht und trauen dann ihren Augen fast nicht: Vor ihnen liegt eine perfekt kreisrunde Lichtung mit gleichmäßig 20 cm hohem Gras! Zum nächsten Haus sind es unwegsame neun Kilometer. Was ist das?

Zögernd betritt Marcus die Lichtung. Da ertönt plötzlich eine laute Stimme von nirgendwo her: »Keinen Schritt weiter! Sie befinden sich in einer militärischen Sperrzone. Gehen Sie sofort in das Gebüsch nach Westen zurück und setzen Sie Ihren Weg nach Süden fort. Sie dürfen niemandem von dieser Lichtung berichten. Falls Sie es tun, werden Sie eines Verbrechens beschuldigt und unter Vorschiebung falscher Tatsachen zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt werden. Dies ist im Interesse der Sicherheit leider erforderlich. Sie werden von uns seit zwei Tagen beobachtet. Wir werden diese Beobachtung nun permanent fortsetzen, um sicherzustellen, dass Sie diese Stelle möglichst rasch ‚vergessen‘.«

Cynthia und Marcus können ihren Ohren kaum trauen. Hier eine Sperrzone, ohne Warnung, im undurchdringlichen Dickicht? Marcus versucht mit seinen Pseudohänden die Lichtung und den Boden abzutasten. Da ertönt wieder die Stimme: »Unterlassen Sie sofort jede Untersuchung mit Ihren Parafähigkeiten. Wenn Sie es unbedingt als weitere Drohung hören wollen: Wir wissen alles über Ihre Paragruppe, nur haben wir es bisher nicht als notwendig empfunden einzugreifen. Es ist besser, Sie zwingen uns nicht dazu.«

Marcus ist wie vom Donner gerührt. Wer immer da dahinter stecken mag, diese offenbar militärische Organisation weiß über sie Bescheid ... Hat die PM ihr Versprechen nicht gehalten und etwas dem Militär berichtet? Vielleicht um sie gegebenenfalls kontrollieren zu können?

»Cynthia, wir gehen besser«, meint Marcus. Cynthia nickt. Marcus notiert mit seinem e-Helper die Koordinaten der Lichtung. Aber die beiden reden nicht miteinander über den Vorfall. Die Furcht, dass sie etwa über Minidrohnen beobachtet und belauscht werden könnten, ist zu groß. Der Vorfall beeindruckt Marcus so sehr, dass er eine Wegänderung beschließt. Sie werden etwas weiter nach

Süden gehen um auf die Verbindungsstraße von Motairehe zur Westküste zu stoßen. Dann werden sie versuchen, per Autostopp die verbleibende Strecke zu bewältigen. Damit können sie einen Tag einsparen.

So kommen Marcus und Cynthia einen Tag früher als geplant zu Marcus' Haus und Anwesen zurück und wie sich herausstellt, doch vielleicht einen Tag zu spät. Am Vortag ist Stephan mit einem Koffer und Rucksack aufgebrochen und hat einen Brief an Marcus hinterlegt.

Marcus öffnet den Brief mit zittrigen Händen, liest ihn durch und stößt dann einen tiefen Seufzer aus. Aroha und Cynthia, die bei ihm stehen, schauen ihn fragend an.

Marcus erklärt mit stockender Stimme: »Stephan hat einen sehr netten Brief geschrieben, in dem er erklärt, dass er das Gymnasium vorgezogen abgeschlossen hat.« – Da Stephan wie sein Vater seine Individualgeschwindigkeit beschleunigen kann, ist das für ihn ein Leichtes gewesen, versteht Marcus. – »Er will nun eine Zeit lang reisen. Er schreibt liebevoll, dass wir uns keine Sorgen machen sollen, aber er muss von allem, was in der letzten Zeit geschehen ist, Abstand gewinnen. Er bittet, dass wir ihn nicht suchen. Das Positivste ist, dass er verspricht, in längstens vier Monaten wiederzukommen.«

Aroha schweigt betreten, Cynthia ist unglücklich. Sie wollte Marcus sagen, dass es sehr schön mit ihm war, aber dass sein Herz immer Maria gehören wird und sie auch daran glaubt, dass die beiden wieder zueinander finden werden. Sie will von Great Barrier Island nach Auckland übersiedeln, wird dies aber Marcus nun doch einige Zeit nicht antun können.

Marcus bespricht in einem Raum, den er für absolut abhörsicher hält, mit Aroha und Cynthia die Existenz des von ihnen entdeckten »militärischen Sperrgebietes« und die weitere Vorgehensweise. Er wird nach Wellington fliegen, um dort mit der PM zu sprechen.

Das Gespräch mit der PM wenige Tage später verläuft überraschend. Sie versichert glaubhaft, dass sie von einem solchen Sperrgebiet nichts weiß, sagt aber eine genaue Überprüfung zu und dass Marcus davon verständigt wird.

Marcus empfindet die Leere auf Great Barrier Island zunehmend bedrückend. Er erklärt Aroha und Cynthia, dass er vorübergehend

nach Auckland übersiedeln will. Cynthia erklärt darauf spontan, sich auch in Auckland eine Wohnung zu suchen. Marcus freut sich darüber, da so ihre Verbindung – auch was Sex anbelangt – leichter weiterzuführen ist. Er ahnt nicht, dass Cynthia vorhat, eher früher als später ihre Affäre mit Marcus zu beenden. Da durch Marcus' Übersiedlung die gute Verbindung nach Auckland über den Moller in Gefahr ist, beschließen auch Aroha und Herbert nach Auckland in ihre Wohnung zurückzukehren.

Das große Anwesen auf Great Barrier Island wird vom Personal weiter betreut, aber die Paragruppe hat sich damit vollständig aufgelöst. Allerdings arbeitet Marcus nun intensiv mit Klaus in der SR Inc. zusammen. Auch privat unternehmen sie des Öfteren etwas miteinander, wobei Cynthia meist und Aroha und Herbert fallweise mitkommen.

Ein verblüffender Anruf erreicht Marcus von der PM aus Wellington: Es gibt mit Sicherheit keine militärischen Aktivitäten auf Great Barrier Island und es gibt keine Lichtung an dem Ort, dessen Koordinaten Marcus bekannt gegeben hat. Marcus und Klaus, der inzwischen auch informiert ist, sind ratlos: Was geht da im Norden von Great Barrier Island vor? Sie beschließen, dem Phänomen bald nachzugehen. Dann ergeben sich allerdings so viele andere Prioritäten, dass die »Lichtung« eine Zeit lang in Vergessenheit gerät.

7. Stephans Reise

30. März 2020

Stephan hat Raianda über seinen e-Helfer seit ihrer gemeinsamen Zeit zu Weihnachten immer wieder angerufen, hat ihr auch sein Herz ausgeschüttet wegen der Probleme um Maria und Marcus. Raianda war immer sehr liebevoll und die Gespräche dauerten oft sehr lange. Stephan fragte sie mehrmals, ob sie nicht mit ihm eine Zeit lang »irgendwohin« kommen wolle. Da er für seine Rolle in Indien stattliche 500.000 Dollar bekommen hat, sei Geld kein Problem. »Ich muss weg von Auckland. Aber ich möchte nicht allein reisen. Schließlich bin ich erst 16, da reist man doch noch nicht so in der Welt herum.«

Allmählich gelingt es ihm, Raianda zu überreden, eine Woche oder ein bisschen länger mit ihm eine Reise zu unternehmen. Sie diskutieren Plätze in Indien. Das will Stephan nicht so recht, seine Erinnerungen an die grässlichen Dinge, die an der Grenze zwischen Pakistan und Indien geschahen, sind ihm noch zu frisch in Erinnerung. Nepal kennt Raianda schon ganz gut: »Dort könnte ich zwar eine ganz gute Führerin für dich sein, aber wenn du eine Partnerin haben willst, mit der du dich zusammen ‚durchkämpfst‘, dann müssen wir woanders hin«, meint Raianda. Sie einigen sich letztlich auf Bali mit im Prinzip hinduistischer Kultur und warmem Klima. Dort werden sich beide wohl fühlen. Auch ist Bali sowohl von Auckland als auch von Delhi aus direkt mit einem Flug über 6.300 km erreichbar.

So steht Stephan am frühen Nachmittag des 30. März am Flughafen Ngurah Rai südlich der größten Stadt Balis, Denpasar, und wartet auf die Ankunft der Maschine aus Delhi. Er bringt zur Begrüßung eine prächtige Orchidee für Raianda und hat bereits ein wenig Vorarbeit geleistet. Noch in Auckland buchte er in Sanur, nur einige Kilometer vom Flughafen entfernt, ein Zimmer in einem guten Losmen (»Three Sisters«), das ihm das Reisebüro empfohlen hat: »Nicht ein vornehmes Hotel, aber sauber. Und es vermittelt einen ersten Eindruck, wie man in Bali lebt, wenn Sie wirklich nicht nur die touristische Gegend südlich von Denpasar, sondern auch andere Teile der Insel kennen lernen wollen. Denn dort werden sie immer in Losmen wohnen müssen.«

Raianda schaut umwerfend aus, als sie ankommt. Nur mit Handtasche und Rucksack läuft sie Stephan leichtfüßig entgegen, frisch und fröhlich und nicht wie jemand, der immerhin über 6.000 Flugkilometer hinter sich hat. Sie küsst Stephan zur Begrüßung, etwas, das sie in Indien nie in der Öffentlichkeit tun würde und das auch in den meisten islamischen Teilen Indonesiens nicht angebracht wäre. Sie ist leicht angezogen, wie das für das Tropenwetter hier sinnvoll ist, aber dezent, mit langem Rock und einer Bluse, die die Arme bedeckt.

»Du hast gesagt, du hast uns schon ein Zimmer reserviert? Warst du schon dort?« Stephan schüttelt verneinend den Kopf.

Die Fahrt vom Flughafen mit einem Bemo wird ein erstes Erlebnis, weil bei dieser Art Taxi die Preise nicht »so fix« sind. Als Stephan dem Fahrer weniger Geld gibt, als dieser verlangt (noch immer mehr als der »Standardpreis«, den er bei der Information erfragte), lächelt dieser nur. Man wird ja noch versuchen können, einem Touristen ein paar extra Rupiahs abzuknöpfen! Der Fahrer bringt sie dafür direkt zu ihrem Losmen, bei diesen Kleinbussen, bei denen man überall ein- und aussteigen kann, durchaus üblich.

Dort werden sie freundlich von drei Schwestern empfangen, die sich als Gusti Wayan, Gusti Made und Gusti Nyoman vorstellen. Erst im Laufe der nächsten Wochen wird Stephan feststellen, dass es eigentlich nur vier Kindernamen gibt, nämlich eben Wayan, Made, Nyoman und Ketut, die in der Reihenfolge des Alters vergeben werden. Bei mehr Kindern geht es dann wieder von vorne los, das fünfte heißt dann also wieder Wayan usw. Allmählich lernt er, dass Gusti kein Familienname ist, sondern die Bezeichnung für Mitglieder der höchsten aristokratischen Kaste, der Wesia. Außer ihnen darf nur noch die darunter liegende Kaste der Satria ein Präfix (nämlich Cokodor) tragen, während die Mehrheit der Bevölkerung, die Sudra, kein Präfix tragen darf. Während die Kasten in Indien per Gesetz nicht mehr existieren, aber sehr streng gehandhabt werden, ist es auf Bali gerade umgekehrt: Es gibt die Kasten theoretisch noch, nur spielten sie früher nie und auch heute keine übermächtige Rolle.

Stephans und Raiandas Zimmer ist so richtig zum Wohlfühlen. Es besteht aus Bambuswänden, über denen sich Vorhänge und Matten befinden. Die gesamte Breitseite wird von einem großen Bett mit einem Fenster dahinter eingenommen, das heißt, man kann in

das Bett nur vom Fußende, aber nicht von der Seite hineinsteigen. Vor dem Bett stehen alte Möbeln und einige Regale aus dem harten Rattan Holz. Eine der Matten ist in Wahrheit eine Tür, die auf eine mehr oder minder gedeckte Veranda führt. Teile sind von den Ranken und Blättern von Passionsfruchtbüschen so zugewachsen, dass sie wie ein Dach wirken. Auch hier stehen Sitzmöbel aus Holz mit hübschen Polstern vor einem Tisch, auf dem Trinkwasser bereitsteht und auf einer Holzplatte ein liebevolles Arrangement von tropischen Früchten – Mangos, Ananas, innen herrlich weiche Passionsfrüchte, die zum Ausschlüpfen einladen, ein Stück einer Jackfrucht und ein Büschel von Rambutans. Stephan öffnet gleich eine der Rambutans mit ihrer rothaarigen Schale und stellt zu seiner Freude fest, dass es die »richtige« Sorte ist, nämlich jene, wo sich das weiße Fruchtfleisch leicht vom braunen Kern löst, fast wie bei Litschis.

In einer Ecke ist ein Waschbecken und hängt eine Dusche. Es gibt keine Vorrichtung, diesen Teil abzuschirmen, sodass man eigentlich im Freien duscht. In einer versteckten Ecke ist ein Raum mit Abtritten hinter einer Matte verborgen. Raianda umarmt Stephan: »Es ist einfach herrlich hier und trotz Früchten und tropischen Büschen keine Stechmücken, keine Wespen, keine Fliegen. Ich freu mich so, bei dir zu sein. Hast du was dagegen, wenn ich dusche, während du hier am Tisch deine geliebten Rambutans kostest?«

Stephan verrät Raianda nicht, dass er das Ungeziefer mit einem entsprechenden Befehl zum Verlassen aufgefordert hat ... Noch weiß Raianda ja nichts von seiner Parabegabung. Während er am Tisch genüsslich noch einige Rambutans öffnet, entkleidet sich Raianda vor seinen Augen, lässt sich von Stephan kokett das eine oder andere weiße Stück einer Rambutan in den Mund stecken und seift sich dann unter der Dusche gründlich ein. Er bewundert »seine« hübsche Inderin, die sich hier im Freien (oder in ihrem Wohnzimmer – wie man es sehen will!) gründlich vor ihm (und für ihn?) reinigt. Er zieht sich nun auch rasch aus und kommt zu ihr unter das Wasser: »Oops, das ist ja kalt!«, ruft er verblüfft. Raianda lacht: »Warmes Wasser gibt es in Losmen nicht, das solltest du schon wissen. Nur wird es dir in diesem Land kaum abgehen. Und dieses Wasser, das ja wohl aus einer Zisterne kommt, ist ohnehin gut temperiert.«

Das sind fast die letzten Worte, die sie in den nächsten Stunden sprechen: Sie haben viel nachzuholen, das Bett ist angenehm groß

und erst jetzt entdecken sie einen Spiegel an der Decke. Während sie nackt aneinander gekuschelt fast eine Stunde schlafen, um sich vom Flug zu erholen, bläst ab und zu eine kühle Brise durch das Fenster hin zur Veranda. Irgendwann prasselt kurz ein tropischer Regenguss herab, wie sie im Halbschlaf merken: Es ist eigentlich ja schon Ende der Regenzeit, aber die auf der ganzen Welt nicht mehr ignorierbare Klimaveränderung sorgt auch auf Bali für Verschiebungen.

»Es ist sehr schön bei Ihnen«, bedanken sich die beiden, als sie später Gusti Wayan um eine Empfehlung für ein einfaches Esslokal bitten, »und danke für die herrlichen Früchte!« »Gerne, das ist im Preis dabei, Sie bekommen das auch zum Frühstück, mit etwas Toast, Marmelade ... Und wollen Sie lieber Tee oder Kaffee?«

Das empfohlene Lokal ist klein. Sie sitzen auf wackeligen Stühlen im Freien und bestellen zwei verschiedene Gerichte. Es ist der Beginn eines ständigen liebevollen Geplänkels, ob »Nasi Goreng« oder »Bami Goreng« besser schmeckt. Bei Raianda kommt dabei die indische Vorliebe für gekochten Reis (Nasi) durch, während Stephan eher die Nudeln vorzieht, denn Reis gibt es ohnehin zu fast allen anderen Gerichten.

Der nächste Tag wird der »touristischste« von allen. Mit einer Tourgruppe besuchen sie den Ulu Watu Tempel an der Südspitze der Insel. Sie kaufen sich zwei gelbe Tempelschals, um ab nun immer richtig angezogen Tempel betreten zu können. Beide sind von der Anlage besonders beeindruckt, beginnend mit den großen Ganesh-Statuen, die den Eingang flankieren. Stephan gefällt der große Waringin (Banyan-Baum) mit seinen ausladenden Ästen, der zu jedem Tempel gehört; hier steht ein besonders schönes Exemplar. Seine Luftwurzeln, die aus den Zweigen hinunterwachsen und eigene Stämme bilden, die den ursprünglichen Hauptstamm überleben und ersetzen können, verleihen dem Banyan-Baum einen Mythos der Unsterblichkeit. Daneben stehen weiß und hellrosa blühende und duftende Frangipanis als typische Tempelsträucher. Aus einem dünnen angebrochenen Ast träufelt die weiße Frangipani-Milch, die sonst die bis zu 50 cm langen lanzettenförmigen Blätter auch in der größten Hitze mit Nährstoffen versorgt.

Für die meisten Touristen aber sind der Blick steil zum Meer hinunter und die herumturnenden Affen die große Attraktion. Ein Amerikaner versucht mit dem neuesten Modell einer Holokamera

das Treiben der Affen einzufangen. Er geht dabei einmal zu nahe an ein Tier heran und – Schwups! – ist seine sehr teure Ausrüstung verschwunden. In der Gruppe herrscht helle Aufregung, da man den Führer beschuldigt, sie nicht hinreichend gewarnt zu haben. Zur Überraschung Raiandas verteidigt Stephan den Führer: »Ich glaube, dass jeder wissen sollte, dass Affen schelmisch und neugierig sind. Aber hier sind die Tiere ohnehin besonders gut ausgerichtet. Sie schauen sich neue Sachen nur an und bringen sie unversehrt zurück, außer es ist etwas Essbares. Wir müssen nur kurz warten, dann bringt der Affe das Gerät sicher zurück.«

Alle, inklusive Raianda, aber besonders der Führer, blicken Stephan entgeistert an. Das kann doch nur ein Unsinn sein, oder? Stephan scheint sich seiner selbst sehr sicher zu sein: »Bitte, jetzt keinen Wirbel machen, sonst traut sich das Tier nicht zurück. Und Kameras etc. festhalten, sonst verschwindet dann etwas anderes!«

Die Gruppe wird neugierig, schaut von Stephan zu den Mauern, wo der Affe verschwunden ist. Und tatsächlich: Da kommt er, die Holokamera vorsichtig haltend, auf die Gruppe zu. Stephan hebt die Hand, geht einen Schritt vorwärts und kniet sich nieder. Fast feierlich überreicht das Tier Stephan die Kamera. Dieser zieht eine Banane für den Affen aus seinem Beutel, worauf das Tier mit einem schrillen Schrei verschwindet. Stephan gibt die Kamera dem Amerikaner zurück, der sein Glück noch nicht fassen kann. Der Führer schaut Stephan fast ehrfürchtig an, was Raianda bemerkt.

Nun brechen sie nach Norden auf, um die üblichen Handwerksorte nördlich von Denpasar Richtung Ubud, der Künstlerstadt, zu besuchen.

Batubulan ist die Stadt der Bildhauer. Aus einem sehr weichen und leichten Stein wird hier, zum Teil von ganz jungen Männern, nicht nur vieles für Touristen hergestellt. Die Steinwächter fast aller Tempel in Bali kommen auch aus diesem Ort! Im Zentrum, versteckter, gibt es Läden mit überraschend schönen Textil- und Holzarbeiten, alle am Ort hergestellt. Das geflügelte Wort, dass jeder Balinese ein Künstler ist, kommt nicht von ungefähr. Die morgendlichen Tanzvorführungen sind in Batubulan schon einige Zeit vorüber, sodass es vergleichsweise »ruhig« ist. Die Mitglieder ihrer kleinen Gruppe werden »nur« noch von etwa einem Dutzend Händler permanent angesprochen und verfolgt.

Im nächsten Ort, in Celuk, ist der Wirbel kaum geringer, aber die hier aus Silber und Halbedelsteinen filigran erzeugten Kunstwerke sind nicht nur Kitsch, sondern einige echt schön. Sie sind preiswert, wenn man lange genug handelt!

In Batuan findet Stephan ein mit schwarzer Tinte gezeichnetes Bild, das Raianda vor einem Reisfeld von hinten zeigt! Es hat nicht nur eine Ähnlichkeit mit Raianda, für Stephan ist es Raianda. Er kauft es, ohne viel zu handeln. Als der Künstler das Bild gerade für Stephan einpacken will, kommt auch Raianda in den Laden. Als sie sich umdreht, sieht der Maler sie von hinten und lässt das Bild fast fallen. Auch er ist von der Ähnlichkeit völlig überrascht.

Stephan zeigt Raianda das Bild: »Der Mann muss von dir geträumt haben!« Der Künstler ist plötzlich verschwunden und kommt mit einer Fotokamera zurück. Nach längerer Diskussion wird klar: Er will Raianda fotografieren und für Stephan ein ähnliches Bild von ihr auch von vorne machen. Stephan könne es in zwei Tagen abholen. Raianda stimmt zu, nachdem geklärt ist, dass der Künstler ihr Gesicht für keine Bilder, die er an andere Leute verkauft, verwenden wird.

Mas, wo vor allem Masken und Holzschnitzereien hergestellt werden, ist der letzte Punkt des heutigen Ausflugs. Der angebliche wirkliche »Höhepunkt« Ubud benötigt einen Tag für sich. Während Raianda schon etwas erschöpft mit dem Rest der Gruppe einen Tee trinkt, überredet der Führer Stephan mit ihm einen weiteren Laden zu besuchen. Der Führer redet in Balinesisch (das für Stephan noch unverständlicher ist als das offizielle Indonesisch) auf den Holzschnitzer ein. Dieser blickt Stephan forschend an. Dann ruft er seine Frau, die dem Führer und Stephan Tee bringt, während er selbst verschwindet. »Es tut mir Leid, wir müssen kurz warten.«

Nach drei Schalen Tee wird Stephan immer ungeduldiger. Da kommt der Künstler mit einer handgroßen filigranen Holzschnitzerei zurück. Auf ihr sind einige Tiere, darunter ein Affe, mit liebevollen Details zu sehen, die vor einem jungen Mann sitzen und zu diesem emporschauen. Der junge Mann sieht wie Stephan aus. Der Künstler muss in nur zehn Minuten die Person so verändert haben, dass sie nun als Stephan erkennbar ist! Der Führer zahlt dem Künstler eine größere Summe. Dann nimmt er die Schnitzerei und überreicht sie mit einer tiefen Verbeugung und ungespielter

Ehrfurcht dem verblüfften Stephan: »Das ist für den Mann, der mit Tieren reden kann«, sagt er ruhig, »es ist mir eine Ehre, dass ich ihn heute führen durfte.«

Die Frau im Hintergrund hat staunend zugesehen und spricht nun rasch auf den Führer ein. Dieser schüttelt unwillig immer wieder den Kopf. Schließlich wendet er sich seufzend an Stephan: »Die Frau hat gehört, dass Sie mit Tieren reden können. Diese Familie lebt hauptsächlich von der Hühnerzucht und ihr kleiner Sohn hat die Tür zum Hühnerhof offen gelassen. Die Tiere sind alle weg. Die Familie steht jetzt vor dem finanziellen Ruin. Sie bittet Sie, die Hühner – es sind achtzig – zurückzurufen, Sie können sich dafür beliebig viele Schnitzereien mitnehmen. Und es sind wirklich schöne darunter.«

Stephan blickt sich noch einmal genauer in dem Laden um: Es ist eine sehr bescheidene Hütte. In einer Ecke hinten kann er ein Nachtlager erkennen, ein Bub sitzt dort mit verheultem Gesicht. Er zögert. Er könnte ihnen hundert Dollar geben, das würde vielleicht mehr helfen als die Hühner bzw. sie könnten neue kaufen. Aber er hat schon so oft von solchen »traurigen Geschichten« gehört, die man auf Bali erzählt, um gutgläubigen Fremden Geld abzunehmen. Dann kommt dazu, dass die Aufgabe eine Herausforderung für ihn ist: Wie soll er eine Schar von Hühnern zurückrufen, wenn draußen gleichzeitig Hunderte andere herumlaufen? Wie könnte ein Befehl lauten, der nur die eine Gruppe betrifft? Natürlich wird man, wenn er erfolgreich ist, über diese Geschichte reden, aber das wird man auch wegen der Holokamera. Das stört ihn hier wenig: Man glaubt auf Bali noch immer an so viele Geister und Zaubereien, dass es auf einen weiteren Tierzauber nicht ankommt.

So antwortet er: »Ich werde es versuchen. Aber ich kann es nicht versprechen, ich muss den Hühnerhof sehen.« Ängstlich führt ihn die Frau hinaus. Was er hier sieht, macht ihm Mut: In der Mitte des Hofes steht ein aus Holz geschnitzter menschengroßer Hahn, der auf seinen ausgebreiteten Flügeln Getreidekörner liegen hat. »Werden die Hühner immer gefüttert, indem die Körner etc. auf die Flügel des Holzhahns gestreut werden, von wo sie hinunterrutschen?« Die Frau nickt.

Stephan lächelt in sich hinein: So müsste es gehen. Er formuliert einen telepathischen Befehl für die Tiere in der Art: »Alle Hühner

müssen zum großen Fütterer mit den ausgestreckten Flügeln zurückkommen.« Dann »horcht« er, ob er irgendwelche schwachen Emotionen von Hühnern spürt. »Ich denke, ich habe sie zurückgerufen«, sagt er.

Es ist gut, dass niemand mit einer Videokamera das aufnimmt, was jetzt geschieht, und dass außer den drei Personen keine weiteren Zeugen das Geschehen verfolgen. So unglaublich ist das, was sich nun abspielt: Aus dem Gebüsch strömen Hühner aus allen Richtungen und kämpfen darum, möglichst rasch durch das schmale Türchen zu kommen! Kurz darauf staunt der Führer: »Es sind alle 80 zurück! Wie machen Sie das?«

Stephan zuckt mit den Schultern: »Wir müssen rasch zurück. Und erzählen Sie bitte von dieser Geschichte niemandem. Wir, die mit den Tieren reden können, bleiben gerne unbekannt.«

Die Ausflugsgruppe wartet schon ungeduldig auf sie, Raianda sieht Stephan fast vorwurfsvoll an. Stephan flüstert ihr zu: »Entschuldige die Verzögerung, aber ich werde dir heute Abend alles erzählen. Es ist schon lange überfällig.«

Als sie in ihrem Losmen zurück sind und die Sonne noch immer heiß sticht, beschließen sie, zum nahen Sanur-Strand zu gehen, um zu schwimmen. Leider wird das eine Enttäuschung: Es ist Ebbe und da ist das Wasser über dem Riff so seicht, dass an ein echtes Schwimmen überhaupt nicht zu denken ist. Auch die Abendveranstaltung, die im heutigen Ausflugsprogramm enthalten ist und die ein balinesisches Buffet mit balinesischen Tänzen verspricht, ist ein Fiasko. Das Buffet ist ein indonesisch angehauchtes amerikanisches, die Tänze sind zum Teil nicht echt, zum Teil werden sie so gekürzt, dass sie keinen Sinn ergeben. Vom Kechack-Tanz, der nur von der Geschichte dahinter lebt – nämlich den Schwierigkeiten, bis Prinz Rama und Prinzessin Sita (mit Hilfe des Affenkönigs) zusammenfinden –, wird nur ein Ausschnitt gebracht und der nicht mit einem Chor, sondern mit Gamelan-Begleitung, wobei die wichtigen xylofonartigen einheimischen Instrumente durch elektronische Xylofone »Made in Japan« ersetzt sind.

»Wir mieten uns morgen ein Auto und machen uns selbstständig«, beschließt Raianda. Sie ziehen sich mit einer Flasche Arrak, dem lokalen Reisschnaps, auf ihr einfaches Zimmer zurück. »Ich muss dir einiges erzählen«, meint Stephan. »Ja, das hast du verspro-

chen. Aber lass uns noch kurz kalt duschen.« Obwohl das Duschen nicht lange dauert, wird es dann aus anderen Gründen doch so spät, dass Stephan seine »Beichte« mit Raiandas Zustimmung auf einen anderen Tag verschiebt.

Der erste Tag mit dem Mietauto wird schon vom Fahren her »interessant«. Zwar geht es Raianda und Stephan, die beide aus Ländern mit Linksverkehr kommen, besser als manchen Kontinentaleuropäern, aber der Verkehr wirkt anfangs chaotisch, bis man die Hauptregel versteht: Man hat nur die Situation vor dem Auto zu verfolgen, alles, was hinter dem Wagen geschieht, liegt in den Händen anderer Lenker. Wenn also das Vorderauto signalisiert: Ich will auf deine Spur wechseln, dann hat man dafür Platz zu machen. Umgekehrt, will man Spuren wechseln, so zeigt man das mit dem Blinker an und kann dann wenig später getrost den Spurwechsel durchführen. In den Autos auf Bali (und in anderen asiatischen Ländern) fehlen Rückspiegel oft nicht nur, sondern werden als störend betrachtet. Die typisch europäisch-amerikanische Ansicht, dass man als Autofahrer immer die »gesamte Verkehrssituation um sich« beachten muss, kommt Stephan in kürzester Zeit absolut unsinnig vor: Man überfordert damit die Autofahrer, und wozu? Es ist viel sinnvoller, sich auf die eine Richtung, in die die Augen normalerweise schauen, zu konzentrieren, als sich den Kopf auszurenken, wenn man eine Spur wechseln will. Es wäre Zeit, dass man die Verkehrsgesetze überall, ob nun in Neuseeland, in Europa oder den USA, dahingehend anpasst. Es kommt Stephan vor, dass man dadurch Stress reduzieren und Unfälle verringern würde. Die westlichen Verkehrsregeln überfordern die Menschen! Raianda sieht das etwas gelassener, weil der Verkehr in Indien immer eine eigentümliche Mischung zwischen asiatischem und europäischem gewesen ist ...

Ihr erstes Ziel ist das in allen Führern hoch gelobte Ubud in den Hügeln nördlich von Denpasar. Sie können dieses Lob nicht verstehen: Zunächst bewegt man sich sehr langsam durch die überaus dicht besiedelte und zersiedelte Gegend, von einem Ort gleich in den nächsten (viele kennen sie schon von der geführten Tour), und dann erreicht man die angebliche »Oase des Friedens Ubud«, die zwar eine Nuance kühler ist (weil sie höher liegt), in der sich aber genauso viele Fremde tummeln wie überall, und wo unter dem vielen Ramsch (hauptsächlich aus Mauritius und Madagaskar) schöne

Stücke genauso schwer zu finden sind wie sonst. Es gibt nur zwei positive Aspekte. Ubud bietet eine gute Annäherung an Originaltänze, die man sonst nicht findet, vor allem im Nachbarort Peliatan (den man vom Tempel der Toten und durch einen Wald, der von frechen Affen wimmelt, zu Fuß leicht erreichen kann), doch liegen die Aufführungen zeitmäßig so, dass man sie nur genießen kann, wenn man wirklich (mehr als einen Tag) in Ubud wohnt. Zweitens gibt es viele interessante Tempel in der Nähe, etwa den Pura Gunung Labuk, der tausend Jahre alt sein soll. Er liegt tief, aber sichtbar unter der Brücke, die über den Zusammenfluss der Bäche Wos und Cerik führt.

Raianda und Stephan sind sehr viel mehr von der Tempelanlage Pura Besakih beeindruckt, die 1.000 m hoch am Abhang des über 3.000 m hohen Vulkans Gunung Agung liegt und aus zirka 30 getrennten Tempeln auf sieben Terrassen besteht. Sie nehmen hier durch Zufall an einer großen Veranstaltung teil und werden dabei geduldet. Dem blutigen Kampf der Hähne können sie aber nichts abgewinnen.

In einer Gewalttour besuchen sie noch die immer wieder gerühmte Fledermaushöhle, die sich als seichte und verdrehte Einbuchtung in einem Felsen herausstellt, in der einige tausend Fledermäuse hausen. Wirklich versöhnt mit dem Tag werden sie erst am Weg zurück in einer kleinen Ortschaft am Meer, wo sie das erste Mal bei Tänzen den Unterschied zwischen dem 7-tonigen (ritualen) Gamelan und dem fröhlichen 5-tonigen kennen lernen und wo sie den Barong- und Rangda-Tanz als Gut gegen Böse erleben. Von den Dorfbewohnern werden sie behandelt, als würden sie dazugehören, wenn auch im Zustand der Grenzdebität, weil sie so viel nicht verstehen und so viele dumme Fragen stellen. Übrigens führen sie ihren Wettbewerb »Nasi Goreng« oder »Bami Goreng« am Straßenrand sitzend weiter, weil sie das Essen von einer »Fahrradküche« gekauft (es erschien ihnen: geschenkt bekommen) haben.

In ihrem Zimmer im Losmen brechen sie erschöpft zusammen. Doch eine kalte Dusche und ein Arrak (man gewöhnt sich an alles) bringen sie wieder in Schwung. »Zwei weitere Stellungen aus dem Kamasutra müssen wir heute noch probieren«, erklärt Raianda.

Am nächsten Tag steht der Tanah Lot Tempel auf dem Programm, trotz deutlicher Warnung der drei Schwestern: »Spektakulär, aber

zu überlaufen.« So ist es dann auch: Der auf einer winzigen Insel liegende Tempel kann bei Ebbe zu Fuß umrundet werden und dann kann man nicht nur den Tempel, sondern auch eine Höhle mit Kobras besichtigen. Stephan will testen, ob die Kobras echt oder nur aus Plastik sind (inzwischen traut er den balinesischen Touristenattraktionen alles zu). Als sich die Schlangen auf Stephans Befehl hin dem Führer nähern, erfährt dieser wohl den Schreck seines Lebens, vor allem als einer seiner Schützlinge (Stephan) eine in die Hand nimmt. »Ich kenne mich mit Schlangen aus«, erklärt dieser der verstörten Raianda und dem Führer.

Auf der Terrasse eines Restaurants, das vielleicht über 1.000 Sitzplätze verfügt, essen sie ein mittelmäßiges Abendessen, während der Tempel Tanah Lot immer dunkler werden würde, wenn nicht all die Blitzlichter wären. Der Tempel wehrt sich schließlich dagegen, indem er von Scheinwerfern beleuchtet wird, die stärker als die Blitzleuchten der Fotoapparate sind.

Raianda und Stephan sind total verliebt und verzeihen der Welt und Bali alles. Aber ist das wirklich Bali? Sie müssen wohl weg von ihrem geliebten Zimmer, das sie inzwischen »tach zrag« nennen (balinesisch für »Sexzimmer«), um weiter von den Touristen wegzukommen. So ziehen sie am nächsten Tag aus mit dem Ziel Nordküste, das sie aber über den Umweg des Batur-Sees erreichen wollen. Dieser See am Fuß eines knapp 2.000 m hohen Vulkans fasziniert sie sofort, vielleicht weil sie sich verirren und am Südufer des Sees auf einer immer mehr verschwindenden Straße entlangfahren. Hier am Seeufer sind sie das erste Mal ALLEIN in der Natur, sehen, wie sich auf der Nordseite des Sees bei den heißen Quellen (wo sie eigentlich hin wollten) auch Tourbusse einfinden, sie aber ihr Auto sogar stehen lassen müssen, um den letzten Kilometer in das kleine Dorf Bali Aga zu Fuß zu gehen. Hier werden sie fast als Wundertiere betrachtet und bekommen das schönste Zimmer im einzigen Losmen. Freilich müssen sie hier das erste Mal mit einem Mandi fertig werden, dieser halb offenen Tonne mit (sehr) kaltem Wasser, in die man sich nicht setzt, sondern aus der man Wasser zum Reinigen schöpft. Und sie sind konfrontiert mit der Situation, dass der Inhaber des Losmen bereit ist, alles zu kochen, aber außer Reis und Zwiebeln nichts anzubieten hat. »Kein Fisch im Batur-See?« »Viele Fische, aber beißen nicht. Das ganze Dorf ist verzweifelt.« Stephan

überkommt der Schabernack. Oder will er Raianda imponieren oder dem Dorf helfen?

»Wann wurden die Zwiebeln geerntet?« Nach langer Diskussion mit einer wachsenden Gruppe von Balinesen, die auch gerne etwas außer Reis und Arrak hätten, stellt sich heraus: wohl bei Neumond. »Großartig«, verkündigt Stephan, »dann können wir heute bei Vollmond so viele Fische fangen, wie wir wollen. Wer hat ein Fischernetz?«

Da Stephan mehrere Flaschen Arrak spendiert hat, will man ihn nicht als ganz verrückt einstufen, auch wenn er es sein sollte. Einige der Balinesen eilen davon und kommen mit Netzen verschiedenster Art zurück. Stephan wählt eines aus, durch das einige der größten Zwiebel nicht durchfallen können, und gibt den Befehl: »Auf zum Fischen.« Raianda, die nicht ganz so viel Arrak konsumiert hat wie die meisten, geht mit, versteht aber nicht, was Stephan vorhat. Wie könnte sie auch!

Stephan legt die großen Zwiebeln in das Netz, an dessen vier Ecken Stricke angebunden sind, deren Enden er vier Helfern in die Hand gedrückt hat. »Wenn ich das Kommando gebe, dann alle gleichzeitig ziehen. Dann wird das Netz voll von Fischen sein.« Mit aufgekrepelter Hose und ohne Schuhe watet Stephan ins Wasser, legt dann das Netz auf den Seeboden und kehrt zum Ufer zurück. Nun spricht er, zum Vollmond gewendet, einige eigentümliche Worte. Dann, ganz aufgeregt: »Das Netz ist voll. Herausziehen.« Drei der vier Helfer ziehen, der vierte ist betrunken umgefallen. Stephan springt für ihn ein und zieht an diesem Seilende. Die Beteiligten und die Zuschauer können ihren Augen kaum glauben: Sie ziehen ein Netz mit mindestens 100 großen Fischen ans Ufer.

»Wollen wir mehr oder genügt das?« Alle sind wie im Rausch: »Mehr!« Der Vorgang wiederholt sich mit dem gleichen Ergebnis. »Gutes Fischen heute«, murmelt Stephan. »Noch mehr?« »Mehr!« Da zieht eine Wolke über den Vollmond: »Tut mir Leid, die Wolke sagt uns, dass es heute nicht mehr geht.« Aber die Menge hat Blut gerochen: Jemand anderer breitet das Netz aus. Stephan wird fast drohend gebeten seine Zauberformel zu wiederholen. Er tut dies, ohne zu zögern. Aber diesmal ist das Netz leer, denn Stephan hat den Fischen keinen telepathischen Befehl gegeben in das Netz zu schwimmen.

Es wird ein gutes Essen und Stephan wird gefeiert wie ein Heiliger. Als es ihm, aber vor allem Raianda zu viel wird, ziehen sie sich zurück. Sie verlassen auf Raiandas Wunsch das Dorf sehr früh.

Sie fahren nun an die Nordküste Balis. An der alten Hauptstadt Singaraja vorbei, weiter nach Westen. Stephan schlägt jedoch vor, irgendwo hier zu übernachten, um noch am Riff schnorcheln zu gehen und am Morgen die zahlreichen Delfine zu beobachten. »Ich kann nicht schnorcheln«, gesteht Raianda. »Kein Problem, du wirst es nach fünf Minuten beherrschen«, versichert Stephan.

An einem Fruchtstand kaufen sie einige tropische Früchte, darunter eine Durian. »Kennst du diese Frucht?«, erkundigt sich Raianda vorsichtig. Stephan schüttelt den Kopf und Raianda freut sich, dass sie eine Überraschung für Stephan gefunden hat.

Sie finden unvermutet ein modernes Motel: In den Appartements sind die Badewannen groß genug für mehrere Personen! Auf der Terrasse öffnet Raianda die Durian und offeriert Stephan ein Stück. Dieser zuckt zurück: »Was ist das? Es stinkt ja furchtbar!« Raianda lacht: »Ja, die Durian heißt deswegen auch Stinkfrucht. Sie schmeckt aber sehr gut, nur muss man den Geruch ignorieren oder sich daran gewöhnen. Irgendwer hat gesagt: Das Essen einer Durian ist so, als würde man wohlschmeckenden Erdbeerschaum auf einer furchtbar schmutzigen Toilette essen.« Raianda isst ein Stück und darauf lässt sich Stephan nicht lumpen. »Gewöhnungsbedürftig«, meint er.

Raianda und Stephan bringen die Durian dem Burschen bei der Rezeption, der sich überschwänglich bedankt. Dann borgen sie Schnorchelausrüstung. Stephan füllt die Badewanne mit angenehm temperiertem Wasser, zeigt Raianda, wie man eine Maske testet und den Schnorchel in den Mund nimmt, und erklärt: »Es gibt genau fünf Sekunden der Überwindung. Du hast jetzt die Taucherbrille auf, den Schnorchel im Mund und atmest ganz normal. Nun tauchst du langsam dein Gesicht in das Wasser, atmest durch den Schnorchel ruhig weiter. Sobald dein Gesicht das Wasser berührt, sagt dir ein Instinkt, mit dem Atmen aufzuhören. Das darfst du nicht, du atmest weiter, du hast ja Luft durch den Schnorchel. Das ist alles.«

Raianda kniet sich in die Wanne, atmet tief und ruhig und hört nicht zu atmen auf, als sie den Kopf unter Wasser taucht.

Stephan applaudiert. Er erklärt ihr noch, wie man Wasser aus dem Schnorchel bekommt, falls sich der je füllt. Dann gehen sie vom

Zimmer zum Strand, legen Flossen, Taucherbrille und Schnorchel an und schwimmen los. Raianda »is a natural«. Sie bewegt sich, als hätte sie immer Flossen und Schnorchel getragen. Stephan verschönt das Schnorcheln, indem er viele interessante Meereslebewesen zwingt, sich in Sichtweite von Raianda zu begeben. Raianda ist begeistert. »Du wirst einmal eine super Taucherin«, kommentiert Stephan später, »und wirst es bei der nächsten Gelegenheit mit mir lernen.« Raianda nickt glücklich.

Die Delfine am nächsten Morgen sind von dem Boot aus, in dem Raianda und Stephan sitzen, so gut zu sehen wie selten, kommen ganz in die Nähe, ja lassen sich sogar berühren ... Aber das »Paradies« Balis finden Raianda und Stephan an unerwarteter Stelle: Als sie weit im Westen der Insel, nach der Stadt Pengastulan, die Insel nach Süden durchqueren wollen, um dann irgendwann Richtung Denpasar (Raiandas Flug geht in vier Tagen) zurückzugelangen, erfahren sie von einer Schotterpiste, die zum Oberlauf des Yeh Sumbul führt. Diesem Fluss kann man mit einem Allradwagen folgen und stößt dann westlich vom Medewi-Strand auf die südliche Küstenstraße. Als ein Stützpunkt bei der Durchquerung bietet sich das am Yeh Sumbul gelegene Dorf Sandark an.

Sandark wird dann fast ihre neue Heimat: Sie werden so freundlich aufgenommen, als würden sie von einer langen Reise zurückkehren; vom ersten Moment an werden sie in das Leben integriert. Als alle Dorfbewohner am Abend zu einem Tümpel im Yeh Sumbul gehen und sich dort entkleiden, um sich zu säubern, können Raianda und Stephan nur dem Beispiel folgen. Hier stehen dann Hunderte nackte Leiber, die sich mit Hingabe und nur wenig voneinander entfernt säubern, und doch ist da eine spezielle Privatsphäre. Wie in einem Aufzug kommt es Stephan vor. Dort steht man oft nur Zentimeter voneinander entfernt oder berührt sich sogar, aber man ignoriert sich trotzdem total. Ja, vielleicht bemerkt man eine bunte Krawatte, einen Fleck am Hemd, einen tiefen Ausschnitt ... Hier ist es auch so: Man sieht einen besonders knackigen Po oder eine delikate Schulter, ein gegerbtes altes freundliches Gesicht ... aber nur flüchtig, nicht als wirkliche Beobachtung.

Sandark hätte eine Zwischenstation sein sollen. Aber sie bleiben. Sie singen, tanzen, spielen, kochen und leben mit den Menschen. Stephan kann das eine oder andere kleine Übel durch seine Bega-

bung abwenden, ohne dass es auffällt, und sie lernen den Reis nicht nur als Nahrung zu schätzen, sondern als Gewächs: Die Paddies, die Reisterrassen, die den Hang wie Stufen für einen Riesen den Hang hinunterführen, in Schattierungen von Grün, Gelb und Gold, mit Wasser gefüllt oder nur feucht sind, wie von einem Maler erfunden. Da man Reis hier zweimal jährlich erntet, aber an keine Jahreszeit gebunden ist, ist die Vielfalt gewaltig. Im frühen Zustand, wenn die Paddies überflutet sind, leben dort auch riesige Frösche und Aale, die als Delikatessen angesehen und daher von den jungen Burschen gefangen werden. Die Dörfer anerkennen mehr als jede Kastenhierarchie die Subaks, die landwirtschaftlichen Genossenschaften, die dafür sorgen müssen, dass jeder genug Wasser für seine Reisfelder bekommt.

Die Symbiose Mensch und Tier berührt Stephan besonders. Am Morgen werden ein Dutzend Enten von einer Familie auf ein überflutetes Reisfeld gebracht und es wird ein Stab mit einer Fahne in den Boden gerammt. Die Enten entfernen tagsüber Ungeziefer von den Feldern, aber versammeln sich am Abend wie folgsame Touristen um die Fahne und folgen »nach Hause«, wo sie gefüttert und irgendwann verspeist werden ...

Die Tage verfliegen – untermals durch die Regeln der Gesellschaft oft getrennt, am Abend vereint ... Als sie sich einmal zu Mittag in einem abgeernteten Reisfeld, das von Maulbeerbüschen geschützt ist, lieben, ertönt plötzlich Applaus. Sie wurden bei ihren Aktivitäten beobachtet, aber niemand findet das anstößig oder unangebracht.

Das Flugticket von Raianda muss umgebucht werden, wozu sie ihren Vater kontaktiert. Dieser ist verständnisvoll, doch bittet er Raianda wie noch nie, seit sie erwachsen ist, nicht mehr als drei Tage zu verlängern. Mit Trauer verlassen sie »ihr« Dorf und versprechen zurückzukehren.

In Sanur ist »ihr« Zimmer beim Losmen »Three Sisters« zufällig frei, dort verbringen sie die letzte Nacht. »Stephan, du wolltest mir immer etwas erzählen ... Willst du das nun tun?« Bevor er mit seiner »Beichte« beginnt, nimmt er Raianda das Versprechen ab, nie über das Nachfolgende irgendjemandem gegenüber etwas zu erwähnen.

Er beginnt damit, dass er Raianda die Schnitzerei zeigt, die ihm der Führer am zweiten Tag ihres Aufenthalts bei der geführten Tour am Nachmittag überreichte. »Das bist ja du, Stephan«, ist Raianda

erstaunt, »und die Tiere scheinen dich fast anzubeten.«

»Unser Führer hat mir damals, als wir so lange weg waren und du schon fast ärgerlich warst, diese Schnitzerei mit den Worten übergeben: ‚Für den Mann, der mit Tieren reden kann.‘ Er hatte am Vormittag mitgekriegt, dass ich dem Affen den Befehl erteilte, die Holokamera zurückzubringen. Erinnerst du dich an den Zwischenfall?«

Raianda nickt. »Und du hast das wirklich dem Affen befohlen? Du kannst wirklich mit Tieren reden?«

»Ja, ich kann Tieren Befehle erteilen. Und ich kann schwach ihre Emotionen erkennen ... Wobei es Tiere gibt, die entweder nur sehr schwache Emotionen haben oder die ich nur ganz schwach verstehe. Andere, etwa Pferde oder Hunde, die ich gut kenne, ‚verstehe‘ ich gut. Du hast unbewusst schon das eine oder andere Beispiel von diesen Befehlen erlebt. Kannst du dich erinnern, als du auf Great Barrier Island einmal Angst beim Schwimmen hattest und uns dann die Delfine trugen? Die habe ich damit beauftragt. Du hast dich während dieser Reise immer wieder gewundert, dass es bei uns nie Fliegen, Stechmücken, Wespen etc. gab. Ich habe sie weggeschickt. Hast du gesehen, wie einige Touristen oft mit Stechmücken kämpften? Du nicht, sie hatten den Befehl dich in Ruhe zu lassen. Erinnerst du dich noch an die zwei vollen Netze von Fischen am Batur-See? Ich habe den Fischen befohlen hineinzuschwimmen. Du weißt ja, dass unsere Gruppe von Great Barrier Island einen atomaren Schlagabtausch zwischen Indien und Pakistan verhinderte. Wir haben dabei eine der atomaren Abschussbasen in Indien vernichtet und beide existierenden in Pakistan. In Indien war ich das: Ich gab allen Tausenden Rindern in der Nähe der Atombasis den Auftrag, diese zu stürmen. Die Soldaten, alle Hindus, waren so überrascht, dass die heiligen Tiere offenbar keinen Atomkrieg wollten, dass sie gar nicht reagiert haben. In das Kommandozentrum habe ich zum Drüberstreuen noch Schwärme von Wespen hineingejagt, außerdem haben Mäuse und Ratten alle erreichbaren Kabel durchgebissen.«

»Und du hast auch die Delfine bei Singaraja gerufen und die großen Frösche und Aale in den mit Wasser gefüllten Reispaddies? Und vielleicht sonst auch noch einiges getan, das mir nicht aufgefallen ist?«

Stephan nickt: »Raianda, jeder von unserer Gruppe auf Great Barrier Island hat eine besondere Begabung. Wir versuchen damit

Menschen zu helfen, wir versuchen die Begabungen zu erforschen, wir versuchen sie technisch nachzubilden usw. Es ist furchtbar, dass durch die letzte große Aktion so viel Unruhe in die Gruppe gekommen ist, bis auch ich nicht mehr aus und ein wusste. Ich habe mich so nach dir gesehnt, vielleicht brauchte ich auch deine Unterstützung. Die letzten zehn Tage waren wie ein Traum für mich. Bitte bleib länger, ändere deine Meinung, bleib noch hier mit mir oder erforschen wir zusammen eine andere Stelle der Welt. Ich habe dir ja schon ein paar Mal von La Reunion vorgeschwärmt, weil ich so viel Schönes darüber gelesen habe.«

Raianda schweigt lange, ihre Gedanken rasen. Stephan hat Recht, die letzten Tage waren die schönsten in ihrem bisherigen Leben. Bis jetzt war sie im Zweifel gewesen, ob sie die Bitte ihres Vaters zurückzukommen ignorieren sollte. Aber jetzt ist das auf einmal anders. Ob das Stephan je verstehen wird? Sie liebt Stephan, sie würde alles in der Welt für diesen Menschen tun, doch nun stellt sich heraus, dass er und die ganze Gruppe auf Great Barrier Island nicht Menschen sind, sondern Supermensen. Dort gehört sie nicht dazu, da kann sie nicht mithalten. Ihr Vater hat feine Antennen. Vielleicht ahnt er etwas von den besonderen Begabungen und drängt gerade darum so darauf, dass sie wieder Abstand von Stephan bekommt. Sie muss sich das durch den Kopf gehen lassen. Sie will Stephan nicht aufgeben, nicht verlieren, aber kann sie neben jemandem mit einer solchen Begabung und in einer Gruppe, die sonst noch alles Mögliche beherrscht, leben? Ihre Gedanken drehen sich im Kreis. Aber eines ist klar: Sie braucht Abstand.

So ruhig und liebevoll sie kann, sagt Raianda: »Stephan, danke für dein Vertrauen, dass du mir das alles erzählt hast. Ich liebe dich über alles. Die letzten zehn Tage mit dir werde ich nie vergessen. Aber ich muss jetzt dem Wunsch meines Vaters folgen. Er ruft mich nicht ohne guten Grund zurück. Wir bleiben in Kontakt. Jetzt besuchst du aber einmal La Reunion, von dem du ohne es zu kennen so schwärmst, alleine, ohne mich. Aber wenn du dann, Monate später, wieder auf Great Barrier Island bist, noch an mich denkst und mich brauchst, dann kannst du dich ja rühren. Vielleicht kann ich mir dann wieder kurz freinehmen. Lass uns jetzt aber noch einmal miteinander schlafen, fest und rasch. Du weißt, wie früh mein Flug morgen geht!«

Stephan ist enttäuscht, dass er Raianda nicht umstimmen kann, obwohl er ihr ein Geheimnis erzählte, das er versprochen hatte, nie zu erzählen. Er ist darüber fast verbittert: »Dann hätte ich es auch gar nicht erzählen müssen«, denkt er. Dass er gerade durch das Erzählen Raianda so verunsicherte, dass sie nun einmal Abstand gewinnen will, kommt ihm nicht in den Sinn.

Sie lieben sich diese Nacht mehrmals, wie Ertrinkende. Am Morgen und am Weg zum Flughafen reden sie wenig, vielleicht sind sie auch nur müde. Ihre Abschiedsküsse in der Öffentlichkeit sind flüchtig. Raianda hat gehofft, dass Stephan sie noch irgendwo in einen versteckten Winkel führen würde ... Aber er wirkt heute verschlossen. Sie kämpft mit den Tränen. Sie unterdrückt sie jedoch, bis sie im Flugzeug sitzt und eine schwarze Sonnenbrille aufsetzen kann.

Stephan kehrt in den Losmen zurück, der leer und triste wirkt. Er verständigt die Autovermietung, dass Raianda den Wagen noch länger braucht. Auf seinen Namen würde er wegen seiner 16 Jahre trotz neuseeländischen Führerscheins kein Mietauto bekommen. Er verabschiedet sich von den drei Schwestern, schenkt jeder eine kleine Schnitzerei, die er irgendwo erstanden hat, und fährt zurück Richtung Sandark, wo er mit Raianda sechs Tage so glücklich war. Auf dem Weg holt er noch in Batuan ein in schwarzer Tusche gemaltes Bild ab, das Raianda vor einem Reisfeld zeigt. Der Maler ist nicht bereit, Geld für das Bild zu akzeptieren. Stephan bedankt sich. Zufällig fällt vor der Tür ein 50-Dollar-Schein aus Stephans Hosentasche auf den Boden. Es wird ihn schon jemand finden, hoffentlich der Richtige, denkt Stephan.

Gegen jede Vernunft zieht es Stephan nach Sandark zurück. Er kauft in Singaraja noch groß ein, keine Andenken, sondern Dinge des täglichen Gebrauchs, die er als Geschenke nach Sandark mitnehmen will.

Bei seiner Ankunft wird er mit viel Begeisterung begrüßt, allerdings auch immer wieder nach »seiner Frau« gefragt. Stephan hätte sich wohl einige Probleme erspart, wäre er bei dieser Sprachregelung geblieben, statt zu erklären, dass Raianda nur eine gute Freundin war.

Er nimmt sich diesmal kein Zimmer im Losmen, sondern mietet zunächst für einen Monat ein leer stehendes Haus, das vor Jahren

ein Kaufmann aus Singaraja bauen ließ, nun aber nur mehr selten selbst mit seiner Familie bewohnt. Verglichen zum Losmen ist es geradezu luxuriös. Es hat ein richtiges Badezimmer, Küche, ein riesiges Wohnzimmer mit schöner Veranda und mehrere Schlafzimmer. Ein altes Ehepaar, das in einer kleinen Hütte direkt neben dem Haupthaus lebt, kümmert sich um den Garten. Sie besorgen Stephan, ohne ihn zu fragen, auch gleich ein Hausmädchen, das sich um das Einkaufen, Kochen und Saubermachen kümmern wird. Amelie bezieht eine Einliegerwohnung im hinteren Bereich des Hauses, eine winzige Wohnung, die Stephan zuerst ganz übersehen hatte. Amelie kommt von der Nachbarinsel Java, spricht gut Englisch und stellt sich als wahrer Glücksfall heraus. Sie übernimmt den gesamten Haushalt professionell und freundlich. Obwohl sie beim ersten Treffen Stephan eher unscheinbar vorkam, revidiert er seine Meinung bald, als er sie am Abend bei der Waschung der Dorfbewohner sieht. Tatsächlich fühlt er sich bei dieser Waschung das erste Mal unwohl. Warum geht er hierher? Er hat in seinem Haus ein schönes Badezimmer mit besserer Wasserqualität! Aber Amelie und das Haushälterehepaar warteten so lange und schon ungeduldig auf ihn, dass er sich dann doch sein braunes Handtuch über den Rücken warf und mitkam. Da steht er jetzt also und seift sich ein, so wie er es viele Tage mit Raianda gemacht hat. Und plötzlich spürt er, wie Amelie seinen Rücken mit größter Selbstverständlichkeit einseift, sich dann umdreht, damit er sich dort bei ihr revanchiert, wo sie mit den eigenen Händen schwer hinkommt. Bildet er es sich nur ein oder schauen ihn heute die Menschen anders an? War er nur immer so mit Raianda beschäftigt, dass er diese Blicke, die ihn verstohlen mustern, nie bemerkte?

Amelie trägt am nächsten Morgen einen bunten, kurzen, wehenden Rock und ein einfaches helles Hemd statt einer Bluse. Sie hat sich für Stephan geschminkt, einige Ringe baumeln an ihren Armen, ihre Füße mit den langen Zehen sind makellos. Sie trägt im Haus keine Sandalen.

Stephan verbringt den Vormittag im Ort. Er hilft bei der Reparatur eines Pfluges, beruhigt einen störrischen Ochsen und trinkt schwarzen Kaffee mit einem Gläschen Arrak, während er mit seinen »Männerfreunden« unter dem Banyan-Baum am Dorfplatz sitzt. Heute ist es nicht mehr verkennbar. Waren in den Tagen mit Raian-

da die Gespräche um den Reis, das Wetter, Krankheiten bei Tieren gegangen oder hatte man sich von Stephan von der weiten Welt erzählen lassen, so wird Stephan heute mit Fragen überschüttet: wie lange er denn bleiben wolle, was er vorhabe, wo seine Eltern und seine Familie seien usw. Einer der Männer wird besonders deutlich: Ob er auf der Suche nach einer passenden Frau sei?

Da fällt bei Stephan der Groschen: War er früher ein großzügiger und interessanter Gast gewesen, dann ist er jetzt der potenzielle Ehemann einer der vielen Mädchen oder wenn nicht Ehemann, dann vielleicht Vater eines Kindes, um das er sich doch sicher finanziell kümmern würde usw.

Wie mit Raianda wird er zum Abendessen eingeladen, aber dann sitzt er meist auf einmal mit ein oder zwei heiratsfähigen Mädchen alleine, die sich sehr um ihn bemühen. Stephan ist auf einer Gratwanderung zwischen Höflichkeit und Zurückweisung, zwischen Neugier, wie es mit dem einen oder anderen Mädchen wäre, der Verletzung der Gastfreundschaft und, das ist am schlimmsten, dem eigentümlichen Konkurrenzkampf, der sich jetzt zwischen den Mädchen in einer Familie und noch stärker zwischen den Familien entwickelt. Er ist DER Junggeselle, den man irgendwie bekommen will, die Mädchen machen ihm schöne Augen, wo es nur geht ... Und jene jungen Männer, die selbst auf Brautschau sind, betrachten ihn immer mehr als unangenehmen Konkurrenten. Als eines Mittags die Ersten seine Einladung auf einen Arrak mit der Spezialität des Hauses, Kügelchen aus weich gekochtem Ziegenfleisch, ablehnen, wird es ihm klar, dass es so nicht weiter gehen kann. Er geht nach Hause, etwas, das er um diese Zeit sonst nie macht.

Von der Veranda aus sieht er, wie sich Amelie nackt duscht: ein schöner Anblick. Als Amelie es merkt, dass er sie beobachtet, winkt sie ganz unbeschwert: »Ich komme gleich.« Mit klatschnassen Haaren und nur einem Handtuch bekleidet ruft sie dann hinauf auf die Veranda, fast – so kommt es ihm vor – mit leichter Ironie: »Welchen Drink darf ich meinem jungen Herrn bringen?«

Es wird wie immer eine Rum-Früchte-Mischung. Stephan schlägt Amelie vor, doch auch eine mit ihm zu trinken. Zusammen setzen sie sich auf die Veranda. »Du hast Sorgen, Stephan?«

Da erzählt er Amelie, wie sich die Situation verändert hat, seit er allein hier ist. Amelie lacht: »Ich glaube, jede unverheiratete Frau

würde dich gerne haben. Du schaust gut aus, bist nett und hast offenbar viel Geld. Als du mit Raianda da warst, da haben wir alle Raianda beneidet. Jetzt, nachdem sich herausstellt, dass du frei bist, wollen dich alle, die auch frei sind, natürlich einfangen. Kann ich sehr gut verstehen«, fügt sie kokett hinzu.

»Und was ist die Lösung?« »Ganz einfach, du zeigst dich in aller Öffentlichkeit mit mir. Auch wenn du nichts mit mir im Bett zu tun haben willst – es tut mir Leid, wenn ich dir nicht gefalle –, wenn du nur so tust, als wären wir dauernd im Bett zusammen, was das Dorf ja ohnehin annimmt, dann wird dein Leben wieder normal sein.«

»Aber wenn ich dann irgendwann ohne dich weggehe, wirst du dann nicht Probleme haben?« Amelie schaut Stephan verblüfft an: »Natürlich nicht. Du wirst mir als Geliebter sicher Schmuck oder Geld zum Abschied geben und mit dir zusammen gewesen zu sein wird mich als ‚Siegerin‘ hier im Ort nur aufwerten. Du kannst ja in ein paar Jahren wieder vorbeischaun. Dann wirst du sehen, dass ich in eine gute Familie hineingeheiratet haben werde.«

Während Amelie spricht, hat sie das T-Shirt, das sie trägt, so ganz nebenbei immer höher gerollt, sodass der Rand ihre Brüste von unten sichtbar wird. Stephan ist dadurch und das seltsame Gespräch auf einmal sehr erregt.

»Zieh dich aus und mach’s mir.« »Mit dem Mund?« »Ja«, nickt Stephan. »Mit Vergnügen, mein junger Herr. Du musst mich aber zuerst mit deinen Händen ein bisschen auf Touren bringen.«

Als Stephan in der Abenddämmerung noch einmal weggeht – »Es tut mir Leid, aber ich habe schon bei Jacks Familie zugesagt« –, packt er wie immer einige Gastgeschenke ein: Kaffee, Arrak, einen Satz Küchenmesser. Amelie hilft: »Heute habe ich ja etwas weniger Bedenken als an den anderen Abenden, dass man dich sofort verführen wird. Aber, Stephan, gib Acht: Es gibt einige junge Leute, die nicht mehr gut auf dich zu sprechen sind.«

Stephan nickt. Der Abend verläuft wie immer: Auch heute ist es (teilweise) eine Brautschau, empfindet er. In der Dunkelheit geht er tief in Gedanken zu seinem Haus zurück.

Plötzlich hört er hinter sich Schritte und dreht sich um. Da stehen zwei Männer, die er in der Dunkelheit nicht erkennen kann, und rechts davon auch und ... Er ist von mindestens einem Dutzend Burschen umgeben, die ihn offensichtlich verprügeln wollen – oder mehr.

Stephan hat keine Waffe bei sich, nur seine Parabelgaben. Er könnte seine Individualgeschwindigkeit erhöhen (eine Begabung, die er von seinem Vater geerbt hat, auch wenn er sie nicht so perfekt beherrscht wie dieser) oder er könnte Tiere um Hilfe bitten. Er entscheidet sich für Letzteres; damit fühlt er sich am wohlsten. So befiehlt er einigen tausend Stechmücken, sich auf die Angreifer zu stürzen. Die Stechmücken leisten ganze Arbeit. Erst als Stephan sein Haus betritt und verriegelt, gibt er den Stechmücken den Befehl wegzufiegen.

Amelie wartet, sexy angezogen, im Wohnzimmer auf Stephan. »Ich habe Schreie gehört. Ist etwas geschehen?« »Zehn oder mehr Burschen, die mich wohl als unangenehme Konkurrenz bei den Mädchen sehen, wollten mich verprügeln«, sagt Stephan, »aber sie wurden von Schwärmen von Moskitos angegriffen und kamen so nicht dazu. Wenn du morgen junge Männer siehst, die über und über zerstoehen sind, die waren dort dabei.«

»Aber Schwärme von Stechmücken, die gibt es um diese Zeit doch kaum. Und wieso wurdest du nicht gestochen?« »Stechmücken mögen mich nicht. Hast du schon je einen Stich bei mir bemerkt? Aber ich fürchte, das ist das Ende. Ich reise sofort ab. Willst du mitkommen?« »Wohin geht es?« »Ich habe vor, nun zwei bis drei Wochen nach La Reunion zu fliegen und dann zurück nach Neuseeland. Reunion mit dir könnte lustig sein.«

Amelie weiß nicht, wo La Reunion liegt. Aber es ist klar, dass sie ohnehin nicht mitkann: Sie besitzt keinen Reisepass.

Amelie hilft Stephan beim Packen. Er hinterlässt eine schöne Summe für das Haushälterehepaar. Seiner »Geliebten« gibt er einen wirklich fürstlichen Betrag, dessen Höhe sie gar nicht glauben kann. »Das ist verdammt viel Geld für einmal lieben«, lacht sie.

Stephan lacht zurück: »Du kannst dich ja revanchieren. Komm mit mir nach Denpasar. Ich werde dort ein bis zwei Nächte in einem vornehmen Hotel wohnen, bis ich den Flug nach La Reunion und die anderen Dinge organisiert habe. Du hilfst mir, ein paar neue Sachen zum Anziehen für mich zu kaufen, ich kaufe dir noch ein paar hübsche Gewänder und den Schmuck, den du doch auch haben solltest. Ich hab dich so noch für ein paar Tage und du kannst dann triumphal hierher zurückkommen.«

So verbringt Stephan die letzten Tage auf Bali in Komfort und in

hübscher und williger Begleitung. Aber es besteht kein Zweifel: Der Beginn mit Raianda im einfachen Losmen war sehr viel schöner.

Am Flughafen auf La Reunion, Roland Garros (benannt nach dem Piloten, der 1913 als Erster das Mittelmeer überflog), wartet auf Stephan ein Mietwagen. Hier in dieser französischen Welt ist man beim Vermieten nicht so kleinlich, solange der Kunde genug Geld hat. Er fährt durch ungemein dichten Verkehr (»Achtung: Hier fährt man auf der falschen Seite: Rechts!«, darf er nie vergessen) zum Zentrum der Hauptstadt St. Denis, wo er im Hotel Le Juliette Dodu ein Zimmer reserviert hat. Obwohl die eigentliche Entfernung zwischen Bali und La Reunion nur 6.500 km beträgt, macht die Flugstrecke durch das Umsteigen (am besten in Singapur) doch 8.000 km aus und dauert ziemlich lange. Stephan geht daher nur kurz in den kleinen Swimmingpool und will sich dann ein paar Stunden ausschlafen.

Es ist 14 Uhr. Aber noch bevor er einschläft, wird er von der Reiseagentur, die alles für ihn organisiert hat, gestört: Eine Veronique bittet um einen Termin, um Stephan Tipps und mögliche Touren erläutern zu können. Er erklärt, dass er sich jetzt eigentlich gerne ausruhen würde, und fragt, ob ein Treffen erst später, vielleicht so um 18 Uhr, möglich wäre. »Das ist zwar nach Dienstschluss«, meint Veronique, »aber ich habe heute nichts Besonderes vor, also gut. Ich bin um 18 Uhr in der Hotellounge.«

Entweder ist Veronique wirklich hübsch oder Stephan durchläuft eine Phase, wo ihm jede passable junge Frau interessant vorkommt. Veronique gefällt Stephan jedenfalls auf den ersten Blick. Sie ist auch nicht unter Zeitdruck, sodass sie sich einen Drink bestellen und Veronique erst allmählich zum Geschäftlichen kommt.

»Also, ich stehe dir jederzeit zur Verfügung, sei es nur für Auskünfte oder für die Organisation von irgendwelchen Unternehmungen. Meine e-Helper-Adresse hat sich schon auf deinen überspielt, danke. Du kannst dich jederzeit rühren. Wenn ich nicht gestört werden will, schalte ich den e-Helper ohnehin ab.«

»Stephan, soll ich dir zuerst eine Zusammenfassung über die Insel geben oder hast du schon genug darüber gelesen?« »Eine kurze Zusammenfassung kann nicht schaden«, meint Stephan. Der französische Akzent im Englisch von Veronique amüsiert ihn. »La Reunion ist nicht groß, fast kreisförmig, Durchmesser zirka 50 km. Die

Hauptstraße geht um die ganze Insel herum. Die Insel ist durch das Zusammenwachsen eines alten mit einem jüngeren Vulkan entstanden. Der jüngere, noch aktive, liegt im Osten, dort gibt es Lava- und Schuttkegel. Wenn der Vulkan nicht gerade aktiv ist – er ist es zurzeit nicht –, dann finde ich ihn eigentlich abgesehen von den schönen Tamarisken- und Tamarindenwäldern an den Abhängen eher langweilig. Der alte Vulkan, über 3.000 m hoch, ist an drei Stellen in riesige Becken eingebrochen, den Cirque de Mafate (dort kann man nur zu Fuß hineingehen), den Cirque de Cilaos (mit der vermutlich verrücktesten Straße der Welt) und den Cirque de Salazie, wo die Straße zum Beispiel echt DURCH einen Wasserfall geht.²

Zwischen Rand und Beckenboden liegen oft 2.000 m oder mehr sehr steile Wände und in einigen Cirques, vor allem im Mafate, stehen noch Säulen fast senkrecht herauf, die oben flach sind; manche tragen sogar winzige Dörfer. Diese sind oft nur sehr beschwerlich, aber seit zirka 20 Jahren auch per Hubschrauber zu erreichen.

Das Klima ist subtropisch, es beginnt gerade die Trockenzeit, das heißt, es ist nicht so heiß, aber es regnet trotzdem häufig, was das Tolle an unserer Insel ist. Dadurch haben wir Zehntausende Wasserfälle und viele Flüsse. Weil das Innere der Insel so wild ist, ist fast nur der Rand (und Teile der Cirques) bewohnt, darum ist trotz der geringen Einwohnerzahl (die Hauptstadt St. Denis hat nur 100.000 Leute) der Verkehr chaotisch und die Insel wirkt von der Hauptstraße her sehr dicht besiedelt. Schöne Strände haben wir wenige, am ehesten noch bei St.-Gilles-les-Baines, unserem Haupttouristenort, aber dadurch sind wir (im Gegensatz zu Mauritius) von Touristenmassen verschont. Wenn du wirklich tolles Wasser willst, dann musst du in einem der vielen von Wasserfällen ausgeschmirkelten Süßwasserbecken schwimmen oder musst tauchen gehen. Die paar Lagunen, die wir haben, sind okay, aber verglichen mit anderen Stränden in der Welt, so sagt man mir, nur schlechter Durchschnitt. Was du bei uns machen kannst: alles, was das echte Meer bietet, Tauchen, Tiefseefischen usw., ansonsten Wanderungen

² Dieser Wasserfall, der auf die Straße prasselt, wird von den Einheimischen genial zur Autowäsche verwendet. Schritt 1: Einmal durchfahren, damit das Auto nass wird. Schritt 2: Gründlich einseifen. Schritt 3: Durch den Wasserfall zurückfahren, um den Schaum abzuspülen.

aller Größenordnungen, immer mit Schwimmen in Wassertümpeln verbunden, Weißwasser-Rafting, Kanufahren, wenn du darin Übung hast, Canyoning, Paragleiten usw. Vielleicht bekommt man den besten ersten (aber teuersten) Eindruck, wenn man einmal mit einem Hubschrauber die Insel abfliegt und in die Cirques hinein. Wenn du Nachtleben wünschst und viele Touristen zum Anmachen, dann musst du nach St.-Gilles-les-Baines ... Ach so, ich sehe, du bist ab dem vierten Tag ohnehin dort in der Nähe im allerbesten Hotel der Insel, im Le Saint-Alexis gebucht. Wird dir gefallen. Tolles Hotel und in der Nähe ist viel los.«

Stephan hat nicht nur aufmerksam zugehört, sondern Veronique auch so beharrlich angesehen, dass sie jetzt fast verlegen ist. Vielleicht hätte sie doch nicht das schulterfreie Kleid mit dem tiefen Ausschnitt tragen sollen? Aber was soll's, sie hat nichts, was sie verstecken muss.

Das empfindet Stephan auch so: »Danke für die Erklärung, aber was würdest du nun konkret für die nächsten Tage vorschlagen?«

»Also, wenn Geld keine Rolle spielt, dann würde ich sagen, mach morgen einen Ausflug mit dem Hubschrauber. Ich glaube, das kann ich noch organisieren. Wenn du Flüsse und Wasser gern hast«, Stephan nickt, »dann buche ich dich für übermorgen auf eine Rafting-Tour auf dem Riviere des Marsouins.«

Stephan unterbricht: »Das mit dem Hubschrauber morgen ist eine gute Idee, da könntest du mich gleich buchen. Übermorgen möchte ich eher auf eigene Faust etwas unternehmen, da musst du mir noch einen Tipp geben. Aber wenn du mich dann am Tag darauf auf die Rafting-Tour buchen kannst, wäre es schön. Dann mache ich einen Tag Pause wegen der Übersiedlung nach Le Saint-Alexis. Und dann sehen wir weiter.«

Veronique nickt: ein netter Kunde, bucht gleich zwei teure Touren, ist wahrscheinlich fast gleich alt wie sie mit ihren 18?

Auch auf La Reunion hat sich der e-Helper voll durchgesetzt. Veronique hat kein Problem, Stephan auf die Rafting-Tour zu buchen, der notwendige Informationsaustausch und die finanzielle Transaktion läuft automatisch zwischen ihrem Gerät und dem e-Helper von Stephan. Aber beim Hubschrauber gibt es Probleme: »Es sind für morgen für keinen der Flüge Personen angemeldet. Und auch der kleinste Hubschrauber fliegt nur mit mindestens zwei Personen.«

»Das ist kein Problem. Buche für zwei Personen, für mich und eine Bekannte unter meinem Namen. Und buche den großen Flug 7 Uhr bis 11 Uhr, damit wir Wolken, die es ja bei euch fast immer am Nachmittag gibt, vermeiden können.« Veronique nennt Stephan den horrenden Preis für diese Tour und bestellt sie, als Stephan ohne Nachdenken nickt.

»Du hast eine Bekannte hier auf der Insel?«, erkundigt sich Veronique interessiert. »Ja, eine sehr nette und hübsche: Sie heißt Veronique und sitzt gerade bei mir.«

Veronique ist einen Augenblick lang verwirrt: »Aber du hast doch für dich und eine Bekannte für morgen reserviert?« »Ja, das sind wir zwei.« »Aber ich kann das unmöglich annehmen und ich habe ja auch Dienst!«

Stephan lacht: »Annehmen kannst du schon ... denn sonst ist der Platz einfach leer. Wäre schade. So wie du das erzählt hast, hat es ganz so geklungen, als hättest du den Flug selbst noch nie gemacht und als juckte es dich schon lange mitzufiegen. Und Dienst: Du bist doch um 11:30 Uhr wieder im Büro und in eurem Prospekt steht, dass ihr erst um 10 Uhr aufsperrt. Also für die eineinhalb Stunden fällt dir sicher eine Ausrede ein.«

Veronique zögert, da fährt Stephan fort. »Du willst doch einen guten Kunden nicht verärgern ... Jetzt hast du für die beiden Touren schon fast zwei Überstunden gemacht. Also was soll's? Und wenn du dich revanchieren willst, gehst du jetzt mit mir in ein Lokal ganz in der Nähe, wo ich was echt Kreolisches zum Essen bekomme, und spendierst mir ein Glas Cilaos Wein.«

»Du weißt, dass wir in Cilaos Wein anbauen?« »Tut mir Leid, aber ein bisschen geblättert in einem Führer habe ich doch schon. Gehen wir jetzt.« Stephan nimmt Veronique am Arm. Sie fühlt sich überrumpelt, als er sie so auf die Straße hinausführt und nach links abbiegt: »Ich nehme an, wir finden das geeignetste Lokal in der Rue de Leclerc?« Da hat sich Veronique gefangen. »Na, du scheinst dich ja gut auszukennen. Aber wir gehen in die Rue Pasteur.«

»Ach so, das ist die eine vorher«, murmelt Stephan. Da stößt ihn Veronique leicht in die Seite: »Du bist ja ein richtiger Gauner. Zuerst tust du so, als wäre La Reunion für dich was ganz Neues, und jetzt kennst du dich auf einmal so gut aus.«

»Ehrenwort, ich kenne nicht mehr als die Straße vom Flughafen

zum Hotel, wobei ich mich dreimal verfahren habe und mich daher schon besser auskenne. Aber der Flug, ich komme von Indonesien, war lang, da habe ich im Führer einiges nachlesen können. Insbesondere, dass man in St. Denis kein echtes kreolisches Essen bekommt, außer mit der Hilfe von Einheimischen.«

Stephan kommt auf seine Rechnung: Veronique bestellt in einem kleinen verrauchten Lokal Gratin Chou Chou mit Bakalaos-Stückchen darunter gemischt und Palmenherzensalat als Kontrast. Die Hauptmahlzeit schaut aus wie eine ungustiöse, schwarze Masse, die nur durch die gesalzene Fischstückchen unterbrochen ist ... und schmeckt köstlich! Chou Chou ist spinatartig, es wird aus den Ranken einer wild wachsenden Knollenfrucht hergestellt.

Das erste Glas Rotwein aus Cilaos geht auf die Rechnung Veroniques, die nächste Flasche übernimmt dann Stephan. Es wird ein gemütlicher Abend für beide und Veronique weiß es zu schätzen, dass Stephan in keiner Weise aufdringlich wird. »Also, morgen um 6:30 Uhr beim Hotel für den Flug! Gute Nacht!«, verabschiedet sich Stephan.

Die Entdeckung der Insel von oben wird für die dort aufgewachsene Veronique ein genauso großes Erlebnis wie für Stephan. Es sind die unglaublichen Einbruchbecken, die unzählbaren Wasserfälle, die Wildnis im Inneren der Insel, die mit dem geschäftigen Rand kontrastiert, die für Stephan eines klar machen: Er wird hier einige Zeit bleiben und zu Fuß vieles genauer ansehen. Er wird sicher den höchsten Berg der Insel, den Piton de Neige (3.070 m, mit einer Schutzhütte auf 2.470 m), besteigen, will aber auch durch das Tal des Galets nicht nur den Cirque de Mafate erkunden, sondern die Überquerung des Cirque de Salazie zum Ort Hell-Bourgh durchführen.

Für den nächsten Tag hat er aus der Luft im Osten der Insel einen Platz am Rivieres des Roches erspäht, den Veronique auch nur aus Erzählungen kennt, das Bassin la Mer. »Ich fahre dort morgen am frühen Nachmittag hin, so weit ich fahren kann. Dann gehe ich zu den drei Wasserfällen, die wir gesehen haben. Kommst du mit, Veronique?«

»Morgen Nachmittag kann ich wirklich nicht. Da habe ich Deutschunterricht.« »Ich spreche perfekt Deutsch – meine Eltern stammen aus Österreich –, du kommst mit und ich gebe dir am Abend zwei Stunden Deutsch-Privatunterricht.«

Irgendwie gefällt es Veronique, dass Stephan nirgends Probleme sieht, und sie mag seine ruhige, aber doch sehr selbstbewusste Art. Sie lässt sich also doch überreden und fährt am nächsten Tag mit. Von St. Denis geht es zunächst nach Osten, bis nach Bras-Panon. Dort haben sie dann einige Schwierigkeiten, die kleine Straße zu finden, die dem Rivieres des Roches hinauf folgt, bis sie bei einem großen Wasserfall in einem Parkplatz endet. Nun geht es zu Fuß weiter. Veronique zeigt Stephan die Chou-Chou-Ranken, die er vor zwei Tagen am Abend kostete. Stephan revanchiert sich dafür, indem er Veronique eine Familie von Tanreks zeigt. Diese igelähnlichen Tiere sind angeblich eine kulinarische Spezialität, aber inzwischen vom Aussterben bedroht. Die Sonne ist sehr heiß und sie gehen lange hoch über dem Fluss. Aber dann erreichen sie die kritische Stelle. Hier kann man an den Fluss heran, muss sich dann am linken Ufer am Felsen im Wasser gehend gegen starke Strömung flussaufwärts kämpfen, bis man in einem wahren Weltwunder steht: in einem Becken, in das von drei Seiten Wasserfälle von hoch oben herunterstürzen.

Der Hauptfluss kommt in einem so mächtigen Wasserfall von vorne, dass man gegen die Strömung nicht anschwimmen kann. Dafür kommt links ein kleinerer Wasserfall herunter, hinter dem ein moosbewachsenes Felsenband verläuft, wo man hinter dem stürzenden Wasser trocken und weich sitzt. Veronique kann sich einen Augenblick nicht beherrschen: »Das ist wirklich wunderschön.« Sie drückt Stephans Hand und gibt ihm einen kurzen Kuss. »Du zeigst mir meine Insel – unglaublich!« Auf der der Moosbank gegenüberliegenden Seite stürzt ein dritter Bach herunter. Wo sich die drei treffen, ist fast so etwas wie ein Loch im Wasser zu sehen. »In diesen Wirbel möchte ich nicht hineinkommen«, meint Veronique. Als Stephan einen trockenen Ast in den Wirbel schleudert, dreht sich das Holzstück einige Male tiefer und tiefer, dann ist es verschwunden, taucht aber 10 Meter flussabwärts unversehrt wieder auf. »Also, wenn man sehr mutig wäre«, beginnt Stephan, »dann könnte man versuchen, es dem Ast nachzumachen. Ich bin aber nicht so mutig.«

Vorsichtig verlassen sie das Becken mit den Wasserfällen wieder und ziehen ihre Wandersachen an. Nach den Erlebnissen in Bali findet Stephan das komplizierte Versteckspiel mit den Körperteilen,

das Veronique ihm vorexerziert, sehr übertrieben. Am Rückweg zum Auto erwischt sie ein heftiger, aber warmer Regenguss, der sie bis auf die Haut durchnässt.

Auf dem Weg zum Hotel bleiben sie am Straßenrand auf ein paar Samosas (mit Fleisch gefüllte Teigdreiecke) stehen und trinken heißen Tee. Zögernd folgt Veronique Stephan in sein Hotelzimmer, sie hat sich beim Empfang »vorbeigeschwindelt«. Stephan weiß nicht so recht, warum. Da sie beide noch immer nass sind, duschen sie (getrennt), trocknen sich und ziehen die dicken, weißen Bademäntel an, die das Hotel zur Verfügung stellt.

Nun beginnt Stephan mit seinem versprochenen Deutschunterricht, der anders verläuft, als sich das Veronique vielleicht vorgestellt hatte. Stephan zeigt auf die Nase Veroniques und sagt »Nase«. Sie muss das Paar: »nose – Nase« wiederholen. Dann gibt es Ohr, Stirn, Auge, Mund, Zunge, Lippen, Hals, Schulter (der Bademantel muss dafür etwas hinuntergezogen werden), Rücken, Brustansatz (wieder rutscht der Mantel ein Stück), Achsel, Oberarm (Mantel muss weiter rutschen, Veronique wird unruhig). Nun beginnt Stephan vorsichtig von unten. Als er »Oberschenkel« erreicht, wird Veronique wieder zappelig. »Fürs Erste sind das genug Hauptwörter, nun kommen Zeitwörter.« Streicheln, kämmen, kitzeln, reiben, dann küssen. Veronique spielt inzwischen voll mit, will und will sich das Wortpaar »to kiss – küssen« einfach nicht merken. Es klappt erst nach vielen Wiederholungen. Weitere Hauptwörter sind nun auch möglich: Busen, Nippel, Bauch ... Und Monika beginnt nach Wortpaaren, die Stephans Körper betreffen, zu fragen.

Irgendwann geht der Deutschunterricht in eine anderes Spiel über. Stephan verwendet ein Kondom und sie begegnen sich zart und liebevoll; Stephan lässt Veronique viel Zeit, bis sie ihn dankbar anblickt: »Und mir wurde so oft gesagt, das erste Mal sei nicht schön.«

Stephan bestellt ein großes Essen auf sein Zimmer (während sich Veronique im Bad versteckt). Veronique verständigt ihre Eltern, dass sie spät kommt, weil sie noch mit Freunden ausgeht, und bleibt die halbe Nacht bei Stephan. Als er sie einlädt, mit ihm auf einige Tage nach Le Saint-Alexis zu kommen, lehnt sie aber strikt ab: »Stephan, ich hab dich furchtbar gern und ich habe Angst davor, dass du in zwei Wochen wieder weg sein wirst. Ich möchte dich so oft treffen,

wie es geht, während du da bist. Aber es muss geheim bleiben.« »Du meinst, weil du einen Freund hast, den du nicht verlieren willst?«

»Nein, darum geht es nicht. Ich hab schon Burschen und Männer, die mir immer nachstellen, die mich wahrscheinlich alle ins Bett kriegen wollen ... Nur haben sie nicht so viel Fantasie wie du«, lacht sie. »Aber die Europäer auf Le Reunion sind sehr katholisch. Wenn es herauskommt, dass ich mit Fremden, die nur auf Besuch sind, schlafe, dann bin ich als ‚leichtes Mädchen‘ absolut unten durch. Du weißt ja, bei uns ist sogar Sex vor der Ehe verpönt. Allerdings werde ich nach heute diese Regel wohl noch öfter brechen.«

Stephan ist fasziniert, wie verschieden doch die Kulturen sind. Auf Bali war es für Amelie ein Vorteil, alle glauben zumachen, dass sie Liebhaber sind. Hier wäre es der Ruin für Veronique, wenn sie Recht hat!

Also übersiedelt Stephan allein nach Le Saint-Alexis. Er trifft sich in den nächsten Wochen immer wieder mit Veronique, doch bei weitem nicht täglich und oft so verstohlen und kurz, dass sie nicht weiterkommen als bis zu einigen Küsschen. Stephan geht zum Rafting, lernt die drei Cirques kennen, ist mal allein, mal mit einer Gruppe unterwegs, flirtet ab und zu mit Touristen im eigenen Hotel oder in den Bars von St.-Gilles-les-Bains, aber es entwickelt sich nicht mehr daraus. Nicht so sehr wegen Veronique, die sich als durchaus entschlossene junge Frau fest vorgenommen hat, sich wegen einer Urlaubsiebe nicht ganz den Kopf verdrehen zu lassen, sondern weil Stephan immer wieder an Raianda denkt, die einzige junge Frau, nach der er echt Sehnsucht hat. So wenig sie je über Treue gesprochen haben, so sehr denkt Stephan manchmal daran, ob sie – wie er – sich manchmal gehen lässt, weil es sich gerade ergibt, auch wenn sonst nichts dahinter steckt.

Als er eines Tages eine lange Wanderung von Norden auf den 2.200 m hohen La Roche Ecrute macht und von dort einen herrlichen Blick hinunter in den Cirque de Lafate und den Cirque de Salazie hat, denkt er wieder an Raianda, an seine Eltern, an Great Barrier Island, an Herbert und Aroha. Und auf einmal durchzuckt es ihn: Wie war das gewesen? Aroha hatte ihren Mindcaller wochenlang ohne es zu wissen im Wintergarten liegen lassen. Musste dieser nicht das Streitgespräch zwischen seinen Eltern, zwischen seinem Vater und Barry aufgenommen haben? Was wurde denn da besprochen, das zu

so einem entsetzlichen Bruch führen konnte? Er muss dem nachgehen! Er muss herausfinden, was der Mindcaller aufgezeichnet hat.

Schon beim Abstieg vom Gipfel organisiert Stephan seinen Flug nach Neuseeland und verständigt Veronique. Sie ist zurzeit beim Reisebüro so eingespannt, dass sie ihn vor dem Abflug nicht mehr treffen kann. Aber sie meint: »Das ist vielleicht besser so. Es hätte nur Tränen gegeben. Du bist ein toller Mann, Stephan. Ich habe nur einen Wunsch: dass ich einmal jemand finde, der dir das Wasser reichen kann.« Stephan ist gerührt. »Du wirst jemand finden, der weit besser zu dir

8. Umkehr und Rückkehr

März bis Mitte Juni 2020

Marcus und Klaus arbeiten intensiv an der Entwicklung leicht tragbarer und ungefährlicher Anti-Para-Geräte auf der Basis der Unterlagen, die Marcus aus Brüssel mitgebracht hat.

Die Realisierung erweist sich als schwieriger als erwartet, da sich die benötigte Silatraviat-Variation, die sie inzwischen Silatraviat-B nennen, vom normalen Silatraviat dadurch unterscheidet, dass einerseits ein Kohlenstoffatom an der richtigen Stelle durch ein Siliziumatom ersetzt werden muss, und andererseits eine komplexe Teilverbindung anders auszurichten ist.

Tatsächlich gelingt es ihnen relativ leicht, mittels Nanotechnologie einzelne Moleküle entsprechend zu manipulieren, doch um auch nur einige Gramm des Stoffes herzustellen, würde man mehr als 10 hoch 20 Moleküle (eine Zahl mit 20 Nullen hinter einem Einser!) benötigen, wie sich aus der Avogadro-Zahl (die bekanntlich die Anzahl der Atome oder Moleküle pro cm³ eines idealen Gases unter Normalbedingungen bezeichnet) leicht errechnet. Daher müssen sie auf die klassischen Methoden der Chemie zurückgreifen. SR Inc. wird also um eine große Chemieabteilung erweitert. Etwa die Hälfte der Mitarbeiter beschäftigt sich mit synthetischen Methoden (bei denen man versucht, das gewünschte Material aus kleineren Teilen aufzubauen), die andere mit Zerkleinerungsmethoden (bei denen man sehr viel komplexere Substanzen chemisch zertrümmert in der Hoffnung, dass unter den Trümmern die gewünschten vorkommen, die dann noch »irgendwie« zu isolieren sind.). Beide Methoden werden bei so hochkomplexen Verbindungen wie Silatraviat-B nur nach Tausenden Experimenten durch »Zufall« zum Erfolg führen können. Es erstaunt Klaus und Marcus, wie wenig doch die Chemie auch 2020 in der Lage ist, eine große Menge eines Stoffes herzustellen, dessen genaue Strukturformel und Existenz bekannt ist!

Das bisschen Freizeit, das sie sich gönnen, wird ihnen durch Cynthia verschönt. Sie machen zu dritt einen Ausflug in den Uruwera-Park, den ältesten Nationalpark Neuseelands, wo sie in wegloser Gegend – drei Tage nur Bachbetten folgend – eine in alten Büchern beschriebene heiße Quelle suchen. Ihre Ausdauer

hat Erfolg: Sie finden einen Erdrutsch, der zwar offenbar die Quelle verschüttet hat, aber am unteren Ende, wo der Erdrutsch den Bach aufgestaut hat, tritt nun heißes Wasser aus und macht aus einem kühlen Gebirgsbach ein Becken mit fast 28 Grad Temperatur!

Sie springen mit Begeisterung in das Wasser, tollten wie Kinder – oder eigentlich wie sehr erwachsene Kinder. Beide bewundern und berühren Cynthia, sie ölen sie gemeinsam ein, alle drei empfinden ihre gemeinsame Nacktheit als erregend und scheuen sich nicht, sich immer wieder mehr oder minder intim zu berühren. Klaus benimmt sich wie ein Gentleman, weil er mehrmals fragend Marcus ansieht, etwa in der Art: »Stört dich, was ich mache?«, aber Marcus winkt immer nur ab. Nicht nur, dass ihn die Situation durchaus erregt – zwei deutlich ältere Männer und eine junge hübsche Frau (Klaus ist mit seinen 46 fast 20 Jahre älter als Cynthia!), die sich ungeniert überall angreifen, wo es sich gerade ergibt. Er spürt auch, dass Cynthia sich sehr zu Klaus hingezogen fühlt, unabhängig von diesen ersten Stadien einer Menage a trois.

Sie verbringen den Rest des Tages und die Nacht hier, unter einer Plane, jeder in seinem Schlafsack, doch Cynthias Schlafsack liegt näher bei Klaus als bei Marcus. Ohne dass es ausgesprochen wird, ist es klar, dass sich Cynthia und Klaus immer besser verstehen. Marcus beobachtet sich selbst mit Verwunderung, dass er weder überrascht noch besonders bestürzt oder auf Klaus eifersüchtig ist. Es ist schon so, wie Cynthia und er das besprochen haben: Er empfindet sie als sehr liebenswerten Kumpel, mit dem auch Sex viel Spaß macht. Sie bewundert ihn, aber »Liebe« war da nie in ihren Köpfen und wurde noch weniger ausgesprochen. Das enge Miteinander und die Freundschaft waren für eine kurze Zeit schön und in Ordnung, sie werden sicher Freunde bleiben, aber sie gehören nicht wirklich zusammen.

Noch deutlicher wird diese Verschiebung zwei Wochen später, als sie gemeinsam einen Ausflug auf die große Coromandel-Halbinsel machen. Auf dem Weg von Auckland nach Süden zweigen sie von der Autobahn 1 bei Pokeno nach Westen ab. Sie folgen der Autobahn 2 aber auch nur 25 km, bis sie auf jene Straße kommen, die nun direkt nach Coromandel führt. Sobald sie die noch immer einbahnige Brücke über den Waihou-Fluss nach Kopu überqueren, befinden sie sich nun wirklich auf Coromandel.

Das Innere dieser mächtigen Halbinsel ist noch immer weitgehend unerschlossen, aber die Straße um den größten Teil der Insel herum ist durch die vielen Buchten, die stark bewachsenen Felsen, die vielen Kurven, die immer wieder neue Aussichten bieten, mit Recht ein Lieblingsausflugsgebiet für Bewohner von Auckland. Sie folgen zunächst der Straße nach Norden. Knapp vor Tapu, von wo aus sie die Insel auf einer Schotterstraße nach Osten durchqueren werden, bleiben sie stehen. Cynthia hat einige Zitronen mitgebracht. Klaus und Marcus wissen, was das bedeutet: Mit ihren Taschenmessern brechen sie die Rockoysters (Felsenaustern) von den Steinen in der Bucht. Jeder nimmt einige, beträufelt sie mit etwas Zitronensaft und schlürft sie aus den Schalen. Es gibt wenige Stellen auf der Welt, wo man so leicht zu so frischen Austern kommt wie hier!

Die Inselüberquerung wäre mühsam, wenn es nicht immer wieder gute Gründe zum Stehenbleiben geben würde. Herrliche Gruppen von Kauris durchbrechen da und dort den Wald, der aus vielen einheimischen Bäumen besteht, von denen für Europäer die Farnbäume noch immer am beeindruckendsten sind. Natürlich besichtigen sie auch die berühmten »Square Kauris« und machen einen Abstecher zu einem Wasserfall, von dem Klaus einmal gehört hat, zu dem es aber keinen Weg gibt. Die 800 Meter durch dickes Unterholz erinnern Cynthia und Marcus an ihre Wanderung im Norden von Great Barrier Island. Sie benötigen für die Strecke fast eine $\frac{3}{4}$ Stunde, aber genießen dann den Tümpel unter dem Wasserfall doppelt. Hier sind noch kaum Spuren von Menschen zu sehen.

Sobald sie die östliche Küstenstraße bei Coroglen erreichen, wird das Fahren wieder bequemer. Sie nehmen sich einen Bungalow in Cooks Beach und noch ist die Zeit gerade richtig, um den berühmten Hot Water Beach zu besuchen. Hier entspringen direkt am Strand heiße Quellen, an einer Stelle, die bei Ebbe oberhalb, bei Flut unterhalb der Wasserlinie liegt. Daher kann man bei Ebbe eine eigene Mulde im Sand ausheben, die sich mit heißem Wasser füllt. Dann setzt man sich hinein und verteidigt das Becken gegen die hereinkommende Flut. Das Problem dabei ist natürlich, dass die aufgebauten Sandwälle durch Wellen zerstört werden, bevor die Flut wirklich nicht mehr aufzuhalten ist. Alle Menschen am Hot Water Beach verstärken daher immer mit allen Kräften ihre

Sandwälle in Richtung Meer, als ginge es darum, das Leben oder ein Haus vor der Überflutung zu retten.

Manchmal wird daraus fast ein Wettbewerb: Welche Gruppe kann ihre Heiwassermulde am längsten halten? Als Cynthia Marcus bittet, dafür zu sorgen, dass sie gewinnen, wird Marcus leichtsinniger, als er seit langem gewesen ist. Mit seinen Pseudohänden bricht er hereinkommende Wellen schon bevor sie die »Befestigung« erreichen, hält den weicher werdenden Sand mit seinen Pseudohänden zusammen, während Klaus und Cynthia nach seinen Befehlen Sand schaufeln oder sich manchmal quer und übereinander vor die Sandmauer legen, um die Wellen abzufangen, usw. Um sie herum ist ein Lachen und Gejohle, als Wasserbecken um Wasserbecken überschwemmt wird. Nur das von den dreien hält noch immer, bis die Umstehenden es kaum mehr für möglich halten. Da bremst Klaus Marcus ein und flüstert ihm zu: »Marcus, bei der nächsten großen Welle geben wir auf, was wir hier machen wird schon richtig verdächtig.« Marcus nickt, fast mit schlechtem Gewissen, dass er sich so weit hat gehen lassen. In diesem Augenblick beginnt eine besonders große Welle auf sie zuzurollen. Marcus ruft laut: »Evakuierung! Hier können wir nichts mehr retten!« Cynthia, Klaus und Marcus verlassen ihr Becken, laufen zum Strand: Die Welle zerstört fast mit einem Schlag ihr Kunstwerk, die Auslauer gehen weit den Strand hinauf, wo einige Zuschauer, die sich dort niedergelassen haben, entsetzt aufspringen. Dann erhalten die drei nicht nur eine Runde Applaus, sondern ein über und über tatowierter Maori hat eine Kiste mit Bier angeschleppt. »Gratuliere zur Meisterleistung!«, sagt er, »so was habe ich in vielen Jahren nicht gesehen. Es schien fast unmöglich, wie lange ihr die Stellung gehalten habt.«

Es wird Marcus noch nach Jahren unangenehm sein, dass ein Foto ihres Sandbeckens mit Cynthia, Klaus und ihm, schon umgeben von viel Wasser, jahrelang im Grange Road Café in Hahai hängen wird, in einem Lokal, das er wegen des »besten Pestos in Neuseeland« bei jeder sich ergebenden Gelegenheit gerne besucht.

Am Abend folgen sie einer Empfehlung und fahren die Sackstrae von Cooks Beach weiter nach Norden. Sackstrae, da die Engstelle zwischen Mercury Bay und Whitiangi-Bucht nur mit einer Personenfahre überquert werden kann. Das heißt, ab 22 Uhr

sind die Häuser südlich des Ortes Whitiangi vom eigentlichen Ort abgeschnitten! Knapp vor dem kleinen Hügel mit steilen Klippen zum Meer befindet sich eine Seitenbucht der Mercury Bay, die den Namen Cook's Bay trägt. Hier, wo im Umkreis von mehreren Kilometern kaum mehr als ein Dutzend Häuser stehen, ist ein Restaurant, das vorzüglich sein soll. Und das ist es auch! Es wird von einem »Aussteiger« aus den USA mit viel Liebe und erstklassiger Küche geführt. Während des Essens erzählt Klaus, warum hier so vieles mit dem Namen »Cook« verbunden ist: James Cook hat hier geankert, um den Durchgang des Merkurs zu beobachten, darum auch »Mercury Bay«.

»Was bedeutet ‚Durchgang des Merkurs‘?«, erkundigt sich Cynthia. Klaus erklärt: »Ab und zu verläuft die Bahn des Planeten Merkurs so, dass er von der Erde aus gesehen über die Sonne wandert. Das ist darum so wichtig, weil man die Zeit, wo das geschieht sehr genau kennt, das heißt, man kann dann die Schiffsuhren wieder exakt richtig stellen.«

Cynthia lässt nicht locker: »Und warum ist das so wichtig? Gab es denn damals keine genauen Uhren?« Diesmal ist es Marcus, der es erklärt: »Damals gab es tatsächlich noch keine genauen Uhren. Umgekehrt, die genaue Uhrzeit ist ganz wichtig, weil man nur so den Standort des Schiffes (den Längengrad) exakt berechnen kann.« Während sie auf die verschiedenen Gänge des Essens warten, erzählen Klaus und Marcus abwechselnd die Geschichte der Längengradmessung, eine ja fürwahr kuriose Geschichte, wie sie in dem Buch »Längengrad« (Dava Sobel) spannend und genau beschrieben ist ...

Ein Fast-Vollmond scheint, als sie aus dem Restaurant treten, der Besitzer begleitet sie. Als er die mondbeleuchtete Bucht sieht, den markanten waldbewachsenen Felsen, der sie begrenzt, und die Straße, die einen leichten Hügel hinaufführt, bevor sie zur Fähre hinuntergeht, meint er: »Hat einer von euch eine Taschenlampe mit?« Klaus nickt. »Dann geht doch noch ein bisschen die Straße entlang Richtung Fähre. Kurz bevor sie hinunterfährt, ist ein alter Friedhof, der ist immer romantisch, aber in so einer Nacht wohl besonders.«

Es ist eine milde Spätsommernacht. Die Stimmung ist wirklich ungewöhnlich, also folgen die drei der Empfehlung. Sie nehmen

Cynthia in die Mitte, und diese lässt sich die beiderseitige Umarmung gerne gefallen. Plötzlich sehen sie halb auf der Straße, halb am schmalen Grasstreifen daneben, der dann 30 Meter zum felsigen Meeresstrand hin abbricht, ein längliches Bündel. Sie eilen hin. Es ist ein (toter?) junger Mann. Cynthia untersucht ihn kurz: »Nein, er ist nicht tot, nur stockbesoffen!« Sie versuchen zu dritt ihn aufzuwecken, aber trotz Anbrüllen, Ohrfeigen usw. gelingt es nicht. Sie sind ratlos. Den Mann hier halb auf der Straße liegen zu lassen ist unverantwortlich. Ein Auto (obwohl seit längerer Zeit keines mehr gefahren ist) würde ihn auf dieser schmalen Straße überrollen. Weiter ins Gras zu schieben geht auch kaum: eine Drehung im Rausch und der Mann würde 30 Meter tiefer auf den Felsen zerschmettert.

Schließlich greift Marcus mit seiner T-Kraft ein. Er befördert den Mann etwa 30 Meter weiter, wo der Grasstreifen zwischen Straße und Klippen breit genug erscheint.

In etwas gedämpfter Stimmung gehen sie weiter und finden den Friedhof: alte, halb umgestürzte Grabsteine, jeder unter einem großen Baum, offenbar stets der Lieblingsbaum des Verstorbenen, auf einer sonst offenen Wiese. Auf den Grabsteinen lesen sie beim Licht der Taschenlampen Bruchstücke von Tragödien, Familiengeschichten und von erfüllten Leben: All das macht zum Schluss keinen Unterschied!

Cynthia ergreift die Hand von Klaus. Dieser blickt zu Marcus. Der nickt. Bei Vollmond mit Wolkenfetzen am Himmel um Mitternacht auf einem Friedhof: Wie unheimlich das auch klingen mag, es ist nicht so. Es ist das erste Mal, dass Marcus das Wort Friedhof richtig versteht: Ja, hier ist ein Ort großen Friedens.

Allmählich reißen sich die drei von der verzauberten Stimmung los und gehen langsam zurück. Als sie in die Nähe der Stelle kommen, wo Marcus den Betrunkenen hingelegt hatte, hören sie Geschrei. Der Mond ist hinter einer dünnen Wolkenschicht verschwunden, es ist sehr dunkel. Vor ihnen sehen sie den Mann, der ein Mädchen umarmt hat. Seine Frau oder Freundin, die ihn irgendwie doch wach bekommen hat. Der Mann beschimpft das Mädchen laut und ordinär und drängt sie immer näher zum Klippenrand. Die Szene ist wie in einem schlechten Kriminalfilm: ein größerer schwarzer, brüllender Schatten, der versucht, einen kleineren mit wehenden

Haaren hinunterzustoßen. Klaus reagiert instinktiv: Er läuft los, schreit laut »Halt«. Aber er ist zu spät: Mit einem Stoß verschwindet das Mädchen über den Klippenrand, während sich der Betrunkene dorthin wendet, wo aus dem Dunkeln eine Stimme kam.

Marcus fängt das Mädchen mit seiner T-Kraft auf, stößt den Fast-Mörder unsanft nieder und läuft zur Klippe. Sehr bewusst zieht er das zitternde Mädchen an den Händen herauf, bis sie sicher auf dem Gras steht. Marcus dreht seinen Kopf zu Cynthia: Ohne dass sie sprechen, ohne dass sie Marcus genau sieht, greift Cynthia in das Gehirn des Mädchens ein und löscht einen winzigen Zeitabschnitt. Das Mädchen erinnert sich ab sofort nur noch an den Stoß, dass es über die Klippen taumelte, aber ein Fremder sie an den Händen gerade noch packte und hochzog.

»Was können wir für Sie tun?«, fragt Marcus die junge Frau. »Was für ein Glück, dass Sie vorbeikamen! Ich glaube, Sie haben mich gerettet. Aber es ist schon alles in Ordnung ... Mein Freund ist nur wieder einmal ganz betrunken und da rastet er manchmal total aus. Ich werde ihn nach Hause bringen.«

Sie packt ihren am Boden liegenden Freund, zieht ihn hoch, legt seine Arme um ihre Schultern und beginnt ihren Freund Richtung Fähre zu schleppen, wo einige Häuser stehen, und wo sie offenbar beide zu Hause sind. Die drei Freunde gehen noch eine Weile hinterher, aber als sie dann die Frau ihre Last vor einer Haustür ablegen sehen, drehen sie um. Sie gehen jetzt zügig und erreichen bald ihr Auto vor dem Restaurant, das der Besitzer gerade schließt. Sie erzählen ihm die Geschichte: »Furchtbar! Am besten wäre es gewesen, ihr hättet den Mann die Klippen hinuntergestoßen. Sie ist ein so nettes Mädchen, er ein wirklicher Tunichtgut, aber sie kommt nicht los von ihm. Er wird sie früher oder später in einem Rausch umbringen, schwer verletzt hat er sie schon mehrmals.« Sie fahren mit dem Auto zu ihrem Bungalow in Cook's Beach zurück. In der Wohnküche sitzen sie noch zusammen und reden über den Zwischenfall. »Wie seltsam die Liebe doch ist«, meinen Klaus und Marcus. Cynthia schaut beide eigentümlich an: »Ihr habt heute gehandelt, dass ich stolz auf euch bin. Ich habe nur zugesehen, das ist nicht gut.« Cynthia zieht sich bald zurück.

Als Klaus und Marcus am nächsten Tag aufwachen, fehlen Auto und Cynthia! »Sie wird wohl weggefahren sein, um etwas für das

Frühstück zu besorgen«, spekulieren beide ohne Überzeugung.

Wenig später kommt Cynthia zurück. Sie bringt Donuts, Orangensaft und Kaffee, aber sie hat ein Glitzern in ihren Augen. »Diesmal habe ich mehr erreicht, als ihr beide«, sagt sie fast triumphierend. Die beiden Männer schauen sie fragend an. »Das Mädchen von gestern Nacht: Es liebt den Säufer nicht mehr. Es hat nur noch schlechte Erinnerungen an ihn.«

»Du hast so radikal eingegriffen?«, staunt Marcus. »Ja, diesmal habe ich einiges gelöscht, aber ich habe ein ruhiges Gewissen. Ich bin überzeugt wie der Restaurant-Besitzer, dass nur so das Leben der jungen Frau auf die Dauer zu retten ist.«³

Bevor sie nach Auckland zurückfahren, besuchen sie noch die »Cathedral Cove«, jene Bucht, von der man die nächste nur durch einen Felsbogen, der einen Durchgang bietet, erreichen kann, der allerdings bei hohen Wellen oder Flut unpassierbar ist. Das Meer ist an diesem Tag wild. Kein vernünftiger Mensch würde an diesem Tag von der Straße die 35 Minuten zur Cathedral Cove hinuntergehen. Aber Marcus besteht darauf: »Ich werde euch sicher durchbringen.« Tatsächlich schafft Marcus es, die drei mit seiner T-Kraft durch das hohe und wilde Wasser fast trocken auf die andere Seite zu bringen, indem er seine Individualgeschwindigkeit erhöht und die Wellen mit seinen telekinetischen Fähigkeiten zurückhält.

Nach der Rückkehr entschuldigt er sich dann fast dafür: »Ich glaube, ich wollte einfach ein bisschen angeben, nachdem ich mitbekommen habe, wie ihr immer mehr zusammenwacht. Es war so eine Art von Selbstbestätigung.« Klaus und Cynthia lachen: »Uns hat es Spaß gemacht und wir sind beide froh, dass du nicht auf uns sauer bist.«

Marcus ist tatsächlich nicht verletzt, sondern freut sich mit Cynthia, dass sie sich mit Klaus so gut versteht, und gratuliert Klaus zu Cynthia. Er versteht sich aber selbst nicht: Ist er mit 37 Jahren schon

³ Als Cynthia und Klaus ein Jahr später wieder in der Gegend sind und in demselben Restaurant essen, sehen sie, dass die junge Frau nicht nur bedient, sondern jetzt offenbar der Besitzer ihr Freund ist. Als sie diesen nach dem ‚betrunkenen Ex-Freund‘ fragen, erzählt er: »Die Nacht, die ihr hier ward, wo er sie wieder einmal fast umgebracht hätte, war irgendwie ein Wendepunkt. Lydi hat sich dann von ihm getrennt. Er verletzte seinen Vater zwei Wochen später so schwer und griff dann sogar die Polizei an, dass er nun im Gefängnis sitzt.«

kein richtiger Mann mehr? Wieso verletzt es ihn nicht, dass Cynthia, sein letzte Partnerin, am besten Wege ist sich mit Klaus zusammenzutun? Insofern hat das mit der »Selbstbestätigung« schon seine Rechtfertigung.

Klaus ist angenehm überrascht, dass seine neue Freundschaft mit Cynthia keinen Keil zwischen ihn und Marcus treibt; nur Cynthia hat bessere Antennen. Marcus ist in Wahrheit noch immer bei Maria und Cynthia war mehr oder weniger nur ein angenehmer Trost ...

Marcus vertieft sich immer mehr in die Arbeit. Cynthia und Klaus haben zunehmend Zeit für sich allein, denn wenn sie bei Ausflügen länger zusammen sind, dann fühlt sich Marcus als das »dritte Rad am Fahrrad«.

Gemeinsam treiben Klaus und Marcus die Entwicklung weiter, doch können sie die geplanten Geräte nicht fertig stellen, bevor ihnen die Chemieabteilung Silatraviat-B liefert. Dennoch erstellt Marcus eine lange Liste von Experimenten, die Klaus bzw. er erledigen werden müssen, sobald sie Silatraviat-B zur Verfügung haben.

Als Cynthia und Klaus den nächsten Ausflug, diesmal nach Norden, planen, als die Wettervorhersage mehrere Tage sonnig-stabiles Wetter verspricht, lässt sich Marcus nicht überreden mitzukommen. So fahren sie zu zweit mit leichter Campingausrüstung über Whangarei (mit dem schönen Wasserfall direkt in der Stadt) nach Dargaville und von hier die stark gewundene Straße Richtung Hokianga-Bucht. Diese liegt an der Westküste und reicht fast 30 km tief in das Land hinein. In einem Motel in Omapere, direkt am südlichen Eingang der Bucht, buchen sie ein Zimmer ... Es gibt keine Diskussion, ob man diesmal zwei Zimmer braucht.

Vom Motel aus können sie die riesigen Sanddünen am Nordeingang der Bucht sehen, die direkt bis ans Meer reichen und die zum »Sandsurfen« einladen. Mit einem gemieteten Motorboot und entsprechenden Surfbrettern überqueren sie die Bucht und ersteigen die über 100 m hohen Dünen. Ein mühsames Unternehmen! Nun wird es aber lustig: Sie setzen sich auf die Surfbretter und rutschen in großen Schleifen den Sandhang hinunter, bis sie zum Schluss direkt im Meer landen.

»Schade, dass es hier keinen Lift gibt«, meint Cynthia ... Denn die paar Minuten Abfahrt muss man sich jedes Mal mit 20 Minuten schweißtreibendem Aufstieg erkämpfen!

Ihr wirkliches Ziel ist aber ein 30 km langer Strand, der fünf Kilometer südlich der Hokianga-Bucht liegt. Er ist insofern besonders reizvoll, als er nur schwer betretbar ist. Im Süden bilden die steilen Manganui-Klippen mit ihren 450 m hohen Felsen eine unangenehme Barriere; gegen das Land hin ist der Strand durch ein Gebiet, das den Maoris gehört, kaum erreichbar. Die Maoris bauen dort Marihuana an und vertreiben Eindringlinge sehr effektiv durch bissige Hunde.

Im Norden ist der Strand durch den Waimamaku-Fluss begrenzt. Dieser ist so tief, dass man ihn nur durchschwimmen kann, was aber mit einem schweren Rucksack unmöglich ist. Es gibt daher nur eine Variante, den Strand (ohne Boot) zu erreichen: Man wartet auf Ebbe und geht dann dort, wo der Fluss ins Meer mündet, durch das Meer, das dann nur zirka 40 cm tief ist. Nach den Tabellen hat die Ebbe am nächsten Morgen gegen 7 Uhr ihren Tiefststand, das werden sie ausnutzen.

Ihre Planung, nach einem einfachen Abendessen früh einzuschlafen, geht nicht auf. Es ist das erste Mal, dass sie ohne Marcus miteinander übernachten. Nach einer Erfrischung im Swimmingpool und als Cynthia ihren Bikini auswäscht, lässt sich Klaus nicht mehr stoppen. Er steht plötzlich nackt hinter ihr, presst sie an sich, dreht ihren Kopf so, dass er sie küssen kann und bugsiiert sie dann auf das große Doppelbett. Cynthias Einwände – »Sollten wir nicht zuerst Essen gehen?« – sind nicht wirklich ernst gemeint ...

Umso hungriger sind sie nachher und stellen fest, dass es für ein richtiges Abendessen zu spät geworden ist. Sie sind hier in einem Ort fast ohne Infrastruktur. Also muss ein Hamburger mit allen möglichen Zutaten genügen. Vielleicht ist es auch besser so. Während sie essen, blickt Klaus unbeabsichtigt immer wieder auf das straff gespannte T-Shirt und die kurze Hose Cynthias, sodass diese zu lachen beginnt. »Du wirst schon noch genug kriegen!«

Zurück im Motelzimmer ziert sich Cynthia und besteht auf einem Münzwurf: »Kopf, du kannst mit mir alles machen, was du willst, kannst mir beliebige Befehle erteilen. Kommt aber Adler, dann bist du mein Sklave.« Klaus wird erregt: »Alles? Und für wie lange?« »Ja, alles, so weit müssen wir uns schon vertrauen. Und so lange, wie es dem, der gewinnt, Lust macht.« Klaus hat diese Art von Spielen seit seiner Zeit in Brüssel nicht mehr gemacht (siehe »Xperten 1:

Der Telekinet«) hat aber noch einige Szenen in Erinnerung, die ihm das Blut in den Kopf – und nicht nur dorthin – treiben.

Klaus wird zum »Sklassen«. Cynthia lässt sich von Klaus mit Händen und Mund verwöhnen, aber lässt auch Klaus genießen. Sie hat jedoch einen Befehl: Er darf den Höhepunkt nur erreichen, wenn sie es gestattet. Dies macht sie Klaus sehr schwer, indem sie ihn immer wieder zwischendurch fast so weit bringt, dass er sich nicht mehr zurückhalten kann. Schließlich reitet sie der Teufel: Sie bearbeitet Klaus so lange, während er still liegen muss, dass er sich einfach nicht mehr beherrschen kann. »Ja, ja, das ist der Nachteil, den ihr Männer habt. Man kann sehr klar sehen, wenn ihr in so einer Situation durchgeht. Du hast jetzt meinen Befehl missachtet, da muss ich dich leider doch bestrafen.«

Cynthia schaut sich im Zimmer um, bis sie eine Kerze erblickt. »Ich sehe sonst nichts Geeignetes, also wird es wohl die Kerze sein. Ich denke, zehn Tropfen sollten fürs Erste genügen.« »Tropfen?« »Ja, Wachstropfen. Wenn's ein neues Erlebnis für dich ist, keine Angst, es tut auf den meisten Körperstellen nicht wirklich weh. Und dort, wo's weh tut, tropfe ich nur hin, wenn du gegen die übliche Regel verstößt.«

»Und wie ist deine übliche Regel?«, erkundigt sich Klaus leicht besorgt. »Du darfst natürlich zusammenzucken, wenn du etwas spürst, aber du darfst keinen Laut von dir geben. Verstanden?«

Klaus hält sich tapfer. Als Cynthia einige Fotos aufnimmt, eines mit Selbstauslöser, auf dem sie bei ihrer Tätigkeit zu sehen ist, protestiert Klaus schwach. Cynthia bleibt unnachgiebig: »Ich kann machen, was ich will. Und wir wollen doch von diesem Ausflug einige nette Erinnerungen haben, oder? Du kannst ja auch mich bei Gelegenheit aufnehmen. Ich vertrau dir, dass diese Fotos unter uns bleiben, also kann ich das auch von dir verlangen.«

Liebevoll entfernt Cynthia die verfestigten Wachstropfen. Das ist fast das Schmerzhafteste, denn da gehen ab und zu ein paar Härchen mit. »Und jetzt kommt mein letzter Befehl: Wir haben für heute genug getan, jetzt wird geschlafen.«

Klaus wacht gegen zwei Uhr nach ungewöhnlichen Träumen auf, sieht im Halbdunkel die schöne nackte Cynthia am Rücken liegen, mit einem Lächeln im Gesicht und leicht geöffnetem Mund. Er spürt, wie er sofort wieder steif wird: Was ist los mit ihm? So kennt er sich

selbst gar nicht! Ohne zu zögern berührt er Cynthia zuerst vorsichtig, dann immer heftiger. Ohne dass diese je die Augen öffnet, lässt sie ihn gewähren. Nur zum Schluss sagt sie leise: »Lustmolch! Wenn du so weitermachst, werden wir morgen nicht weit kommen.«

Sie stehen dann trotzdem um 7 Uhr an der Mündung des Flusses, bereit ihn zu überqueren. Kein Mensch weit und breit und ein großer, mindestens 1,5 m langer Baumstamm liegt am Ufer. Klaus bittet Cynthia sich auszuziehen. Er schießt eine Serie von Bildern, wie sie nackt an dem Baumstamm lehnt, dann auf dem Rücken, am Bauch, auf der Seite usw. darauf liegt.

Fast versäumen sie den Tiefpunkt der Ebbe. Aber das eine Bild – Cynthia nackt auf der Seite auf dem herrlichen Holz liegend – wird so gut, dass es Klaus Jahre später sogar in Öl nachmalen lässt und Cynthia als Erinnerung an damals schenkt, an ihre erste ungewöhnliche Wanderung zu zweit.

Eine ungewöhnliche Wanderung wird es. Wie sie als die einzigen Menschen weit und breit den Strand bei herrlicher Sonne entlangmarschieren, ins Meer springen, wenn es zu heiß wird, bei jeder Rast wieder auf ausgefallene Einfälle kommen, ist die Schönheit der Umgebung für sie doch fast nur eine Kulisse. Es ist ein Glück, dass sie trotzdem nicht auf zwei Grundregeln vergessen. Erstens, man darf nicht mit nassen Badesachen gehen – entweder trocken oder nackt, aber nasse Kleidung wetzt zu sehr. Zweitens, bei der Stärke der Sonne, die man wegen Wind und Wasser nie so merkt, muss man jeden Zentimeter des Körpers mit Sonnenöl mit hohem Schutzfaktor (30 oder mehr) eincremen, sonst kommt es zu lebensgefährlichen Verbrennungen.

Am Abend bereitet Klaus auf einem Gaskocher eine Fischsuppe aus den verschiedenen Muschelarten, die sie gepflückt bzw. aus dem Sand ausgegraben haben, wobei er zum Entsetzen Cynthias das alles in einer mitgebrachten Päckchensuppe »Tomatengeschmack« kocht. Entweder ist sie so hungrig oder die Kombination ist wirklich gut, jedenfalls kann sie Klaus ein ehrliches Kompliment machen. Die Fische, die er stark gesalzen und in Stanniol gewickelt einfach in den Rand des Feuers gelegt hat, sind gleichfalls delikats und leicht zu essen: Haut und Schuppen bleiben am Stanniol kleben, als Klaus sie auswickelt. Dass es zur Nachspeise einige Zespri gibt, versteht sich fast von selbst.

Der Abend wird wie aus dem Bilderbuch. Als sie gegen 22 Uhr endgültig müde werden und in die Schlafsäcke kriechen, bemerken sie nicht, dass die Sterne verschwunden sind. Die Nacht wird dann nicht so erfreulich. Beide schlafen unruhig, ohne genau zu wissen, warum. Als Klaus gegen 23 Uhr aus dem Schlafsack kriecht und sich mit seiner Taschenlampe ableuchtet, ist er entsetzt: Er ist über und über mit roten Punkten, mit Bissen von Sandflöhen, übersät. Sie beginnen bereits zu jucken, aber er weiß, dass es noch viel schlimmer werden und fast eine Woche dauern wird, bis der furchtbare Juckreiz aufhört. Sie haben kein Insektenschutzmittel mitgenommen – welche Unterlassung!

Er weckt Cynthia auf. Sie schaut ähnlich zerbissen aus. Während sie noch beratschlagen, was zu machen ist, frischt der Wind immer mehr auf und plötzlich sitzen sie im Platzregen. Sie schauen sich verdutzt an und bringen noch ein verzweifertes Lachen zusammen: »Das hat grade noch gefehlt.« Beide haben nur einen ganz dünnen Regenschutz mit ... Die Vorhersage klingt zu gut! Es ist klar, dass an ein Schlafen nicht zu denken ist. Sie packen zusammen, stecken alle Kleidung bis auf ihre Unterwäsche und ihren Regenschutz in den Rucksack und machen sich auf den Rückweg. Sie hoffen, dass sie die Morgenebbe erreichen, um nicht noch einen halben Tag warten zu müssen. Es wird ihnen erst im Laufe der Nachtwanderung klar, dass Ebbe oder Nicht-Ebbe keinen Unterschied mehr machen wird. Alles, was sie haben und nicht in der wasserdichten Büchse mit Kamera und ein paar Kleinigkeiten liegt, wird ohnehin zum Auswinden nass sein. Dann kann man auch mit dem Rucksack durch den Fluss schwimmen.

Der Rückweg wird zum Albtraum. Wegen der Wolken ist es sehr dunkel. Die Taschenlampen geben bald immer weniger Licht. Der Wind bläst wütend. Zusammen mit der Nässe wird ihnen trotz raschen Gehens kalt, ein bisschen »Notnahrung« hilft nur mäßig. Am schlimmsten ist es, dass die hohen Wellen so weit das Ufer hinauf rollen, dass sie ganz am Rand gehen müssen, wo der Sand unangenehm weich ist und auch schon das eine oder andere niedrige Gebüsch wächst. Dann stehen sie ungläubig vor dem Waidrau-Bach. Bei der Überquerung am letzten Vormittag war das ein winziges Rinnsal. Nun ist es ein wütender, reißender Fluss, in dem Äste und Wurzelstöcke treiben. Sie haben nur mehr zirka zwei Kilometer

zu gehen, aber wie sollen sie hier durch? Immerhin beginnt es zu dämmern, sodass sie wieder mehr sehen. Vorsichtig kämpfen sie sich flussaufwärts. Das Gebüsch ist dicht, ihr Regenschutz ist bald zerfetzt, zu den Bissen der Sandflöhe gesellen sich mehr und mehr Kratzer durch dürre Zweige und Dornen. Schließlich erreichen sie eine Stelle, wo sich Treibholz so verklemmt hat, dass ein riesiger Tümpel entstanden hat, in dem sich das Wasser nur langsam bewegt. Hier sehen sie ihre Chance: Ein großes, innen offenbar noch trockenes Stück Holz treibt von oben in den Tümpel: »Cynthia, wir legen uns mit den Oberkörpern auf dieses Holzstück, und versuchen es ans andere Ufer zu stoßen.«

Abgesehen von der Angst, dass der Damm gerade dann brechen könnte, wenn sie in der Mitte des Teiches sind, und sie dann hinuntergerissen würden, überqueren sie das Wasser problemlos. Nun wieder bachabwärts zum Strand, dann weiter, zum Waimamaku-Fluss, auf dessen anderer Seite das Auto steht.

Es ist fast 7 Uhr, als sie diesen Punkt erreichen. Ihre ganze »Expedition« dauerte nur 24 Stunden. Das letzte Hindernis überwinden die beiden relativ leicht, obwohl der Waimamaku nun auch ein reißender Fluss ist: Klaus schwimmt ohne Rucksack über den Fluss, der ihn – wenig überraschend – weit abtreibt. Dann holt er ein Seil aus dem Kofferraum des Autos, bindet es an den Baumstamm, der vor einem Tag zusammen mit Cynthia Fotomotiv war, und schwimmt mit dem losen Ende des Seils zurück. So überqueren sie den Fluss nach Neuseelandmanier ohne weitere Anstrengung: Sie halten sich an dem Seilende an, werden vom Fluss abgetrieben, aber durch das Seil automatisch auf die richtige Seite hingezogen.

Der Automotor gibt bald genug Wärme, obwohl sie nur in der (nassen) Unterwäsche fahren. Zurück nach Auckland – das ist ihr einziger Wunsch. Die Scheiben laufen immer wieder an, wie zum Hohn hören Regen und Wind bald auf und die Sonne brennt herunter. Bei einer Bude am Straßenrand besorgt Klaus, nur in der Badehose, für sie heißen Kaffee und einen Packen der neuseeländischen »Sausage Rolls«, jener in Mürbteig eingewickelten eigentümlichen Würstchen, die es aber mit amerikanischen Hotdogs noch immer aufnehmen. Die Heimfahrt wird nur von einem Thema dominiert: Wer hat die größere Badewanne und das größere Bett? Klaus gewinnt.

15. Juni 2020

Als Stephan aus La Reunion in Auckland ankommt, setzt er sich zuerst mit Klaus Baumgartner in Verbindung. Er möchte mit ihm besprechen, was er von seiner Idee hält, den Mindcaller abzuhören, der ja nach Stephans Überlegungen die Streitgespräche zwischen Marcus und Maria bzw. Marcus und Barry aufgezeichnet haben müsste. Er will Marcus und seine Mutter erst treffen, wenn er weiß, was die beiden gesprochen haben und wie es um sie und SR Inc. zurzeit steht.

Aus diesem Grund treffen sich Stephan und Klaus nicht bei SR Inc., sondern in der Wohnung von Klaus, in der zur Verwunderung von Stephan auch Cynthia anwesend ist. Klaus erklärt ohne zu zögern: »Cynthia und ich sind uns in den letzten Monaten sehr nahe gekommen. Sie wohnt jetzt bei mir und wir hoffen beide, dass aus unserem Zusammensein noch mehr wird.«

Stephan erläutert dem interessiert zuhörenden Klaus seine Idee. Dieser bestätigt: »Es wäre vielleicht wirklich gut zu wissen, was Maria eigentlich Marcus vorgeworfen hat. Übrigens, Maria scheint allmählich zu sich zu finden. Sie wohnt zwar noch bei Barry, aber wir haben das Gefühl, dass die Beziehung recht abgekühlt ist, dass sie immer öfter an die schöne Zeit mit Marcus denkt. Sie scheint zu realisieren, dass sie Marcus ungerechtfertigt schlecht behandelt hat, nur weil sie in ihrer Verzweiflung über den Tod Lenas nicht mehr klar denken konnte.«

Klaus verwendet seinen e-Helper, um mit Aroha zu sprechen und erklärt ihr die Situation. Aroha meint erstaunt: »Ja, ich glaube, der Mindcaller müsste die Auseinandersetzungen im Wintergarten tatsächlich aufgezeichnet haben. Ich komme zu euch und starte die Abspiegelung, aber wenn es euch recht ist, höre ich sie nicht mit an. Ich will nicht so sehr in die Intimsphäre von Marcus und Maria eindringen, obwohl ich verstehe, dass ihr es mit guter Absicht macht.«

Aroha ist nur ein wenig später bei ihnen: »Vielleicht noch eine Neuigkeit, die euch, die ihr anscheinend Maria und Marcus wieder zusammenbringen wollt, wissen solltet: Maria hat mich in den letzten drei Wochen mehrmals angerufen und gefragt, wie es Marcus geht und ob er mit Cynthia zusammen ist ... Wobei sie mir immer das Versprechen abgenommen hat, dass Marcus von diesen Telefonaten nichts erfährt. Ich habe ihr berichtet, dass Cynthia seit

fast zwei Monaten bei dir wohnt, Klaus, und Cynthia und Marcus sicher« – zumindest seit einiger Zeit, denkt Aroha – »nur eine gute Freundschaft verbindet, aber nicht mehr. Maria scheint dann immer sehr erleichtert gewesen zu sein. So, nun starte ich von meinem Mindcaller das Gespräch zwischen Marcus und Maria. Ich habe die Stelle gefunden. Das Gespräch mit Barry habe ich direkt dahinter gelegt. Ich ziehe mich zurück und komme dann in etwa einer Stunde, um den Mindcaller zu holen. Ihr könnt mir dann berichten, wenn sich etwas Wesentliches aus den Diskussionen ergibt.«

So hören Klaus, Cynthia und Stephan die »elf Vorwürfe«, die Maria nach der Abreise ihrer Eltern Mitte Januar Marcus fast hasserfüllt entgegenwarf, als dieser ihr mitteilte, dass er mit Cynthia nach Europa fliegen müsse, um die PPU endgültig auszuschalten. Sie hören auch das aufgeregte Gespräch zwischen Barry und Marcus. Der Mindcaller hat alles aufgezeichnet, könnte alles sogar als Film wiedergeben, worauf sie aber verzichten.

Die drei hören die aufgeregte Diskussion aufmerksam an. Keiner versteht den Hintergrund hinter allen Bemerkungen, doch einmal wird Cynthia blass, dann Stephan, dann wird wieder Cynthia unruhig.

Klaus hat nicht nur das Tonband angehört, sondern auch die beiden anderen beobachtet. Er merkt, dass einige der Äußerungen die beiden sehr berührt haben.

»Was sagt ihr zu den Diskussionen?«, Klaus ist der Erste, der spricht. Stephan antwortet zuerst: »Die Gespräche sind furchtbar. Aber Mutter und Barry haben fast überall Unrecht und Vater Recht. Sie wollten es nur nicht sehen. Ich habe ein ganz schlechtes Gewissen, weil ich an der Auseinandersetzung mit Maria und mit Barry mit Schuld habe!«

»Wieso meinst du das, Stephan?« »Ich habe Marcus, nachdem er im Spital in Delhi aufwachte, erzählt, dass Justo und sein Team tot sind, hatte aber ein so schlechtes Gewissen, da ich sie ja selbst mit meinen Parafähigkeiten getötet hatte, dass ich das sonst niemandem gesagt habe. Sowohl Mutter als auch Barry werfen Vater vor, dass er ihnen das verschwiegen ... Obwohl Vater annehmen musste, dass ihr alle das ja schon lange wisst! Übrigens« – Stephan wird verlegen – »Cynthia, warst du verliebt, als du mit Marcus nach Europa geflogen bist? Und habt ihr dort etwas miteinander gehabt?«

Cynthia antwortet nach kurzem Zögern: »Nein, weder waren wir verliebt, noch haben wir uns je auch nur angerührt. Ich wäre aber unehrlich, wenn ich nicht auch erwähnen würde, dass wir bei der Wanderung, während du dann verschwunden bist, Stephan, durchaus ein Liebespaar ‚auf Zeit‘ wurden. Nur war da Maria schon bei Barry, Marcus wurde also erst zu diesem Zeitpunkt ‚untreu‘, wenn du dieses dumme Wort verwenden willst. Ich hatte daher weder ein schlechtes Gewissen, ja es war auch schön, aber selbst dann war es eigentlich mehr eine Freundschaft, mit Sex an ein paar Stellen versüßt. Es war Marcus und mir klar, dass das nur für eine begrenzte Zeit so ging. Wir haben uns als Liebhaber auch bald getrennt. Ich habe mich dann immer mehr in Klaus verliebt und Klaus sich hoffentlich auch in mich. Marcus war nie eifersüchtig, sondern eher glücklich, dass es mir und Klaus gut ging.«

Cynthia schweigt eine Weile, dann bricht es aus ihr heraus: »Wenn du, Stephan, das Gefühl hast, dass du an der Auseinandersetzung zwischen Maria und Marcus mit Schuld trägst, dann geht es mir noch viel schlechter. Erinnerst du dich, als Marcus im Spital Selbstmord begehen wollte und du mich angefleht hast ihn zu retten, indem ich einen Teil seiner Erinnerungen löschte? Ich tat das, musste das tun, habe den Teil gelöscht, den sich dann auch Marcus selbst vorgeworfen hat, nämlich dass er Lena erlaubte nach Indien mitzukommen!«

Klaus und Stephan blicken erstaunt. Cynthia fährt fort: »Lena war so verzweifelt, dass sie nicht mit nach Indien durfte, dass sie aus dem Fenster sprang, um sich selbst zu töten. Marcus hat sie durch seine Parakräfte im letzten Moment gerettet und hat ihr daher erlaubt mitzureisen. Mit dieser Erinnerung habe ich auch bewusst die riesige Welle Zuneigung, die Lena und Marcus in diesem Augenblick fühlten, gelöscht, damit er leichter mit dem Tod Lenas fertig wird. Und was habe ich dadurch angestellt? Maria, die von Lenas Selbstmordversuch nie erfahren hat, macht Marcus Vorwürfe, dass Lena mitgekommen ist. Und Marcus ist in diesem Punkt nicht nur ohne Gedächtnis, sondern auch Lena gegenüber kälter, als es es sonst wäre!«

Die drei blicken sich lange ratlos an. So findet sie Aroha, der sie das Wichtigste erzählen. Die ruhige Aroha nimmt ihren Mindcaller, presst ihn an sich und sagt dann mit einer für sie ungewohnten

Bestimmtheit: »Cynthia, du musst Marcus von der Gedächtnislöschung erzählen, damit er seine Selbstvorwürfe los wird. Du musst auch mit Maria reden, damit diese versteht, dass sie (auch) in diesen Punkten Marcus falsch beschuldigt hat. Ich werde dann Maria treffen. Wenn sie mit Marcus sprechen will – und ich das Gefühl habe, dass sie sich entschuldigen will –, dann werden Herbert und ich sie zu einem Abendessen in einem Restaurant einladen, zu dem Marcus zufällig dazustoßen wird, wonach Herbert und ich uns zurückziehen werden. Der Rest liegt dann bei Maria und Marcus. Übrigens, Cynthia ist so sicher wie ich, dass Marcus Maria noch immer liebt und schon lange verstanden hat, dass Maria nach dem Tod Lenas nicht mehr zurechnungsfähig war. Alles, was sie tat und sagte, sollte deshalb eigentlich vergessen werden.«

Wenige Tage später sitzen Aroha, Maria und Herbert in einem ruhigen Teil des Sails-Restaurants am Ende des Aucklander Jachthafens. Aroha hat das Lokal mit Absicht gewählt, denn es war schon um 2003 ein Lieblingslokal von Maria und Marcus, als noch der österreichische Oberkellner Jürgen hier elegant und liebevoll servierte.

Gegen Ende des Essens steht auf einmal Marcus bei ihnen am Tisch und räuspert sich. Maria springt fast entsetzt auf.

Marcus sagt rasch: »Entschuldigt bitte, wenn ich hier sehr ungelegen komme und störe. Ich habe dir, Maria, versprochen, dass ich dich niemals mehr belästigen werde, aber es gibt auch Versprechen, die man einmal brechen muss. Ich würde gerne mit dir reden. Bist du einverstanden? Ihr seid mit dem Essen fertig. Aroha und Herbert werden mit verzeihen, oder?«

»Wir wollten ohnehin nicht lange bleiben. Wir denken, es wird euch beiden gut tun, nach so langer Zeit einmal wieder zivilisiert miteinander zu reden. Komm, Herbert, lassen wir die beiden alleine.«

Maria und Marcus sitzen sich eine Zeit lang schweigend gegenüber. Maria sieht Marcus an. Ja, das ist IHR Marcus, den sie immer geliebt hat, den sie noch immer liebt und den sie durch ihr schreckliches Verhalten verloren hat. Marcus geht es ähnlich. Hier ist die Frau, für die er fast alles geben würde. Kann man fünf Monate (ja, es sind genau fünf!) einfach auslöschen?

Maria beginnt zu reden, sich zu bedanken, dass er gekommen ist, dass sie ihn wegen so vieler Dinge, die sie sagte und tat, um Verzeihung bitten muss. Aber Marcus unterbricht: »Maria, du brauchst

dich für nichts zu entschuldigen. Wir haben beide Fehler gemacht. Wenn es uns heute Leid tut, dann ist das nur ein Beweis, dass wir durch die Ereignisse um Lenas Tod so durcheinander waren, so nahe an der Grenze des Überdrehens, dass wir andere Menschen waren. Wusstest du, dass ich in Delhi Selbstmord begehen wollte und mich damals nur Cynthia rettete, indem sie einen Teil meiner Erinnerungen löscht?»

Diesen Teil kennt Maria nicht, den hat ihr Cynthia verschwiegen, aber jetzt klingt es auf einmal plausibler, warum Cynthia eingriff!

Marcus redet weiter: »Und so wie ich an der Grenze des Überschnappens war, so war es wohl bei dir auch, nur hat sich das anders geäußert. Bitte, lass uns das alles vergessen, machen wir uns einfach einen netten Abend zusammen.«

Maria bestellt eine Flasche Wein und eine Käseplatte und die beiden reden so lange, nicht über die letzten fünf Monate, sondern über vieles in der Vergangenheit und Kleinigkeiten, die sie jetzt betreffen: wo sie jetzt wohnen (beide alleine, eine Neuigkeit für Marcus), was sie jetzt machen und vieles mehr, bis die Kellner sie als letzte Gäste mehr oder minder höflich darauf hinweisen, dass die Sperrstunde schon lange vorüber ist.

In der kühlen Nachtluft schütteln sich die beiden recht formell die Hand. Aber als dann Maria sagt: »Wir sollten uns wieder einmal treffen«, da umarmt Marcus doch Maria einmal fest. Dann fahren sie in verschiedenen Autos in verschiedene Wohnungen.

Aroha trifft sich am übernächsten Tag mit Maria. Am selben Tag gibt es einen »Kriegsrat« zwischen Aroha, Herbert, Cynthia, Klaus und Stephan über Maria und Marcus. »Die beiden gehören zusammen und wollen das beide auch wieder«, ist die übereinstimmende Meinung.

Stephan meint: »Ich glaube, ich sollte zurückkehren.« Klaus und Cynthia blicken ihn fragend an. »Nun, meine beiden Eltern wissen ja noch gar nicht, dass ich wieder in Auckland bin. Ich werde Vater anrufen, dass ich übermorgen zurückkomme, ob er mich vom Flughafen abholt und nach Great Barrier Island bringt. Ich möchte wieder dort wohnen und vielleicht kommt Vater dann auch. Ihr könntet doch auch wieder dorthin übersiedeln, oder?«

Die anderen vier blicken sich verdutzt an. Allen ist insgeheim das Anwesen auf der Insel, aber auch die sich daraus ergebende

Gemeinschaft mehr abgegangen, als sie es sich eingestehen wollten. Klaus ist der Erste, der reagiert: »Wenn Cynthia bereit ist, ich bin dabei.«

Cynthia ist nicht nur bereit, sie freut sich ausgesprochen. Aroha und Herbert nicken auch beide.

Klaus setzt die Idee fort: »Ich hole dann Maria mit dem Moller ab, unter dem Vorwand, dass sie sich so mit Stephan treffen kann. Werden Marcus und Maria staunen, wenn sie sich dort treffen und wir anderen schon dort wohnen! Wir bereiten ein großes Essen im Wintergarten vor und setzen alles daran, dass Maria und Marcus dann die Insel nicht mehr verlassen. Das wird ein Spaß!«

»Und was ist mit Barry?«, wendet Klaus ein. Aroha antwortet: »Er hat sich vor zehn Tagen von Maria getrennt. Es war keine Trennung im Bösen, ich habe nachher mit ihm gesprochen. Er sagte, dass es ein Fehler war zusammen zu sein, es war nie echte Liebe, sondern alles mehr heraus aus der Verzweiflung allein zu sein. Im Laufe der Monate lebten sich Maria und er rasch auseinander, vor allem weil Maria immer mehr begann, in der Vergangenheit zu wühlen und von der Zeit mit Marcus zu schwärmen. Barry sagte mir zum Schluss fast wörtlich: ‚Ich habe auch nichts mehr gegen Marcus. Ich war sicher voreilig im Urteil. Aber seit er in meiner Nähe ist, ist mein Leben kompliziert geworden. Das werde ich ändern. Ich verlasse in den nächsten Tagen Neuseeland und werde nie mehr zurückkehren. Ihr braucht mich nicht zu suchen. Ich habe dafür gesorgt, dass ihr mich nicht findet.‘ Ich habe dann zwei Tage später versucht ihn zu erreichen. Sein Büro ist geschlossen, die Wohnung aufgelassen und er hat, eine sehr ungewöhnliche Aktion, seine neuseeländische Staatsbürgerschaft zurückgelegt. Wie er eine andere – offenbar die von Chile – erhalten hat, ist auch den Behörden ein Rätsel. Soweit ich feststellen konnte, ist er aber nicht in Chile eingereist.«

Nach der ersten Begeisterung über das neue Zusammenwohnen auf der Insel und den Versuch, Maria und Marcus wieder zusammenzubringen, kommen ihnen dann allerdings auch Bedenken: Kann man so massiv über andere Menschen, egal wie gut man es meint, verfügen?

Aroha drückt als Antwort den Mindcaller fest an sich und ergreift Herberts Hand. Beide schauen schweigend, unfokussiert vor sich hin. Nach einigen endlos erscheinenden Minuten lässt Herbert die

Hand von Aroha aus und erklärt: »Ja, wir dürfen. Der Mindcaller sagt uns deutlich, dass alles passen wird.«

Klaus schaut den Mindcaller nachdenklich an: Irgendwie ist er trotz aller Erkenntnisse noch immer ein rätselhaftes Artefakt ... Wie ist es möglich, dass er ausloten kann, ob so ein Experiment mit menschlichen Gefühlen gut gehen kann? Schließlich ist es ein Experiment!

Aroha scheint die Gedanken zu erraten: »Der Mindcaller kennt alle betroffenen Personen, war mit allen schon in telepathischem Kontakt und weiß daher vermutlich mehr über uns als wir über uns selber.«

So wird der 28. Juni ein ganz besonderer Tag, der Tag der Wiedergeburt der Parakolonie auf Great Barrier Island. Cynthia und Klaus, Aroha und Herbert sind noch am Vortag übersiedelt. Das war einfach, da alle ihre Parallelwohnungen immer in Schuss gehalten haben und auch jetzt die Wohnungen in Auckland nicht aufgeben.

Stephan gelingt es, sich unauffällig in die Menge der ankommenden Passagiere des angegebenen Fluges zu mischen, und stürzt mit seinem Rucksack in die offenen Arme seines Vaters. »Stephan, das ist toll, dass du wieder da bist. Und wie gut du aussiehst! Du musst gleich erzählen, was du alles erlebt hast!«

Stephan schwärmt von seinen Erlebnissen in Bali und La Reunion. Marcus kann ein Schmunzeln nicht ganz unterdrücken: »Ich glaube, du lässt einige wichtige Details aus ... Du warst ja wohl kaum die ganze Zeit allein unterwegs, oder?«

Stephan versucht abzulenken, erkundigt sich, wie es Marcus und SR Inc. geht, und findet bestätigt, was ihm die Freunde schon berichtet hatten: Marcus scheint mit sich und dem Leben wieder einigermaßen ins Reine gekommen zu sein. Stephan ist froh, zurück zu sein und zu merken, wie sehr sich sein Vater darüber freut.

Als Marcus auf der Insel von Aroha, Cynthia, Herbert und Klaus abgeholt wird, ist er sehr erstaunt. Als er aber erfährt, dass diese wieder hier wohnen wollen (wenn er das gestattet?), da ist er total überwältigt und erklärt spontan, dass er auch wieder hier bleiben wird.

Während sie das Anwesen besichtigen, die meisten haben es seit Monaten nicht gesehen, fällt es nicht auf, dass Klaus fehlt: Er holt gerade Maria mit dem Moller.

Stephan läuft seiner Mutter entgegen. Sein Herz schlägt schneller, als er sie so sieht, wie er sie von früher in Erinnerung hat: lächelnd, keine steile Falte in der Stirn ... Auch hier ist ein halbes Wunder geschehen. Maria umarmt Stephan, lässt ihn fast nicht mehr aus. Mit feuchten Augen sagt sie: »Die halbe Familie wieder hier zusammen, wie schön!«

»Nein, Mutter, mehr als die halbe Familie«, antwortet Stephan und führt sie zu Marcus und den anderen. Maria und Marcus sind gerührt: Es ist ihnen mehr als klar, was hier für sie arrangiert wurde. Als sich die beiden in die Arme fallen, klatschen die Freunde und das Haushaltspersonal läuft heraus und applaudiert mit. Einige wünschen verstohlen eine Träne weg. Es ist der 28. Juni, aber alle haben so ein Gefühl, als wäre Weihnachten. Dieses neue Zusammensein ist ein zu wunderbares Geschenk.

Als es dunkel wird und Klaus Maria anbietet, sie nach Auckland zurückzufliegen, sagt Maria fast verärgert: »So leicht werdet ihr mich nicht mehr los hier ... Ich war dumm genug, einmal weg zu gehen.« Klaus lacht: »Ich hätte dich ohnehin nicht weggeflogen, sondern nur eine Ehrenrunde mit dir gedreht.«

Nachdem sich die anderen zurückgezogen haben, gehen Maria und Marcus zum Whirlpool und dann hinunter zum Bootsteg. Marcus holt eine Decke und etwas zu trinken, fast wie vor acht Jahren. Sie sitzen lange aneinander gelehnt und bereden Leben und Welt. Es fühlt sich richtig an. Vieles ist noch nicht ausgesprochen, aber sie wissen beide: Es wird sich schon ergeben.

Obwohl für Maria ein eigenes Zimmer gerichtet ist, kommt sie zu Marcus und legt sich neben ihn auf das große Doppelbett. Schläfrig reden sie noch ein bisschen und sagen mit einem flüchtigen Küsschen »Gute Nacht.« Es ist wie in der ersten Nacht in Wien und der Beginn einer neuen Vertrautheit. Es wird noch dauern, bis diese für noch mehr gewachsen ist.

9. Die neue Tochter

29. Juni bis 2. August 2020

Maria und Marcus frühstücken wie früher im Wintergarten, der Tisch ist wie ein Frühstücksbuffet gedeckt. Alle kommen, bleiben und gehen, wie es ihnen beliebt. Man bleibt nur kurz oder bleibt zwei Stunden lang, ganz nach Laune oder danach, was man vorhat.

Heute sind Maria und Marcus die Ersten. Sie freuen sich, als sich später Cynthia und Klaus zu ihnen setzen und noch etwas später Stephan kommt. Cynthia und Klaus beschließen mit dem Moller nach Auckland aufbrechen; Stephan wird mitfliegen, sagt er.

Maria und Marcus fühlen sich wohl zusammen und hier auf Great Barrier Island. Und doch, wie könnte es auch sein, beginnt sich erst sehr allmählich die alte Vertrautheit einzustellen. Sie reden über viel, aber sparen das eine oder andere Thema vorsichtshalber noch aus. Beide haben das Gefühl: Ich darf den anderen nicht verschrecken. Wenn sie wüssten, wie sehr jeder den anderen schätzt und liebt, wäre es viel einfacher. So aber denkt Maria, dass ihr Marcus – wenn überhaupt – nur sehr langsam das Intermezzo mit Barry verzeihen wird. Und Marcus hofft verzweifelt, dass wirklich alles vorüber ist, dass hier die »alte« Maria sitzt und sie nicht wie Jekyll und Hyde einmal so und einmal so ist.

Aroha kommt früher als Herbert und ist zufrieden mit dem, was sie sieht und spürt. Herbert stürmt auf einmal in den Wintergarten: »Habt ihr gehört? Der Fox-Gletscher ist schon wieder um 50 m zurückgegangen und hat dabei einen seit 30 Jahren vermissten Bergsteiger freigegeben. Die Hitzewelle auf der Südinsel mit wolkenlosem Wetter hält an, der Gletscherbach ist so angeschwollen, dass er die Küstenstraße überschwemmt hat.«

Herbert ruft damit allen wieder ins Gedächtnis, wie dramatisch sich das Klima ändert, die Durchschnittstemperaturen seit fast 30 Jahren einen Aufwärtstrend zeigen, der katastrophale Ausmaße anzunehmen beginnt. Der Meeresspiegel ist um über einen Meter gestiegen, die Trockengebiete der Erde wachsen, die Permafrostzonen werden im Norden, Süden und in den Bergen immer kleiner. Das seinerzeitige Sommerschifahren in Österreich, der Heimat von Maria und Marcus, gibt es nicht mehr, manche einst berühmte Schiorte wie Kitzbühel oder Schladming leiden im Tal permanent unter

Schneemangel usw. Wenn man nur viel, viel mächtigere Computer hätte, vielleicht könnte man dann wirklich gute Simulationen der Zukunft durchführen und manches vermeiden oder auch korrigieren?

Marcus will sich aber heute lieber nicht den Kopf zerbrechen, sondern etwas gemeinsam mit Maria unternehmen. Da kommt ihm plötzlich ein Gedanke: »Maria, erinnerst du dich, als wir vor mehr als zehn Jahren den Franz-Joseph-Gletscher und den Fox-Gletscher besuchten, aber den Mt. Cook, den höchsten Berg Neuseelands, nie zu Gesicht bekamen, weil er immer in Wolken steckte? Vielleicht sollten wir aus der Schönwetterperiode auf der Südinsel das Beste herausholen, noch heute hinfliegen und uns ansehen, wie sich die Gletscher geändert haben. Vielleicht bekommen wir doch einmal den Mt. Cook zu Gesicht.«

Maria muss nicht lange überredet werden. Erstens ist es bestimmt ein schöner Ausflug, zweitens eine ideale Gelegenheit zu zweit in Ruhe zusammen zu sein. Marcus lässt das Büro von SR Inc. alles organisieren: Abholung mit dem Moller; Flug nach Christchurch auf der Südinsel; Charter eines einmotorigen Flugzeugs, um über die Südalpen am Mt. Cook vorbei zum Ort Fox Glacier zu fliegen; Unterkunft in einem dortigen Hotel; einen Bergführer für den nächsten Tag, der sie ein Stück den Gletscher hinaufbringt; Rückflug nach einer weiteren Nacht. Es verbleibt Maria und Marcus gerade genug Zeit zu packen, dann landet schon der Moller, der sie abholt.

Der 1,5-stündige Flug von Auckland nach Christchurch fällt nicht aus dem Rahmen, der 50-minütige Flug mit einem einmotorigen Flugzeug von Christchurch nach Fox Glacier aber sehr wohl. Marcus hat sich eine spezielle Route gewünscht: Sie wollen zuerst parallel zu den Südalpen fliegen, bevor sie nach Westen über den Murchison- und Tasman-Gletscher kommen, diesen etwas nach Süden folgen und dann an Mt. Cook und Mt. Tasman vorbei, mit einer Schleife nach Norden über den Fox-Gletscher, den sie am nächsten Tag besteigen werden, zum kleinen Flughafen des Ortes Fox Glacier. Während des Fluges sprechen Maria und Marcus vor Begeisterung kaum ein Wort, nur der Pilot gibt da und dort eine Erklärung, wo sie sind, was sie sehen. Das Wetter ist so perfekt, dass der Pilot an einigen Stellen ganz nahe an die Gletscher heranfliegen kann. Maria und Marcus sehen auch hoch oben beachtliche Gletscherbäche, die in riesigen Gletscherspalten verschwinden. Der längliche Tasman-

Gletscher scheint kein Ende zu nehmen, sie sehen die Endmoränen mit einem Gletschersee. Dann gewinnt das Flugzeug wieder an Höhe, bewegt sich (es wird schon Abend) fast gegen die Sonne an Mt. Cook und Mt. Tasman vorbei, die aber dann besonders gut in der sinkenden Sonne zu sehen sind, als sie nach Norden ausweichen, um schließlich dem Fox-Gletscher folgend Richtung Meer zu fliegen.

Am Flughafen werden sie schon vom Hotelshuttle erwartet. Auf der Terrasse genießen sie bei einem Gläschen Sekt und einem herrlichen Essen die Abendstimmung, während sie beide allmählich ihre österreichischen Lodenjanker anziehen, denn es kühlt hier rasch ab.

Im Zimmer liegen sie das erste Mal seit Monaten wieder nackt in den Armen des anderen und lieben sich lange und zärtlich. Marcus kann sich nicht zurückhalten und muss einige Male daran denken: So hat sie auch Barry gehalten. Maria scheint das zu merken.

Als Marcus nachher zu ihr sagt: »Maria, alles ist schön mir dir«, und sie mit feuchten Augen nickt, sagt sie langsam: »Marcus, ich weiß nicht, ob ich es dir sagen soll, aber vielleicht hilft es dir: Der echte Barry hat in seinem Leben bisher nie eine Frau körperlich geliebt; es war immer der Para-Barry.« Marcus versucht das zu verdauen: »Du meinst, obwohl ihr zusammengelebt habt, hat dich nie der echte Barry, sondern nur seine Paraprojektion geliebt?« »Ja, so ist es.« »Aber warum?«

Maria antwortet: »Ich habe das auch nie wirklich verstanden, vielleicht Barry selbst auch nicht. Am Anfang war es vielleicht so einfacher. Wenn er sich an ein Mädchen heranmachte und es klapperte nicht richtig, konnte er einfach verschwinden. Dann war das Argument, dass damit null Risiko der Ansteckung mit Krankheiten bestand. Im Laufe der Zeit kam dann mehr dazu: Der echte Barry hasst Hautkontakt, hasst den Schweiß anderer Leute. Auch als wir beide dachten, wir wären echt verliebt – obwohl wir es in Wahrheit nie waren –, durfte ich nie seine Hand halten oder ihn auch nur auf die Wange küssen. Das war mir nur mit Para-Barry erlaubt.«

Marcus denkt lange nach: »Es ist eigentlich unglaublich, was es alles gibt. Man kann sich treu sein, aber im Gedanken nicht. Du warst mir untreu und legal warst du es vielleicht gar nicht. Wenn ich ein Mädchen mit meinen Pseudohänden heiß mache, bin ich dir dann technisch untreu oder nicht?«

Sie spekulieren über dieses Thema, reden das erste Mal auch über Indien, über den Unfall, über Lena. Vorsichtig fragt Marcus: »Hast du etwas dagegen, wenn wir das Zimmer von Lena einmal aufsperrn, nur um zu lüften und nachzusehen. Ich will dort auch nichts ändern.« Maria lächelt: »Das ist schon okay, ich werde langsam wieder normal, hoffe ich.«

Der nächste Tag ist ein herrlicher Wander- und Klettertag. Sie brechen früh auf, mit einem Allradauto ihres Führers. Bald wird es klar, wie stark auch der Fox-Gletscher schwindet. Früher waren die Schneefälle so ergiebig, so weit herunter und über eine so lange Zeit des Jahres verteilt, dass der Druck der nachschiebenden Schnee- und Eismassen den Gletscher bis tief unter die Waldgrenze, ja seinerzeit bis zum Meer schob, obwohl er dort im Sommer natürlich rapide taute. Der Nachschub war gewaltig genug, das wettzumachen. Nun fahren sie aber bis auf mehr als tausend Höhenmeter, bis sie die Gletscherzunge erreichen. Das ist zwar noch immer unter der Baumgrenze, aber doch schon beachtlich höher als noch vor wenigen Jahren.

Die erste Stunde der Gletschertour über schmutziges Eis auf einem fast ausgetretenen Touristen-Trampelpfad ist eine Enttäuschung. Aber allmählich wird der Schnee weißer, die Spuren hören auf. Nach drei Stunden Aufstieg erreichen sie eine flache große Gletscherfläche, die sie rasch überqueren. Nun kommen sie in ein Gewirr von Gletscherspalten und Eisfällen, das ohne gute Führung nicht zu bewältigen wäre: Ihr Ziel ist es, das »Geike Snowfield« des Franz-Joseph-Gletschers zu erreichen, denn das ist ein üblicher Landeplatz für Hubschrauber, von wo aus sie zurückgefliegen werden sollen.

Die letzte Stunde ist dann so enttäuschend wie die erste. Immer mehr Hubschrauber tummeln sich über ihren Köpfen und als sie beim Landeplatz mitten am Gletscher sogar zur Erinnerung fotografiert werden, ist es endgültig klar, dass man auch in Neuseeland bereits nach ruhigen Bergwanderungen suchen muss.

Trotzdem, sie sind auf ihre Leistung stolz. Sie haben 1.500 Höhenmeter auf Eis zurückgelegt, traumhafte Erlebnisse gesammelt und auch einige Schrecksekunden erlebt. Am Abend tut es ihnen Leid, dass sie schon am nächsten Tag zurückmüssen. Die Zeit kommt ihnen vor wie Flitterwochen.

Als sie nach Great Barrier Island zurückkommen, ist allen Freunden klar, dass Maria und Marcus keine Probleme mehr haben. Am Abend machen sich Maria und Marcus über die (allerdings erfolgreichen) Kuppelversuche lustig. Alle lachen befreit und man erzählt sich gegenseitig die verschiedensten Details: Keines ist allen bekannt gewesen!

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück ergreift Maria die Initiative: »Komm, Marcus, öffnen wir das Zimmer von Lena zusammen.« Maria sperrt ohne zu zögern auf und beide treten ein. Wellen der Erinnerung überschwemmen sie. Maria sieht es zuerst: »Marcus, da liegen zwei Briefe auf dem Tisch, an uns adressiert! Mach den an dich zuerst auf«, bittet sie.

Zögernd öffnet Marcus den Brief. Beide lesen ihn:

*Lieber Papa,
wenn du dies liest, dann bin ich nicht aus Indien zurückgekommen, dann ist irgendetwas schief gelaufen. Bitte trauert nicht um mich. Ich hatte ein wunderschönes Leben und ich wusste, dass mir in Indien auch was geschehen kann. Eure Nähe war mir wichtiger als alles andere. Als du mir verboten hast mitzukommen, da beschloss ich mich umzubringen. Du hast das verhindert und ich hab dich damit eigentlich gezwungen, mir die Erlaubnis zum Mitkommen zu geben. Ich bereue nichts. Ich bin sicher, dass ich auch in Indien vor meinem Tod noch viele schöne Tage gehabt habe. Ich bin sicher: Wenige Menschen haben in einem beliebig langen Leben so viele schöne Erlebnisse gehabt, wie ich sie durch dich, Mutter, Stephan und die anderen Freunde gehabt habe. Danke für alles, Papa, und grüße Stephan von mir. Mir geht leider die Zeit aus, ihm auch noch ein paar Zeilen zu schreiben.*

Deine Lena

PS: Ich habe einen Wunsch an dich: Du darfst in deinem Leben drei Dinge nie aufgeben: Mutter, dieses Anwesen auf Great Barrier Island und die Idee der Paragruppe. An Mutter habe ich einen anderen Wunsch: Hilf mir, dass sie ihn akzeptiert.

Maria und Marcus sehen sich traurig an. »Was für eine Tochter!«, denken beide. Marcus wendet sich an Maria: »Ich verstehe nur nicht das mit dem Selbstmord, was meinte sie damit?« Maria ist schuld-bewusst: »Ich wusste auch bis vor kurzem nichts davon. Cynthia hat

dir im Spital in Delhi diesen Teil deines Gedächtnisses gelöscht, weil du im Begriff warst, Selbstmord zu begehen.« Marcus greift sich an die Stirne. »Darum habe ich damals im Spital meine Meinung geändert! Darum erlaubte ich Lena nach Indien mit uns zu gehen ... Ich habe mir immer wieder Vorwürfe gemacht, warum ich das tat! Aber ich muss auch mit Cynthia reden: Sie kann doch nicht einfach überall in den Gehirnen herumfuschen.«

»Marcus, lass Cynthia. Sie leidet unter ihrer Begabung vielleicht noch mehr als wir unter unserer, weil die Entscheidung, ob das Löschen einer Erinnerung im Endeffekt gut oder schlecht ist, so schwer fällt. Aber lass uns nun lesen, was Lena mir schrieb.«

Liebe Mama,

du bist die beste Mama, die man sich denken kann. Entschuldige, dass ich Vater gezwungen habe, mich nach Indien mitzunehmen. Er wusste, dass ich mich sonst umbringen würde. Ja, mir war es ernst, ich wollte nicht so lange ohne euch sein. Ich hoffe, dir und Vater geht es gut, wenn du das liest. Danke für alles Liebe und Schöne, mein Leben war offenbar nicht lang, aber es war so schön, dass das alles aufwiegt. Bitte kümmere dich um Vater und Stephan: Beide brauchen dich.

Ich umarm dich im Gedanken!

Deine Lena

PS: Sei nicht mehr traurig wegen mir. Aber ich habe eine große Bitte. Meine beste Freundin in der Schule in Claris war Linda Carlson. Sie ist das einzige Kind eines Säufers und einer wirklich furchtbaren Mutter, die sie schlägt, demütigt, hungern lässt usw. Sie war zum Beispiel einmal drei Tage krankgeschrieben. Dabei war sie gesund, aber zu Hause ohne etwas zu trinken und essen eingesperrt, nur weil sie beim Staubsaugen nicht gründlich genug war. Nimm sie über das Sozialamt zu dir, und hab sie so lieb, wie du mich gehabt hast. Ich habe Unterlagen darüber, wann sie einige Male misshandelt wurde, auf meinem Computer. Username: Lena. Kennwort: Linda.

Maria schluchzt: »Lena, liebe Lena. Ich werde mich gleich um Linda kümmern.« »Kennst du Linda?«, fragt Marcus. »Sie war zweimal nach der Schule bei uns. Aber ich kann mich noch erinnern, welche Angst sie hatte, zu spät nach Hause zu kommen. Jetzt ist klar, warum!« »Komm, fahren wir nach Claris. Ich kennen den Gemein-

devorstand. Vielleicht kann er uns helfen.« Nur eine halbe Stunde später sitzen sie beim Vorstand der winzigen Gemeinde Claris in der Nähe des einzigen kleinen Flughafens auf Great Barrier Island. »Linda Clarkson? Ja, ich kenne ihren Fall gut. Ihr Vater ist alkoholisiert vor etwa einem halben Jahr ertrunken. Die Mutter hat Linda so misshandelt, dass die Polizei eingriff. Das Kind ist jetzt in einem Waisenheim in Auckland. Es sollte kein Problem geben, wenn Sie sie zu sich nehmen wollen. Es gilt einzig zu bedenken, dass die Mutter theoretisch einmal das Urteil anfechten und das Sorgerecht für Linda wieder zugesprochen bekommen könnte. Das ist zwar unwahrscheinlich, aber Sie müssen das berücksichtigen.«

»Linda ist jetzt 13 Jahre. Ich nehme an, dass sie da notfalls schon ein starkes Mitspracherecht hat, oder?« »Ja, so ist es. Aber die letzte Entscheidung trifft bei uns bis 16 Jahre das Jugendgericht. Wollen Sie das riskieren? Dann rufe ich in Auckland an und gebe Ihnen den amtlichen Bescheid, dass Sie in der Lage und bereit sind, für das Kind entsprechend zu sorgen. Sie werden dann im ersten Halbjahr mehrmals unangekündigte Besuche erhalten, die sich überzeugen müssen, wie es dem Kind geht. Klar?« Maria und Marcus nicken und haben zehn Minuten später die notwendigen Dokumente.

»Es lebe die Nicht-Bürokratie Neuseelands!«, kommentiert Marcus, als sie sich dankend verabschieden.

Mit dem Moller sind sie wenig später in Auckland und beim Waisenhaus. Die Leiterin empfängt sie freundlich: »Ja ich wurde schon angerufen. Linda ist ganz aufgeregt, dass Sie kommen. Sie hat schon alles gepackt, sie kann es nicht glauben, dass sie zu Ihnen kommen darf. Sie glaubt, es ist nur ein Besuch, den Rest müssen Sie ihr schon selbst sagen. Wir empfehlen in solchen Fällen: Lassen Sie das Kind in dem Glauben, dass es ein Besuch ist. Wenn es dann in den zwei Wochen nicht klappt, ist das für das Kind nicht so traumatisch. Ich darf es nicht verlangen, aber ich würde mich freuen, wenn Sie so vorgehen.«

Maria sagt ohne zögern: »Wir werden das so machen. Danke für den Hinweis.« Die Heimleiterin ruft Linda, die Sekunden später ins Zimmer stürzt. »Frau Simmer«, ruft sie Maria entgegen, »ich bin so glücklich, dass ich Sie und Lena auf zwei Wochen besuchen kann. Und Sie sind Herr Simmer? Danke für die Großzügigkeit. Wohnen Sie noch auf Great Barrier Island?«

»Nein, wir sind jetzt meist in unserer Wohnung in Ponsonby⁴«, sagt Maria in einer plötzlichen Eingebung. »Linda, wir freuen uns sehr, dass du kommst.« Maria schluckt. »Aber ich habe eine Enttäuschung für dich: Lena ist seit sechs Monaten tot.«

Linda steht wie erstarrt, dann bricht sie in Tränen aus: »Lena, meine einzige Freundin in Claris ist tot! – Ach darum hat sie sich nie gerührt«, schluchzt sie. »Aber wie ist das geschehen und warum soll ich dann jetzt auf Besuch kommen?« Maria würgt: »Es war Lenas letzter Wunsch.« »Ihr letzter Wunsch? Aber Sie sagten doch, dass Lena schon so lange tot ist.«

»Ja, wir haben in unserer Trauer ihre Sachen monatelang nicht angerührt. Dadurch haben wir ihren Brief erst so spät gefunden. Bitte komm, ich weiß, dass sich Lena das wünschen würde.«

Linda, aber auch die Heimleiterin sehen besorgt aus. Marcus sieht die Heimleiterin bittend an. Da sagt diese: »Linda, wenn das der letzte Wunsch deiner besten Freundin ist, dann musst du schon die zwei Wochen auf dich nehmen. Wenn es dir gar nicht gefällt, verständigt du mich und bist noch am selben Tag wieder bei uns.« Linda nickt: »Okay, ich sage nur Albert und Eliza Bescheid, dann bin ich fertig.«

Während Linda aus dem Zimmer ist, meint die Heimleiterin noch: »Hier sind die Dokumente zu Linda. Eliza hat in acht Tagen Geburtstag, vielleicht wollen Sie da etwas machen? Und verwöhnen Sie Linda nicht zu sehr. Sie soll alle ihre Entscheidungen nicht wegen gutem Essen oder Geld oder dergleichen treffen, sondern weil sie sie gern hat. Wenn Sie irgendetwas brauchen, auch nur einen Rat, kontaktieren Sie mich sofort. Übernehmen Sie meine Daten auf Ihren e-Helper, Herr Simmer?«

»Alles klar. Danke für Ihre Hilfe. Und meine Frau hat hellseherisch schon vorgebaut und gesagt, dass wir in unserer Wohnung in Ponsonby wohnen, nicht auf unserem sehr viel stattlicheren Anwesen auf Great Barrier Island. Damit wolltest du doch sicher, Maria, dass wir am Anfang Linda nicht gleich zu sehr verwöhnen?« Maria nickt: »Wir müssen jetzt nur Stephan verständigen. Ich hoffe, dass er bereit ist, zwei Wochen lang in Ponsonby zu wohnen.« Stephan ist auch gleich dazu bereit.

⁴ Ponsonby ist ein Stadtteil von Auckland. Maria und Marcus haben dort seit 2003 ständig eine Stadtwohnung, siehe "Xperten 1: Der Telekinet".

Alle versuchen, ein gutes, aber doch eher normales Leben zu führen. Marcus geht oft in die SR Inc. zur Arbeit. Stephan, der jetzt Ferien hat, bevor er mit dem Studium beginnt, geht manchmal mit, manchmal ist er bei Freunden, manchmal zeigt er auch (stolz auf seinen Führerschein) Linda Stellen in der Umgebung von Auckland, die sie noch nicht kennt. Am Wochenende machen sie einen Ausflug in die nahen Waitakere-Berge und besuchen den Lieblingsstrand von Maria und Marcus (Bethels-Beach, siehe »Xperten 1: Der Telekinet«). Maria geht mit Linda einkaufen, sie kochen zusammen, am Abend gehen sie manchmal zu dritt, manchmal zu viert, in ein Restaurant oder ein Kino. Sie kaufen auch manchmal Kentucky Fried Chicken oder Hamburgers in der Ponsonby Road. Auch die Geburtstagsparty für Eliza vergessen sie nicht, zu der sie auch andere Kinder aus dem Heim einladen.

Die zwei Wochen vergehen für alle sehr schnell. Zehn Tage sind schon vorüber, da findet Maria am Abend Linda in Tränen aufgelöst im Bett. »Was ist los, Linda?« »Es ist so schön bei euch. Ich möchte noch nicht zurück ins Heim.«

Maria beruhigt sie. Wenn sie noch bis Schulanfang in vier Wochen bei ihnen bleiben will, freuen sich alle. Das einzige Problem ist, dass sie, weil Marcus' Mutter wieder erkrankt ist, 10 bis 14 Tage nach Europa fliegen müssen. Würde Linda mitkommen? Das Leuchten in Lindas Augen sagt alles.

Dennoch gibt es ein Problem: Linda hat keinen Pass und kann den nur mit elterlicher Zustimmung erhalten. Marcus lässt sich davon jedoch nicht abhalten, er zahlt Lindas Mutter eine größere Summe für die Genehmigung. Allerdings fürchtet er, dass diese nun eine potenzielle Einnahmequelle sieht und vielleicht später noch Schwierigkeiten machen wird.

Nun aber geht es zunächst nach Österreich. Wie schon einmal zuvor operiert er seine Mutter, ohne dass diese es bemerkt, mit seinen Pseudohänden (siehe »Xperten 1: Der Telekinet«), sodass sie von kopfschüttelnden Ärzten nach einer Magenspiegelung entlassen werden kann. Marcus ist aber inzwischen mehr besorgt als die Ärzte, da das Magengeschwür trotz Medikamenten immer wieder nachzuwachsen scheint. Er wird schon aus diesem Grund regelmäßig nach Österreich kommen müssen. Der Besuch bei Marias Eltern in Graz gestaltet rührend: Linda hat in jeder freien Minute Deutsch

gelernt und freut sich auf die Eltern von Maria, denn auch mit Marcus' Eltern hatte sie sich auf Anhieb verstanden. Marias Eltern behandeln Linda so freundlich wie ein echtes Enkelkind und sind übergücklich, dass die Spannung, die sie zu Weihnachten zwischen Maria und Marcus orteten, verschwunden ist. Sie versprechen, zu Weihnachten wieder nach Auckland zu kommen.

Maria und Marcus planen als Höhepunkt für alle, vor allem aber für Linda, eine kleine Bergtour in ihren geliebten Niederen Tauern, die bei der gegenwärtig herrschenden Hitze durch die vielen Seen den Kalkalpen im Norden vorzuziehen sind. Sie fahren am Nachmittag über Murau zum Etrachsee. Die vielen mit Blumen geschmückten Häuser, halb aus Stein, halb aus Holz, haben es Linda sofort angetan. Aber auch die anderen empfinden Österreich wieder als sehr schön. Wenn es hier nur ein bisschen ruhiger und weniger überlaufen wäre, dann würde Österreich für sie noch immer der schönste Fleck der Erde zum Leben sein.

Beim Etrachsee springen sie zur Abkühlung ins Wasser, dann wandern sie zuerst auf einer Forststraße, dann auf einem Weg zur Rudolf-Schober-Hütte. Die uralten Zimmer, die mit blau-weißen Vorhängen geschmückte Stube, die Bereitschaft der Hüttenwirtin, die Eierschwammerl, die sie beim Heraufgehen gefunden haben (etwas ganz Neues für Linda, aber auch für Stephan!), noch mit Zwiebel und Ei zuzubereiten, begeistern alle. Der Abend vor der Hütte wird durch zwei plötzlich auftauchende Gämsen komplettiert und durch ein Mädchen, das auf einer Ziehharmonika Lieder spielt und dazu singt. Wobei nur Linda überzeugt ist, dass die Gämsen wegen der Lieder kamen.

Sehr früh brechen sie auf, um vor der größten Hitze den Gipfel des Bauleitecks zu erreichen und den größten Teil des Abstiegs hinter sich zu haben. Marcus schreibt wie immer ein Gedicht in das Gipfelbuch und es beschreibt ganz gut, was sich beim Hinaufgehen abspielte, als Stephan mit Linda einen »Abstecher« zum Wildenkarsee machte:

*Am Weg hinauf zum Bauleiteck,
Da war auf einmal Stephan weg.
Und nicht nur Stephan, auch die Linda.
»Wo sind denn nur die beiden Kinda?«,*

*fragt meine Frau (sie heißt Maria).
»Wir finden sie: spät oder früha«,
versuchte ich sie zu kalmieren.
Wie kann ich's tun? Auf allen vieren
Kommt da der Hirtenhund zu mir.
»Ach so! Die Wurst, die gab ich dir.
Nun gut. Da hast du eine zweite,
Doch such jetzt diese beiden Leute.«
Ich gab dem Tier ein Hemd zu riechen –
Von Stephan – und sogleich zu kriechen
Fing dieser Hund an, und ganz schnell
Bracht beide er uns zu der Stell,
Zum See, wo diese Lauser waren
Ganz nackt. Ein Band nur in den Haaren
Trug Linda, als sie schwimmen ging:
Der Stephan dreht so manches Ding!
Wir mussten aus dem See sie bringen,
Um doch den Aufstieg zu erzwingen.
So also ging's bei unsrer Tour.
Und alles stimmt: Das ist ein Schwur.*

*Marcus, steirischer Gelegenheitsdichter,
22. August 2020*

Die schönen Tage in Österreich gehen zu Ende. Während des langen Rückflugs (sie unterbrechen eine Nacht zum Ausschlafen in Singapur) fragt Maria Linda, ob sie nicht ganz bei ihnen bleiben will. Allerdings müsste sie dann die meiste Zeit auf Great Barrier Island wohnen, weil sie jetzt dorthin fliegen.

Linda ist nachdenklich. »Es ist mit und bei euch sehr schön. Aber so jung ich auch bin, bin ich doch nicht ganz dumm. Du magst mich, weil ich dich an deine liebe tote Tochter Lena erinnere, stimmt es? Und nur darum bietest du mir das an, so als Art Ersatztochter. Mir macht das nichts, aber ich will, dass es dir auch bewusst ist und du es zugibst. Ich werde immer Linda und nicht Lena sein. Nur wenn du das akzeptieren kannst, kann ich zu euch kommen.«

Maria braucht lange für eine Antwort. Wie kann eine Dreizehnjährige so viel verstehen? Aber hat sie wirklich ganz Recht? Betracht-

tet sie Linda nur als Ersatztochter? Sie hat inzwischen Linda sehr ins Herz geschlossen. Wäre das bei jedem Kind passiert? Wohl kaum. Es ist schon Linda, die sie mag, auch wenn deren Existenz das Loch des Todes von Lena zudeckt. Sie wollte immer drei Kinder. Dann wurde aus dem dritten nichts. Sie hatte lange mit dem Gedanken an Adoption gespielt. Vielleicht sollten sie Linda früher oder später adoptieren, vielleicht noch ein Kind? Sie haben so viel Platz auf ihrem Anwesen, jedes nette Menschenkind wäre dort auch noch willkommen. Darum passt Linda dorthin – und vielleicht einmal noch jemand.

Vorsichtig und langsam versucht Maria Linda alles zu erklären. Sie beschönigt nichts, sie versucht so ehrlich wie möglich zu sein. Aber sie verbirgt auch nicht, dass sie Linda als Linda gerne hat, aber dieses Gernehaben von Linda den Schmerz über Lenas Tod sicher mildert. Ist das schlimm?

Linda beginnt zu weinen: »Warum habe ich nicht eine Mutter wie dich gehabt? Ja, ich will die paar Jahre, die ich noch als Kind habe, dich als Mutter haben. Aber machen wir ein Abkommen: Wir führen dasselbe Gespräch in genau einem Jahr noch einmal. Und wenn einer von uns dann seine Meinung geändert hat, dann darf der andere nicht verstimmt sein. Schlag darauf ein«, sagt Linda und hält Maria die Hand hin. Maria schlägt ein.

Linda wird von allen auf Great Barrier Island innerhalb von Tagen als ganz zu ihnen gehörig anerkannt. Marcus will anfangs, dass alle ihre Parakräfte vor Linda verbergen, nimmt das aber bald zurück. Schließlich weiß das Hauspersonal ja auch einiges, ist das Argument. Freilich verhält es sich mit Linda noch anders: Sie erfährt viel mehr. Marcus hofft, dass sie ihr Versprechen nichts zu verraten wirklich halten wird.

Bei dieser Gelegenheit wird Marcus wieder einmal klar, dass er sich bei den Parafähigkeiten, aber auch bei den IT-Entwicklungen irgendwie durchs Leben wurstelt, ohne große Entscheidungen zu treffen. Niemand kennt genau die Fähigkeiten von Maria; niemand weiß etwas über das Ausmaß der Veränderung der Individualgeschwindigkeit bei ihm oder bei Stephan. Er will kein Geheimniskrämer sein. Aber würden alle Personen es aushalten, wenn sie wüssten, dass Maria sie jederzeit in jeder Situation sehen kann? Dass er in einer Sekunde so viel denken kann wie andere in drei Stunden?

Dass Stephan Tieren zeitversetzt Befehle geben kann und seit einiger Zeit auch die Emotionen von Tieren zu verstehen scheint?

Oder würden seine Freunde, auch die PM, es ertragen, wenn sie wüssten, dass er inzwischen weltweit 30.000 bewaffnete Minidrohnen im Einsatz hat, wobei er damit vorläufig nur Daten sammelt, ohne genau zu wissen wofür. Wenn sie wüssten, dass dadurch bereits mehr als ein Dutzend gewaltiger Terroranschläge verhindert wurden? Dass eine Zentrale dafür in einer Höhle westlich von Calgary in den Rocky Mountains liegt, die andere im österreichischen Hochschwabgebiet? Marcus spielt, ob er will oder nicht, auf einem Klavier der Halbwahrheiten. Wenn er wüsste, was noch zusätzlich auf ihn zukommt, wäre er entsetzt und würde sich fragen: Warum geschieht das alles mir? Dass er mit dieser Frage bald noch viel massiver konfrontiert sein würde, ahnt er nicht, sondern macht sich kleinliche Sorgen, dass Stephan Linda manchmal (etwa im Whirlpool) zu interessiert, wenn nicht sogar herausfordernd ansieht.

Linda fühlt sich zunehmend wohl in ihrer neuen Familie. Maria ist nur mehr »Mama«, er ist »Papa« und Stephan ihr »lieber Bruder«. Maria scheint Linda abgöttisch zu lieben und es macht Marcus manchmal Sorgen, dass Maria aus dem »Linda« schon lange ein »Lina« gemacht hat und das »i« einem »e« immer ähnlicher wird.

Aber Marcus macht sich oft um die falschen Dinge Sorgen.

10. Der Durchbruch

4. August 2020

Am 4. August hält es Stephan vor Unruhe nicht mehr aus. Er ist jetzt mit der Schule fertig, hat sich gründlich ausgelebt, freut sich, dass das Leben auf Great Barrier Island wieder in etwa so verläuft, wie er es seinerzeit geliebt hat, er mag seine neue Schwester Linda, die ihn mehr verehrt, als er es gerne hätte ... Aber er sucht auch eine Aufgabe. Bei der Mitarbeit am Anti-Para-Gerät kommt er sich überflüssig vor, da sind ohnehin Klaus und Marcus voll an der Arbeit – doch zunehmend frustriert, weil sie für ihre weitere Arbeit das von der Chemieabteilung noch immer nicht herstellbare Silatraviat-B benötigen.

Stephan redet an diesem Tag lange mit Marcus. Dieser erzählt ihm schließlich, dass er und Cynthia vor Monaten auf ein »militärisches Sperrgebiet« im Norden der Insel stießen, das es nach offiziellen Berichten aber gar nicht gibt. Die Erzählung fasziniert Stephan und er beschließt, diesem Phänomen nachzugehen.

Er rüstet sich für eine zweitägige Wanderung aus – er kennt ja von Marcus die genauen Koordinaten der Lichtung mit dem »Sperrgebiet« – und macht sich auf den Weg. Nur einen Tag später findet er die angegebene Stelle. Hier befindet sich jedoch keine Lichtung, doch ist an dieser Stelle etwas Eigentümliches geschehen. Der Wald an dieser Stelle wurde offensichtlich erst vor wenigen Monaten gepflanzt, war daher bei der Untersuchung durch die PM nicht als Lichtung erkannt worden. Aber wer hat sich die Mühe gemacht, hier zuerst etwas anzulegen und es nach der Entdeckung durch Marcus und Cynthia sofort verschwinden zu lassen? Mit dem e-Helper kontaktiert er Marcus und erzählt, was er gefunden hat. Er bittet um diverse Ausrüstung per Moller, wobei dies bei einigen Geräten wie einem modernen Metalldetektor und einer »Untererdkamera« nicht ohne Erklärungen abgeht:

»Ich möchte die Umgebung hier sehr sorgfältig absuchen. Irgendeine Organisation versteckt sich hier oder hat sich versteckt. Ich möchte herausfinden, was da los ist!«

»Stephan, okay, du bekommst alles, was du brauchst. Aber bitte lass deinen e-Helper auf Standby, sodass du bei Gefahr einen Notruf aktivieren kannst und wir immer genau wissen, wo du bist. Mir ist

die Sache rätselhaft und nicht geheuer. Wäre es nicht besser, wenn wir ein Team zu deiner Verstärkung schicken?»

»Nein, bitte lass mich das alleine machen. Meine Verstärkung sind die Tiere. Sie können mir mehr helfen, als du vielleicht weißt, weil sich seit Indien meine Parabegabung etwas verschoben hat ... Ich weiß nicht, ob ich es dir schon erzählt habe: Ich kann jetzt nicht mehr um Ecken sehen wie früher, aber ich »spüre« dafür nun die Emotionen der Tiere bis zu einem gewissen Grad, das heißt, meine Zusammenarbeit mit Tieren klappt noch viel besser als früher. Ich habe diesen Platz nur darum so schnell erreicht, weil mir Tiere geholfen haben. Aber ich lasse den e-Helfer weiter an, damit bin ich wohl ziemlich sicher.«

Marcus wundert sich, wie die Tiere Stephan helfen konnten, im Dickicht rascher vorwärts zu kommen. Stephan wird ihm das schon einmal erzählen. Also stimmt er Stephans Wünschen zu, schließlich ist Stephan erwachsen genug, um die Situation richtig einzuschätzen.

Klaus ist mit dem Fortschritt der Chemiker unzufrieden. Um sich abzulenken, will er nochmals genauer mit Aroha und Herbert über deren Mindcaller reden. Dass dieser »feststellen« kann, ob sich zwei oder mehrere Menschen gut verstehen werden, wie das Aroha ja bei dem arrangierten Treffen von Maria und Marcus tat, ist ein Aspekt, der ihm neu ist.

Aus einem längerem Gespräch mit Aroha und Herbert ergibt sich zwar nichts prinzipiell Neues über den Mindcaller, aber das Bild rundet sich doch ab. Zuallerletzt erfährt Klaus etwas Sonderbares, das ihm sehr zu denken gibt. Aroha beginnt zu erklären: »Im Prinzip ist der Mindcaller, wie du weißt, erstens ein Kommunikationsgerät, das auf einer Basis, die wir nicht kennen, die Kommunikation mit Menschen, mit denen wir uns emotional verstehen, erlaubt. Es ist eine Kombination von Sprache, Bildern, aber auch Gefühlen, die mehr oder minder telepathisch übermittelt werden. Es ist die Fähigkeit des Mindcallers, auch Gefühle zu erkennen, die es erlaubt, bis zu einem gewissen Grad vorauszusagen, wie sich Menschen verhalten werden, wenn sie sich treffen. Das haben wir vor dem Treffen von Maria und Marcus ausgenutzt.«

Klaus nickt.

»Zweitens ist der Mindcaller eine Art Supervideorekorder. Wo immer er ist, zeichnet er die gesamte Umgebung in Bild, Ton, aber

auch dreidimensional auf, selbst Gerüche und andere uns unbekannte Parameter sowie gewisse Gefühle sind sicher dabei. Er kann sie in verschiedener Weise wiedergeben: fallweise nur sprachlich, aber öfter in Form von Bildern oder direkt telepathisch. Er kann dies so, dass man sich wie in eine andere Welt versetzt vorkommt. In einer solchen Welt, es ist immer eine Welt der Vergangenheit, kann man sich sogar bewegen und etwas unternehmen. Was immer man in einer solchen vergangenen Welt macht, geschieht in einer »virtuellen« Welt, wie am Holodeck der Enterprise, wenn du noch diese alten Filme kennst. Es hat keinen Einfluss auf die wirkliche, gegenwärtige, reale Welt.«

»Drittens, der Mindcaller hat offenbar ein großes Repertoire von Sensoren, sodass er einen bevorstehenden Vulkan- oder Geyrsausbruch melden kann oder das Wetter viel besser vorhersagt als jeder Wetterdienst (siehe »Xperten 2.2: Para-Forschung«). Alles zusammen genommen würde ich sagen, dass der Mindcaller ein sehr mächtiger Computer mit fast unbegrenztem Speicher ist, mit ungewöhnlichen Sensoren, der telepathisch mit manchen Menschen kommunizieren kann. Ich glaube, das fasst alles gut zusammen, oder was meinst du, Herbert?«

Herbert antwortet: »Aroha hat mit allem Recht. Vielleicht sind noch zwei Dinge anzumerken: Wir verstehen das Repertoire der Sensoren noch immer nicht, es scheint noch viele zu geben, die wir nicht begreifen. Wir wissen auch nicht, wer den Mindcaller geschaffen hat ... Und nach den Maorilegenden gibt es ja mehr als einen. In einem Punkt muss ich Aroha ergänzen: Was der Mindcaller aus der Vergangenheit offenbart, kann sehr wohl die gegenwärtige Wirklichkeit beeinflussen. Er könnte uns ja zeigen, wo ein Schiff versunken ist, das wir dann in der Gegenwart bergen; er könnte uns Höhlen präsentieren, die längst unzugänglich sind, in denen sich aber wichtige Hinweise oder Objekte befinden ... Auch scheint es Objekte zu geben, auf die er sehr heftig reagiert. Erinnerst du dich an die schwarzen Kugeln in ‚meiner‘ Höhle in Rotorua, Maria?«

»Wie könnte ich die je vergessen? Ich hatte den Mindcaller um, als ich eine anfasste, und das zerstörte fast meinen Verstand. Es war wie ein starker elektrischer Schlag, aber nicht elektrisch, sondern telepathisch.«

Klaus horcht auf. Das haben die beiden noch nie erwähnt! »Wie

ist das? Es gibt schwarze Kugeln, auf die der Mindcaller ganz heftig reagiert?«

Herbert erzählt die Geschichte der kleinen heißen Höhle im Geysirbereich Rotoruas, in der er seinerzeit zwei schwarze Kugeln fand, diese aber als »natürlich entstanden« ansah und daher nicht mitnahm (siehe »Xperten 1.2: Der Mindcaller«). Inzwischen ist es klar, dass sie nicht natürlichen Ursprungs sind, aber beim letzten Versuch, als sie den Mindcaller mit hatten, bekamen sie von der durch die Kugeln ausgelösten Reaktion solche Angst, dass sie sie ungestört ließen (siehe »Xperten 2.2: Para-Forschung«).

»Aber einer von euch, der den Mindcaller nicht trägt, könnte doch die Kugeln holen, oder? Sie könnten uns bei der Erforschung von Paraphänomenen sehr helfen. Kann ich euch bitten, dass ihr oder einer von euch die Kugeln für mich holt?«

Aroha und Herbert schauen sich zweifelnd an. Erst als Klaus einwirft, dass man damit doch wahrscheinlich auch der Enträtselung des Mindcallers wieder ein Stück näher kommen würde, geben die beiden nach. »Wir besuchen Herberts Familie in zwei Wochen. Da wird Herbert sie aus der Höhle holen und wir werden den Mindcaller gar nicht mitnehmen, damit kein Unglück geschehen kann.«

14. August 2020

Klaus stürzt bei SR Inc. in Auckland in das Büro von Marcus: »Die Chemiker haben es geschafft: Wir können nun beliebige Mengen von Silatraviat-B synthetisieren!«

Marcus und Klaus sind begrifflicherweise erregt. Der Zusatz zum e-Helper, der mit wenig Energieaufwand und ohne Beeinträchtigung der Gesundheit Anti-Para-Strahlen erzeugt, ist in zwei Prototypen schon lange fertig. Nur die Silatraviat-B-Kristalle fehlen noch.

Rasch werden diese in der richtigen Größe zugeschnitten und in die beiden Geräte eingesetzt. Nun beginnt eine lange Reihe von Tests, die sehr erfolgreich verläuft.

Der Träger eines p-Helpers (wie der um das Anti-Para-Gerät erweiterte e-Helper ab nun heißen wird) verliert, während das Gerät aktiv ist, eine etwaige Parabegabung. Klaus kann bei aktiviertem Gerät keine Parabegabungen mehr orten, Herbert verliert seine Parafähigkeit der Verlangsamung von Abläufen bei Menschen und

Tieren, Stephan kann nicht mehr Befehle an Tiere geben oder deren Gefühle verstehen (dies wird man erst später nachweisen: Noch ist Stephan im Norden unterwegs, um das Rätsel des »Sperrgebietes« zu lösen), Maria kann nur mehr wie ein normaler Mensch sehen, Marcus verliert seine telekinetische und die subjektiv zeitverschiebende Parakraft, der Mindcaller funktioniert nicht mehr usw. Dieser Effekt mag nützlich sein, wenn man bei Menschen mit Parabegabungen diese (weil zu gefährlich) auf Dauer ausschalten muss, indem man sie zwingt, ein solches nicht abschaltbares Gerät zum Beispiel an einer vom Arm nicht entfernbaren Kette zu tragen.

Noch bedeutsamer ist aber die Tatsache, dass jedes durch einen p-Helfer geschützte Objekt (ob Mensch, Tier oder unbelebt) vor Paraangriffen sicher zu sein scheint: Maria kann nicht mehr durch so ausgerüstete Objekte sehen (um allerdings Häuser oder andere große Objekte auch für Maria undurchsichtig zu machen, wird man größere Maschinen entwickeln müssen), Parahypnotiseure wie jener in Indien oder wie die Brodlyn-Zwillinge (siehe »Xperten 2: Der Paradoppelgänger«) könnten einen solchen Paraschutz nicht mehr durchdringen, Tiere mit p-Helfern wären vor Stephan sicher, Personen mit p-Helfern vor der Verlangsamung durch Herbert oder vor einem ein Festhalten mit der telekinetischen Kraft von Marcus.

Als Klaus und Marcus das ihren Parafreunden mitteilen, umarmen sich alle vor Freude. Eine kurze Zeit lang scheint es, als wären alle Probleme gelöst. Indem man allen Menschen die Möglichkeit gibt, einen p-Helfer zu tragen, sind diese Menschen vor Parakräften geschützt. Daher können sich alle Parabegabungen der Welt outen, weil sie für die Menschheit ungefährlich bzw. akzeptierbar werden. Zwar kann jemand wie Maria noch immer durch einen Felsen oder Baum sehen, aber (wenn dies unerwünscht ist) nicht mehr in ein Haus hinein usw.

Bald setzt aber Ernüchterung ein. Wenn man alle Objekte mit p-Helfern gegen Paraeinflüsse schützt, dann werden Rettungsmaßnahmen bei einem Einsturz, einem Brand, dem Entfernen einer Sprengladung usw., wie bisher durchgeführt, unmöglich! Schlimmer noch: Menschen, die sich durch einen p-Helfer vor Paraeinflüssen schützen, sind trotzdem nicht sicher: Stephan kann noch immer 100 Hornissen den Befehl geben, eine Person anzugreifen; Marcus kann eine durch p-Helfer geschützte Person zwar nicht mehr fest-

halten oder in die Luft heben, er kann aber einen Steinbrocken mit Überschallgeschwindigkeit auf diesen Menschen schleudern etc. Der Schutz vor Paraeinflüssen schützt nicht vor »mechanischen« Angriffen, dazu würde man das mit den Eigenschaften des rätselhaften Paraschirms Ryans, der zurzeit noch immer in Australien unauffindbar ist (siehe »Xperten 2.1: Der Paraschirm«), kombinieren müssen.

Man ist also einen entscheidenden Schritt weiter, aber das wirkliche Ziel ist nicht erreicht, nämlich die Parafähigkeiten einsetzen zu können, um Menschen zu helfen, aber ohne Menschen potenziell zu ängstigen. Ebenso wenig gelöst ist der Schutz gegen die erwähnten »mechanischen« Einflüsse oder die »Einbahn-Parastrahlung«, die es erlauben würde, selbst gegen Paraeinflüsse geschützt zu sein, aber gleichzeitig seine eigenen Paraeigenschaften nicht zu verlieren.

Marcus besucht die PM in Wellington, um von den Erfolgen zu berichten und um einen Vorschlag zu unterbreiten: Die SR Inc. wird einige hundert p-Helfer herstellen, einen auch für die PM, einige für von ihr ausgewählte Personen, die gar nicht wissen müssen, dass sie damit vor Paraangriffen geschützt sind. Ebenso werden die Mitglieder der Paragruppe mit p-Helfern ausgestattet sowie andere Personen, die einen solchen Schutz einmal benötigen mögen. Aber der p-Helfer wird weder ein offizielles Produkt, noch wird sich die Paragruppe outen – Marcus bittet dafür um Verständnis. Die Forschung bei SR Inc. in Richtung Paraschutz wird zudem fortgesetzt.

Die PM ist von den erzielten Fortschritten mindestens genauso begeistert wie von der Tatsache, dass es auf Great Barrier Island wieder eine Paragruppe gibt, »von der ich hoffe, dass sie wieder wachsen wird«, wie sie es formuliert. Sie stimmt den Vorschlägen Marcus' zu.

Als Marcus zur SR Inc. zurückkommt und Klaus von seinem Gespräch berichtet, ist dieser überraschend wenig erfreut: »Müssen wir wirklich an weiteren Maßnahmen zum Schutz gegen Parabegabungen forschen?« Marcus ist verblüfft: »Aber du warst doch immer der, der sich dafür stark gemacht hat. Was hat deine Meinung so geändert?«

»Es gibt zwei Gründe: Erstens können wir uns und andere jetzt gegen ‚böse‘ Parabegabungen einigermaßen schützen. Wenn wir p-Helfer-Anlagen groß genug dimensionieren, dann können wir

ganze Stadtteile absichern. Das erscheint mir fürs Erste genug. Aber es gibt noch etwas Wichtigeres. Barry hat seinerzeit aus Brasilia Quarzkristalle mit eigentümlichen Verunreinigungen mitgebracht, die gewisse Parafähigkeiten zu verstärken schienen. Du hast mir selbst erzählt, dass deine T-Kraft stärker ist, wenn du einen bestimmten dieser Kristalle in der Hand hältst, erinnerst du dich?« Marcus nickt.

»Die Verunreinigungen wurden damals chemisch untersucht und als Silatraviat eingestuft. Ich habe sie nochmals untersuchen lassen und bin dabei auf unerhörte Fakten gestoßen. Erstens sind die Verunreinigungen Silatraviat-B. Durch den Quarz modulieren sie die schwachen zufällig-frequenzvariablen Strahlen, die durch den Einstrom von normalem Licht entstehen. Ohne Modulation, meine Gruppe nennt das inzwischen Qu-0, sind das genau die Anti-Parastrahlen, die wir jetzt als Schutz verwenden. Ändert man aber die Modulation, so entstehen Strahlen, die gewisse Parafähigkeiten verstärken. Der Quarz, der deine telekinetische Fähigkeit verstärkt, hat die Modulation Qu-4; ich habe einen Quarz mit Qu-6.6 gefunden, der meine Fähigkeiten verstärkt. Bei der Vermessung des Mindcallers haben wir Modulationen Qu-6, aber auch Qu-6.23, Qu-6.24, Qu-6.45 und Qu-6.48 festgestellt, und das dürften nicht alle sein. Darum ist der Mindcaller so vielseitig! Alle so gemessenen modulierten Strahlen sind sehr schwach.«

Marcus hört mit wachsendem Erstaunen zu, wie Klaus weitererklärt: »Während du in Wellington warst, haben wir Tag und Nacht gearbeitet, um jede Modulation, Qu-x, wobei x eine beliebige Zahl ist, herzustellen und um stärkere Strahlen zu erzeugen als jene, die durch die Quarzstücke durch natürliches Licht entstehen. Wir haben dafür überraschend schnell eine Lösung gefunden: Man erhält verschiedene Werte für Qu-x, indem man das Silatraviat nicht mit weißem Licht, sondern mit Licht verschiedenster Wellenlängenmischung bestrahlt. Hier, leg dieses Elektrodenband um deine Stirn. Es liefert eine Qu-4-modulierte starke Strahlung und sollte daher deine telekinetischen Fähigkeiten vergrößern.«

Marcus legt das Band an und sein Atem stockt: Er kann seine Pseudohände plötzlich kilometerweit ausstrecken, obwohl seine normale Grenze bei zirka 300 m liegt. Klaus lächelt, als er Marcus' Gesicht sieht: »Ist doch irre, oder?«

Marcus erkennt noch nicht die enormen Auswirkungen dieser Entdeckung, als er fast stotternd meint: »Aber warum muss ich dazu ein Stirnband anlegen? Und versuchst du nun für uns alle so verstärkende Modulierungen zu finden?«

Baumgartner winkt ab: »Das Stirnband ist einfach effizienter, als wenn du nur etwas in der Hand hältst. Aber das ist nicht der springende Punkt. Ich denke, was wir hier gefunden haben, hat viel weitreichendere Konsequenzen. Für einige Werte von Qu wissen wir, was die so modulierte Strahlung verstärkt. Aber was ist mit den anderen Werten? Wäre es nicht denkbar, dass es ganz schwache Emotiopathen gibt – Greta in Wien war eine solche, wer weiß, was aus ihr geworden ist? –, deren Fähigkeiten man vielleicht enorm verstärken und nützlich machen kann? Was ist, wenn auf dieser Welt vielleicht Tausende Menschen (oder gar alle?) eine winzige telepathische Fähigkeit besitzen, die wir auf einmal massiv verstärken können? Es gibt vielleicht Begabungen, von denen wir nicht die geringste Ahnung haben und die so schwach ausgeprägt sind, dass sie noch nie aufgefallen sind. Aber wenn wir sie hundertfach verstärken, was dann?«

Marcus wird schwindlig. Sind sie im Begriff eine Büchse der Pandora zu öffnen? Sind sie im Begriff aus vielen oder gar allen Menschen Parabegabte zu machen? Wollen sie denn das?

Klaus beobachtet Marcus genau. »Deine Sorgenfalten zeigen mir, was du denkst. Mir geht es auch so. Wir haben durch Zufall eine Entdeckung gemacht, die die Menschheit total verändern kann. Auch ich habe Angst davor gehabt.« »Geht es dir, erkundigt sich Marcus.

»Ja, gehabt. Auch wenn wir ein viel größeres Team hätten: Das x in Qu-x hat unendlich viele Werte. Für jeden Wert müssen umfangreiche Tests gemacht werden, ob er etwas bewirkt. Es wird Jahrzehnte dauern, bis wir das Para-Genom« – Klaus lächelt bei diesem Ausdruck – »entschlüsselt haben. Aber die Forschung daran ist so interessant, dass sie mir wichtiger erscheint als Forschung für weiterreichenden Paraschutz, darum meine vorherige Zurückhaltung.« Marcus nickt: »Und was sind jetzt die Stoßrichtungen der Qu-x-Forschung?«

Klaus schüttelt den Kopf: »Du bist noch immer der Chef hier. Mein Vorschlag wäre, dass wir jede Person, die auch nur eine Spur einer

Parabegabung hat – ich bin ja jetzt durch Qu-6.6 ein sehr viel besserer Paraspäher geworden – ‚vermessen‘ und damit die Bedeutung von immer mehr Qu-Werten kennen lernen. Insbesondere möchte ich den Mindcaller bei den verschiedensten Aktivitäten vermessen. Vielleicht finden wir so die Qu-Werte für Aufzeichnung, Wiedergabe, telepathische Kommunikation usw. Bist du damit einverstanden?«

Marcus stimmt natürlich zu: »Prima. Übrigens, gibt es etwas Neues von Stephan oder sonst etwas Besonderes?« – »Von Stephan nicht. Er sagt, er sei einem interessanten Phänomen auf der Spur, möchte aber erst darüber berichten, wenn er mehr darüber weiß. Von den schwarzen Kugeln, die Aroha und Herbert holen wollten, habe ich dir schon kurz erzählt. Sie haben sie inzwischen gebracht und Maria hat sie in Verwahrung genommen. Ich hatte noch keine Zeit, mich um sie zu kümmern. Kannst du sie dir vornehmen?«

So hält Marcus das erste Mal die beiden schwarzen Kugeln in der Hand und zeigt sie etwas später Maria: »Hast du irgendein Gefühl, was sie sein könnten?« »Nein, Marcus, aber eines ist sicher: Sie hängen irgendwie mit dem Mindcaller zusammen. Ich habe den Mindcaller einmal nur in die Nähe gebracht und sowohl dieser wie die Kugeln wurden sofort glühend heiß. Es war fast erschreckend.«

Marcus beginnt mit einem Team die schwarzen Kugeln zu untersuchen. Sie fangen mit der Kugel an, die eine Nuance größer ist. Aus einer reinen Laune heraus nennen sie sie »Atlantis«, die andere »Schwarzperle«. Das Material erinnert an den Mindcaller, ist aber dunkler und ungemein hart. Selbst mit einem Diamant ist Atlantis nicht ritzbar! Marcus würde gerne versuchen, ob man umgekehrt damit einen Diamanten ritzen kann. Wenn ja, wäre das eine gänzlich neue Substanz, da es nichts Härteres (im Sinne der Ritzbarkeit) als Diamanten gibt. Nur: Die perfekte Kugelgestalt von »Atlantis« lässt solche Ritzversuche nicht zu.

Seine Vorhaben, mit einer Pseudohand in das Innere von Atlantis zu greifen, bricht Marcus sofort ab. Der leiseste Versuch erzeugt bei ihm unerklärliche, ganz intensive Schmerzen. Alle Versuche, die Kugel mit Röntgenstrahlen oder mit Ultraschall zu durchleuchten, schlagen fehl. Wer immer Atlantis erzeugt hat, wollte nicht, dass man mit einfachen Mitteln in ihr Inneres sehen kann!

Das Team schlägt nach unzähligen erfolglosen Versuchen vor, mit Atlantis nach Stockholm zu fahren. Dort steht eines der ganz

wenigen Quarkmikroskope der Welt, ein Instrument, das es erlaubt, in Schritten von Molekularschichten in das Innere jeder bekannten Substanz »hineinzusehen«. Diese Weiterentwicklung von Elektronenmikroskopen (mit Letzteren kann man nur die Oberfläche von Substanzen bis zur Molekülstruktur sehen) beruht auf einem von dem Schweden Eric Olson entwickelten Prinzip, für das er 2015 den Physiknobelpreis verliehen bekam. Man schickt Partikelchen, die viel kleiner sind als Atome (nämlich spezielle so genannte Quarks), durch die (prozentuell gesehen) ja bekannt großen Zwischenräume zwischen den Atomkernen einer beliebigen Verbindung in zwei aufeinander senkrecht stehenden Richtungen. Die meisten Quarks werden dabei nicht absorbiert, sondern durch die Kraft der Atomkerne abgelenkt und treten damit an einer anderen Stelle der Substanz aus. Mit genialen, die Quantenphysik »übertölpelnden« Methoden gelang es Olson, diese Ablenkungen zu messen, damit Rückschlüsse auf die Zusammensetzung der Substanz zu erzielen und dies mit Hilfe moderner Visualisierungsmethoden in ein Schichtenmodell umzusetzen.

Marcus fliegt nach langwierigen Verhandlungen mit der KTH in Stockholm (das Gerät ist an sich für Jahre ausgebucht) mit drei Mitarbeitern nach Schweden. Zwei sind die besten Physiker und Chemiker, die er für solche Aufgaben hat, der dritte ist der führende Computerfachmann der SR Inc. Unter schärfsten Sicherheits-Vorkehrungen – niemand darf erfahren, was untersucht wird und was die Ergebnisse sind – arbeiten die vier geschlagene 30 Stunden.

Sie kehren mit einer unglaublichen Datenmenge und einem Verdacht nach Auckland zurück. Nach zwei weiteren Tagen hat sich der Verdacht erhärtet: Atlantis ist ein Supercomputer auf Fotonenbasis, allen Computern des Jahres 2020 um das Milliardenfache überlegen. Er verfügt offenbar noch mehr als der Mindcaller über Tausende Sensoren, deren Zweck bei der Mehrzahl nicht einmal erraten werden kann. Aber wie kann man mit diesem Computer kommunizieren? Er hat weder eine »Eingabe-« noch eine »Ausgabereinheit«, das heißt, Atlantis kann zwar durch seine Sensoren vieles von der Außenwelt erfahren, aber wie kann man diesem Computer ein konkretes Problem stellen? Und selbst wenn das gelänge und der Computer das Problem lösen würde, wie würde man je das Ergebnis erfahren?

Wie so oft spielt nun der Zufall eine große Rolle. Hätte man Atlantis auch nur Monate früher untersucht, wäre man vollständig verzweifelt. So aber bietet sich ein offensichtlicher Versuch an: Marcus bittet Klaus zu messen, ob Atlantis zufällig stark frequenzvariable Strahlung abgibt. Das Ergebnis überrascht eigentlich weder Klaus noch Marcus.

Ja, Atlantis hat eine solche Strahlung mit Modulation Qu-6.23: Das entspricht einem der Qu-Werte des Mindcallers!

»Klaus, kannst du für mich eine starke Strahlung mit Modulation Qu-6.23 herstellen und über ein Elektrodenband auf meine Stirn legen? Was immer Qu-6.23 ist, vielleicht ist es eine Parabegabung, die irgendwer bei uns rudimentär hat. Und vielleicht hilft uns das weiter.«

Marcus hat eine Theorie, was diese Parabegabung sein könnte, doch wagt er nicht sie auszusprechen ...

Marcus wartet mit großer Erregung, bis die Modulation Qu-6.23 eingestellt und ein Elektrodenband um seine Stirne gelegt ist. Dann bittet er Klaus, die Energie hochzufahren, aber gegebenenfalls zu verringern, falls etwas Besonderes geschieht.

Die Energie für Modulation Qu-6.23 wird auf die höchste Stufe gebracht und dann auf das Stirnband von Marcus gelegt. Plötzlich erscheinen in seinem Hirn Bilder und eine nicht unsympathische, aber leicht vorwurfsvolle Stimme: »Hier ist Atlantis – wie du mich nennst. Ich habe schon gedacht, du wirst nie erraten, wie du mit mir kommunizieren kannst. Nun, jetzt scheint es ja zu klappen. Ich nehme an, du hast viele Fragen. Aber ich denke, du schuldest zuerst deinen Freunden eine Erklärung.«

Marcus reißt sich das Elektrodenband von der Stirn und sagt mit heiserer Stimme: »Modulation Qu-6.23 ist Telepathie. Ich kann mich mit Atlantis auf diese Weise einwandfrei verständigen. Er hat gemeint, dass ich vielleicht viele Fragen habe.«

Klaus starrt Marcus an. »Ein uralter Computer, der um vieles besser ist, als wir Menschen bisher je einen gebaut haben, redet mir dir? Marcus, ich habe zwar gedacht, unsere Parabegabungen sorgen dafür, dass unser Leben ziemlich verrückt ist. Aber es scheint ja immer wilder zu kommen.«

»Ja, ich fühle mich wie im Traum. Wenn du willst, schalte ich auf hohe Individualzeit, dann kann ich rasch viel erfahren. Du kannst

warten und ich kann dir das Wesentlichste berichten. Willst du das?« »Ja, ich würde gerne etwas davon wissen, was es mit diesem Computer auf sich hat. Ich warte.«

Klaus legt Marcus das Stirnband wieder an und fährt die Energie der Qu-6.23-Modulation hoch. Der Kontakt zwischen Atlantis und Marcus steht sofort.

»Alles okay bei dir, Marcus?«, erkundigt sich Atlantis jovial.

Marcus ist überrascht über diesen »lockeren« Stil bei der Unterhaltung mit dem Computer. Ohne sich weiter darüber den Kopf zu zerbrechen, stürzt er sich in die brennendsten Fragen:

»Atlantis, wer bist du? Wie alt bist du? Wo kommst du ursprünglich her? Wer hat dich gebaut, wenn du, wie wir glauben, ein Computer bist? Leben deine Erbauer noch? Wieso weißt du so viel über uns? Können wir über dich deine Erbauer kontaktieren? Was ist die zweite schwarze Kugel? Gibt es noch mehr von eurer Sorte? Werdet ihr uns helfen?«

Ein Kopf wie der eines Menschen, aber ohne jede Spur von Haaren, erscheint telepathisch im Hirn von Marcus. Der Kopf lächelt freundlich. Eine Hand hebt sich, stoppt den Redefluss von Marcus:

»Nicht so viele Fragen auf einmal. Also, ich bin ein ganz normaler Fotoncomputer, wie er vor mehreren Millionen Jahren von den ‚Alten‘, wie sie sich genannt haben, gebaut wurde. Ich bin nur eine Maschine, aber intellektuell bin ich wahrscheinlich nicht so schlecht, vermutlich in aller Unbescheidenheit ein bisschen weiter als die heutigen Menschen. Ich habe keine Gefühle, aber ich verstehe sie (und selbst die Alten wussten nicht so recht, ob zwischen Gefühle haben und Gefühle verstehen ein großer Unterschied ist) und ich entwickle selbst auch Gefühle, wie etwa in den letzten Jahren Gefühle der Frustration, weil ich immer auf eine Kommunikation mit euch Menschen gewartet habe. Das Bild, das du siehst, das bin nicht ich, das ist ein künstlich erzeugtes Gesicht, wie ein typischer Alter aussieht.«

Marcus versucht zu unterbrechen, doch Atlantis redet weiter: »Ich weiß, was du fragen willst, nämlich ob die Menschen mit den Alten ‚verwandt‘ sind. In einem gewissen Sinn schon, aber die Menschen stammen nicht von den Alten ab, sondern beide haben dieselbe ursprüngliche Quelle (siehe ‚Xperten 0: Der Anfang‘: Der galaktische Zoo). Aber zurück zu deinen ursprünglichen Fragen:

Ich bin mit meinen Erbauern seinerzeit auf die Erde gekommen, sie haben hier eine Zeit lang gelebt. Es war nicht so sehr der Versuch eine Kolonie zu gründen, sondern weil es auf der Erde Mineralien gibt, Varianten von dem, was ihr Feuerkiesel nennt, der für telepathisch kommunizierende Lebewesen sehr nützlich ist. Und ja, die Alten konnten reden, aber sie benutzten das nur selten, im Umgang mit Kindern. Sonst verständigten sie sich fast nur telepathisch, was ja auch einfacher und natürlicher ist. Darum haben wir Computer auch keine ‚Ein- und Ausgabegeräte‘, weil alles telepathisch, das heißt nur durch Gedanken gesteuert, abläuft. Die Alten leben noch, soweit ich weiß. Aber ihr werdet euch nicht mit ihnen in Verbindung setzen können. Es gibt in der galaktischen Familie Regeln: Trifft man auf Lebewesen, die noch nicht ihr Sonnensystem besiedelt haben, die noch nicht telepathisch kommunizieren und die noch keine Quantencomputer haben, dann darf man mit ihnen nicht Kontakt aufnehmen. Man würde ihre Kultur so vernichten, wie etwa die Kultur der Indianer in Nord- und Südamerika von den Europäern vernichtet wurde.

Aus diesem Grund kann ich euch auch vieles, was ich weiß, nicht mitteilen. Es widerspräche den Gesetzen. Aber ich darf in beschränktem Ausmaß helfen und vielleicht dazu beitragen, dass eine Kontaktaufnahme früher stattfinden kann, als es sonst möglich wäre. Es gibt aber komplizierende Fakten. Dazu gehört, dass Phänomene wie Telekinese den Alten nicht bekannt sind und dass sich auf dieser Insel auch anderes abspielt, das nicht in die normalen Muster passt. Du wirst das früher, als du glaubst, verstehen. Dass ich viel über euch weiß, ist kein Wunder. Ich habe Tausende Sensoren, die mir über Jahrmillionen Informationen vermittelt haben, die ich zu Wissen verdichtet habe. Und nicht nur ich. Auch die andere schwarze Kugel, die ‚Schwarzperle‘, wie ihr sie nennt, hat bei den Berechnungen mitgeholfen. Du fragst, ob es noch mehr von uns Computern auf der Erde gibt? Ja, insgesamt mehrere tausend und wir stehen untereinander in Kontakt. Wir sind hier, um Lebewesen wie dir in gewissem Ausmaß zu helfen. Wir wurden, zusammen mit einigen Mindcallern, zurückgelassen für den Fall, dass irgendwann die Alten zurückkommen oder sich hier eine andere intelligente Lebensform entwickelt.«

Marcus schwirrt der Kopf: Ist das alles nur ein Traum? Er weiß

gar nicht, was er weiter fragen soll, so viel drängt sich auf: »Was ist der Zusammenhang zwischen dir und dem Mindcaller? Wie viele Lichtjahre sind die Alten entfernt? Leben zurzeit einige der Alten auf der Erde? Werden die Alten die Erde wieder besuchen? Verfügen die Alten über naturwissenschaftliches Wissen, das weit über unseres hinausgeht? Hast du auch solches Wissen? Kennen die Alten Musik, Malerei ... Kunst insgesamt? Lassen sie sich nicht etwas entgehen, wenn sie Meisterwerke der Musik – ob nun von Bach, Beethoven oder Schönberg – ignorieren? Wenn die Alten telepathisch kommunizieren, ist das jetzt so wie bei uns? Oder zeigen sie sich Bilder? Oder bewegte Symbole?«

»Der Mindcaller, wie ihr ihn nennt, ist eine leichter bedienbare und einfachere Form von Computer, als ich es bin. Er ist so ausgelegt, dass sensible Menschen ihn benutzen können, ohne Telepathie zu beherrschen. Ansonsten stellt der Mindcaller als Archiv der Vergangenheit und durch seine ausgefeilten Sensoren dem geschickten Benutzer viele wichtige Informationen zur Verfügung. Wo die Alten zu Hause sind, darf ich nicht verraten. Auf der Erde leben seit langer Zeit keine Alten mehr. Sie besuchen die Erde von Zeit zu Zeit (ohne sie je zu betreten), aber aus den erwähnten Gründen ist ihnen eine Kontaktaufnahme in eurem eigenen Interesse untersagt. Natürlich wissen die Alten mehr über die Natur als die Menschen ... Überleg doch nur, wie viel mehr die Menschen allein in den letzten 200 Jahren dazugelernt haben. Ohne dass man die Menschen deshalb verachtet, amüsieren sich die Alten köstlich über viele menschliche Theorien, von der Physik bis zur Biologie oder Kosmologie ... Aber selbst ihr macht das ja mit dem, was eure Vorfahren noch vor 2.000 Jahren gedacht haben! Nimm doch nur den griechischen ‚Beweis‘, dass ein Mensch, der 128 m hinter einer Schildkröte steht und ihr nachläuft, sie nie erreichen kann, obwohl er doppelt so schnell laufen kann. Damals hatte man sich das Prinzip der ‚konvergierenden unendlichen Reihen‘ eben noch nicht überlegt.«

Marcus nickt. Natürlich kennt er die Argumentation: Wenn der Mensch die ersten 128 m gelaufen ist, ist die Schildkröte 64 m vorne. Wenn er nun 64 m läuft, ist sie 32 m vorne, wenn er die gelaufen hat, 16 m – usw. Jedes Mal, wenn er den Platz erreicht, wo die Schildkröte war, ist diese ein Stück weiter, das geht unendlich oft so. Also kann er sie nie einholen ...

Atlantis setzt fort: »Natürlich weiß ich naturwissenschaftlich auch mehr als die Menschen. Du kannst mir ja nachher eine schwierige Frage stellen und mich testen.« – Fast kommt es Marcus vor, als würde Atlantis kichern. – »Natürlich kennen die Alten auch Kunst. Und eure Musik schätzen sie sehr. Sie haben sie schon mit Drohnen abgehört, als noch Minnesänger durch Europa zogen. Heute ist es einfacher; eure Radiowellen verseuchen das Sonnensystem schon ganz schön und sind leicht aufzufangen. Das telepathische Kommunizieren verwendet viele ‚Medien‘. Nicht nur eine Sprache, wie wir sie jetzt benutzen, sondern auch Bilder, Filme, abstrakte Filme, bewegte Symbole. Es ist ein Zeichen, dass die Menschheit allmählich reif wird für andere Arten der Kommunikation neben Schrift und Sprache, dass es schon seit 2003 immer mehr wachsende Bemühungen gibt, eine bewegte Symbolsprache einzuführen. Du kennst ja vermutlich MIRACLE, einen Klassiker, den man noch heute unter www.jucs.org/jucs_9_4 findet.«

Marcus setzt fort: »Ich muss mich mit meinen Freunden beraten und eine Liste von Fragen zusammenstellen, die wir dich unbedingt fragen wollen. Können wir das jederzeit?« »Ja, vorläufig jedenfalls. Es wird mich amüsieren.«

»Aber du hast gesagt, ich kann dich etwas Schwieriges fragen. Ich habe gerade ein Buch von meinem Sohn Stephan erhalten: ‚Onkel Petro und die Goldbach’sche Vermutung‘. Diese Vermutung lautet: Jede gerade Zahl größer als 2 lässt sich als Summe von zwei Primzahlen⁵ darstellen. Sie ist bis heute unbewiesen. Ist die Vermutung richtig? Kannst du das beweisen? Und ist der Beweis schwierig?«

Atlantis lacht: »Eine nette Denkaufgabe für Kinder: Ja, die Vermutung ist richtig, ich kann dir den Beweis geben. Er ist so einfach, dass du ihn ohne tiefe Mathematik auf fünf Seiten niederschreiben kannst. Aber er ist nicht leicht zu finden, sondern es sind einige geniale Kniffe drinnen. Ich zeige ihn dir ein anderes Mal. Denn wir müssen überhaupt diskutieren, wie wir es machen, dass ich mich mit Menschen ohne Telepathie unterhalten kann. Ich habe mir das schon überlegt, aber besprechen wir das bitte ein anderes Mal.«

⁵ Eine Primzahl ist eine Zahl größer als 1, die ohne Rest nur durch sich selbst und 1 teilbar ist. Die kleinsten Primzahlen sind daher 2, 3, 5, 7, 11, 13, 17, 19, ... Soweit man weiß, kann man jede gerade Zahl größer als 2 durch die Summe von zwei Primzahlen darstellen, die Zahl 30 zum Beispiel als $13 + 17$ oder als $7 + 23$. Man weiß zur Zeit der Drucklegung dieses Buches noch immer nicht, ob die Goldbach’sche Vermutung richtig ist oder nicht.

Marcus hat das Gefühl, er hat in den letzten Minuten so viel erlebt, dass er lange daran »kauen« wird. Darum verabschiedet er sich von Atlantis. Das Wesentlichste berichtet er Klaus, der gleich Fragen stellt, von denen Marcus einige nicht beantworten kann, die er am liebsten gleich an Atlantis weitergeben würde. Aber sie wollen systematischer vorgehen.

Klaus fasst zusammen: »Vielleicht das Wichtigste: Es gibt andere intelligente Lebewesen, u. a. die ‚Alten‘, im Weltall, Lebewesen, die älter und klüger sind als die Menschheit. Wir haben mit Atlantis und seinen Kollegen neue Verbündete, die vielleicht noch mächtiger sind als alle unsere Parabegabungen. Und wir werden irgendwann diese Alten treffen, wenn wir als Menschheit weit genug sind.«

Auszug der Fragen-Liste der, die Klaus und Marcus am nächsten Tag Atlantis stellen, zusammen mit den Antworten:

Beherrschen die Alten die überlichtschnelle Raumfahrt?

Antwort: Nein.

Gibt es ein intelligentes Volk im Universum, das die überlichtschnelle Raumfahrt beherrscht?

Antwort: Soweit wir wissen, nein.

Würde überlichtschnelle Raumfahrt der Physik nach den Erkenntnissen der Alten widersprechen?

Antwort: Nein.

Gibt es im Weltall viele bewohnte Planeten?

Antwort: Ja, aber prozentuell zu den Himmelskörpern weniger als ein Promille.

Gibt es intelligente Lebewesen, die ganz anders aussehen und die einen ganz anderen Metabolismus haben als wir Menschen?

Antwort: Ja und ja.

Gibt es große Kriege im Weltall zwischen verschiedenen Völkern?

Antwort: Nein. Kriege sind ein Zeichen von Unreife. So wie bei euch Kirchtagsraufereien.

Kannst du uns helfen, mehr über Naturwissenschaften und Technik zu lernen, sodass wir zum Beispiel einen Computer wie dich oder Raumschiffe bauen können?

Antwort: Nein und nein und nein. Ihr müsst euch das selbst erarbeiten.

Wie kannst du uns dann helfen?

Antwort: Ich kann Naturkatastrophen wie Erdbeben, Vulkanausbrüche, Stürme usw. mit größter Genauigkeit vorhersagen. Ich kann für euch Simulationen durchführen, aber nur mit Methoden, die ihr heute beherrscht, für die aber eure Computer zu mickrig sind. Ich kann euch über gewisse Ereignisse auch der sehr fernen Vergangenheit berichten.

Hat es den Kontinent Atlantis je gegeben?

Antwort: Nein, der ist eine Erfindung des griechischen Philosophen Platon.

Woraus bestehst du?

Antwort: Außen aus einer nur zehn Moleküle dicken Schichte, nur liegen die Moleküle so dicht miteinander verzahnt, dass es fast ein Wunder ist, dass ihr mit dem Quarkmikroskop durchdringen könntet. Für normale Substanzen auf der Erde sind wir 100 % unangreifbar.

Kannst du uns in Notfällen beistehen, wenn wir für das Wohl der Menschen kämpfen?

Antwort: Diese Frage ist zu allgemein und hypothetisch.

Ich und meine Computerkollegen wollen nun einige Tage lang keine Fragen mehr beantworten. Wir werden aber später enger mit euch zusammenarbeiten. Dazu brauchen wir eine Kommunikationsform jenseits der Telepathie. Wenn einer von euch spricht, dann können wir es hören; wenn ihr etwas zum Beispiel auf Papier schreibt, so können wir das mit unseren Sensoren lesen. Wir wünschen, dass ihr nach den Plänen, die wir euch nun rollierend immer wieder zeigen, eintausend Geräte baut, die es uns erlauben zu schreiben. Der Teil A, den ihr nicht verstehen werdet, dient zur Umsetzung von telepathischen Signalen in mechanische. Der Teil B ist das eigentliche Schreibgerät: Indem man einen Kugelschreiber oder Bleistift einspannt, können wir damit schreiben. Wie ihr seht, gibt es dabei keine Elektronik in eurem Sinn. Und warum das so ist, werdet ihr eines Tages herausfinden.

Trotz aller Versuche, nochmals Kontakt mit Atlantis oder seinem »Kollegen« herzustellen, gelingt das nicht. Der Wunsch von Atlantis nach den eigentümlichen mechanischen Schreibgeräten mutet verrückt an. Aber der Bau dieser Geräte wird auf Anordnung von Marcus dennoch begonnen.

Jeden Tag versucht Marcus erneut mit Atlantis zu reden. Als er am 28. August 2003 gerade wieder mit dem Elektrodenstirnband in

seinem Büro steht, stürzt Stephan in das Zimmer. Stephan, der 24 Tage lang in der Wildnis war! Stephan ruft ganz ungeduldig: »Vater, ich habe etwas ganz Ungewöhnliches entdeckt ... Hör zu.« Da sieht er das Stirnband und dass sein Vater ganz verblüfft blickt. Denn in diesem Augenblick meldet sich Atlantis: »Hallo, Marcus. Es tut mir Leid, dass wir jetzt tagelang nicht erreichbar waren. Aber die gegenwärtigen Entwicklungen sind ungewöhnlich. Erzähle kurz Stephan, mit wem du gerade redest. Aber bevor du Stephan erzählen lässt, leg ihm das Stirnband an. Ich habe noch dringender mit ihm zu sprechen.«

Offenbar hat das Schweigen von Atlantis und der Bruch dieses Schweigens etwas mit Stephans Entdeckungen in den letzten 24 Tagen zu tun, registriert Marcus mit Verwunderung.

11. Stephans Entdeckung

7.–28. August 2020

Am 7. August bringt Herbert mit einem Landrover Stephan mit seiner Ausrüstung so nahe an die Stelle des »militärischen Sperrbezirks« heran, wie das mit einem Auto möglich ist. Wenn man von ihrem Anwesen Richtung Norden fährt, kann man einige Kilometer vor dem Straßenende in Motairehe (wo seinerzeit Cynthia und Marcus aufbrachen) nach Westen zum Rangiwihakaea-Strand abbiegen: Unmittelbar danach geht ein schlecht sichtbarer Weg nach Norden in den neuseeländischen Busch, der bei gutem Wetter noch etwa 2 km befahrbar ist.

Hier wird die Ausrüstung von Stephan ausgeladen. Stephan nimmt seinen Rucksack, aktiviert seinen e-Helper. Er ist damit jederzeit erreichbar und ortbar bzw. kann jederzeit um Hilfe bitten. Stephan bedankt sich bei Herbert und marschiert nach Norden los. Der Weg, obwohl nicht mehr befahrbar, ist hier doch noch als Pfad sichtbar und erleichtert das Weiterkommen sehr, allerdings verläuft er zu weit östlich. So muss Stephan schließlich von dem ohnehin immer weniger erkennbaren Weg abweichen. Stephan ist an dieser Stelle sehr bedacht, dass man seine Spuren nicht sehen kann und zwängt sich vorsichtig durch das Dickicht.

Nach zweihundert Metern ändert er aber wie geplant seine Strategie. Da er rechnet, dass er die Strecke auch zurückgehen bzw. sogar mehrmals benutzen wird, will er sich einen einigermaßen begehbaren Weg anlegen. Er hätte dazu die Möglichkeit, mit seiner Laseraxt Äste und andere Hindernisse großzügig aus dem Weg zu räumen. Diese Art von Wildnisbeschädigung ist in Neuseeland strafbar, aber nicht nur deshalb verzichtet Stephan darauf. Wenn sich da vor ihm wirklich etwas Geheimnisvolles abspielt, ist es vielleicht besser, wenn keine Spuren von Menschen sichtbar sind. Er setzt also sein Parafähigkeiten ein und durchsucht damit das Dickicht nach den größten Tieren, die er hier erwarten kann: Wildschweine. Bald hat er ein Rudel von 30 Stück zusammen. Er befiehlt 25 von ihnen, vor ihm durch den Wald zu brechen. Damit wird ein – wenn auch leider in der Höhe beschränkter – Trampelpfad erzeugt, wie sich das Stephan vorstellte. Die anderen fünf hinter ihm trabenden Schweine verwischen seine Spuren. Als er in den Emotionen der Schweine so

etwas wie Hungergefühle merkt, lässt er sie frei und stellt eine neue Gruppe zusammen ...

So kommt Stephan sehr viel rascher weiter als seinerzeit Cynthia und Marcus, aber ein reines Vergnügen ist es nicht, da er fast überall stark gebückt gehen muss.

Schließlich steht er genau an der von Marcus durch Koordinaten festgehaltenen Stelle: Lichtung ist hier keine. Die Bäume stehen aber schütterer als in der Umgebung und schon ein oberflächlicher Blick zeigt, dass sie wohl erst vor einigen Monaten eingepflanzt wurden. Selbst der hier häufige Regen und der schnelle Wuchs der Pflanzen, vor allem der Bodendecker, kann die Spuren einer intensiven Aktivität nicht verdecken. Stephan untersucht die Umgebung einzelner Bäume genau. Ohne dass er sagen kann, was ihm hier sonderbar erscheint, fühlt er, dass etwas nicht stimmt. Es ist alles ungewöhnlich ordentlich, wie ordentlich muss das erst unmittelbar nach der Pflanzung gewesen sein? Wer hat sich die Mühe gemacht, hier den Waldboden so glatt und gleichmäßig herzurichten? Plötzlich hat er eine Idee: Er befiehlt allen Ameisen auf der Lichtung sich an der Oberfläche zu zeigen. Es erscheinen einige hundert, seinem Gefühl nach aber viel zu wenige. Hundert Meter tief kämpft er sich in das Gebüsch und erteilt den gleichen Befehl auf einer ähnlich großen Fläche: Der Boden wimmelt plötzlich von den kleinen Insekten! Bei der »Lichtung« ist also wirklich sehr Ungewöhnliches geschehen. Er wird zweifellos bessere Untersuchungsinstrumente benötigen und sich auf einen längeren Aufenthalt hier einrichten müssen.

Mit dem e-Helper kontaktiert er Marcus und erzählt ihm, was er bisher gefunden hat, verschweigt aber den Test mit den Ameisen. Er bittet um umfangreiche Ausrüstung per Moller, der hier zwar nicht landen, aber alles an einem Seil herunterlassen kann. Was er anfordert, ist nicht nur, wie er sagt, das für ihn für zwei Wochen Lebensnotwendige, sondern es sind auch einige Hightech-Geräte wie ein Metalldetektor, ein Chemikalen-Schnüffler und eine Untererdkamera. Marcus hält die Wunschliste Stephans für sehr überzogen. Die Nahrungsmittel alleine sind so ausgelegt, dass sie nicht für zwei, sondern wohl für vier Wochen reichen! Dass für den Fall des Falles ein Reserveschlafsack geliefert wird und auch Utensilien, die man sonst nicht unbedingt in der Wildnis benötigt, abgesehen von den teuren technischen Geräten, für die ein eigener Stromgenera-

tor erforderlich ist, erscheint Marcus gleichfalls übertrieben. Aber dennoch sagt Marcus nach kurzer Diskussion zu. Auch wenn da vieles nicht notwendig ist, Stephan macht nach Monaten »Pause« wieder etwas Sinnvolles und Zielorientiertes und das ist vielleicht am wichtigsten.

Unter einem Vorwand erhält Marcus die Erlaubnis für den Flug des Mollers an die ungewöhnliche Stelle, aber er teilt Stephan mit, dass es drei Tage dauern wird, bis alles zusammengestellt ist, vor allem wegen der technischen Ausrüstung: »Kommst du bis dahin mit deiner gegenwärtigen Ausrüstung durch?«, will Marcus besorgt wissen. Stephan bestätigt mit etwas schlechtem Gewissen. Er hat nämlich gar nicht vor, die drei Tage hier ab zuwarten, sondern hat andere Pläne.

Stephan hat schon vor der Unterhaltung mit seinem Vater Raianda, die Inderin in Delhi, kontaktiert. Immerhin hatte sie bei ihrem Abschied auf Bali doch deutlich gesagt: »Jetzt besuchst du einmal La Reunion, von dem du, ohne es zu kennen, so schwärmst, ohne mich. Aber wenn du dann, Monate später, wieder auf Great Barrier Island bist und noch an mich denkst und mich brauchst, dann kannst du dich ja rühren. Vielleicht kann ich mir dann wieder kurz freinehmen.«

Stephan hat allen Mut benötigt, um Raianda anzurufen. Schließlich hat er sich von La Reunion nur zweimal kurz und unverbindlich gemeldet. Aber Raianda reagiert unbeschwert und gut aufgelegt wie immer: »Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, Stephan, ich hätte mich ja auch rühren können. Du bist jetzt zurück bei deinen Eltern auf Great Barrier Island?«

Stephan erinnert sie zuerst an den »Schwur«, dass sie einiges (seine Parafähigkeit) und auch das nun Folgende niemand je veraten darf. Und er erzählt ihr dann, wo er ist und dass er einer eigentümlichen Sache nachgeht: »Ich möchte dich sehr gerne bei mir haben, auch wenn du es nur ein paar Tage schaffst, Raianda. Aber abgesehen von deiner Gesellschaft, über die ich mich sehr freuen würde, bin ich auch sonst egoistisch: Ich glaube, dass deine Erd- und Biokenntnisse mir hier sehr helfen würden. Trotzdem, wir werden hier zu zweit in der Wildnis sein, ich habe Zelt und Schlafsäcke und einfaches Essen, aber es wird oft regnen und es kann kühl sein, also ein Urlaubsaufenthalt wie auf unserem Anwesen wird es nicht.

Eher ein Abenteuerurlaub. Und vielleicht könnte es sogar gefährlich werden, ich weiß ja nicht, was hier gespielt wird. Du solltest deinem Vater jedenfalls einen Brief mit unserer Position hinterlassen, falls du länger als geplant nicht zurückkommst.«

Raianda lacht: »So bequem wie bei meinen Verwandten auf dem Land wird es bei dir immer sein. Wann hast du gedacht, dass ich kommen sollte, und für wie lang?« »Sofort – und so lang du kannst. Der nächste Flug von Bombay nach Auckland geht in fünf Stunden ... Ich habe für dich vorsichtshalber dort gleich einen Platz reserviert.«

Raianda schaltet auf ihrem e-Helper das Bildmorphing ein, sodass Stephan jetzt sehr gut die übertrieben gerunzelte Stirne Raiandas sieht und einen übergroßen drohenden Finger: »Ich mag gar nicht, wie du das machst. Du tust ja grad so, als könntest du jederzeit über mich verfügen. So geht das aber nicht. Ich muss mir das überlegen und es mit meinem Vater besprechen. Eines muss dir aber klar sein: Wenn ich diesmal komme, dann ist das absolut das letzte Mal, dass du mich so überrumpeln darfst.«

Stephan hat ein schlechtes Gewissen, natürlich hat Raianda Recht. Er versucht sich zu entschuldigen. Raianda will noch etwas Scharfes sagen, hält sich dann jedoch zurück. »Ich melde mich wieder. Aber lass mich jetzt in Ruhe überlegen und stör mich nicht dabei.«

Es vergehen Stunden. Inzwischen ist es für das Flugzeug Bombay–Auckland zu spät geworden. Stephan ist niedergeschlagen. Er hätte Raianda nicht so bedrängen dürfen! Da schlägt der e-Helper an. Aber es ist nicht Raianda, sondern ihr Vater Sharma: »Stephan, solange ich dich kenne, habe ich dich immer geschätzt wie einen Sohn. Und mir ist klar, dass du etwas Besonderes hast, das du vor fast allen Leuten verbirgst. Ich weiß, dass dich Raianda mag und du sie. Aber ihr seid kein Liebespaar, geschweige denn ein Ehepaar. Und auch unter Ehepartnern spricht man größere Vorhaben vorher ab. Insofern gefällt mir dein ‚Überfall‘ auf Raianda nach Wochen fast ohne Kommunikation nicht. Raianda auch nicht. Trotzdem, sie sitzt im Flugzeug nach Auckland und nimmt von dort die Fähre nach Port Fitzroy auf Great Barrier Island. Du kannst sie morgen Nachmittag dort abholen. Ich hoffe, Raianda wird ihre Entscheidung, die sie gegen meine Empfehlung traf, nicht bereuen. Pass auf sie auf und verletze sie nicht. Sonst wird es mir Leid tun, wie sehr ich mich seinerzeit um dich und die Deinen bemüht habe.«

Stephan antwortet sehr ernst: »Danke für den Anruf. Es stimmt ja alles, ich war zu voreilig. Aber ich verspreche: Psychisch werde ich Raianda nie verletzen und physisch so weit beschützen, wie ich irgend kann.« Sharma nickt und die Verbindung ist unterbrochen.

Stephan geht den gleichen Weg zurück, den er gekommen ist, lädt aber den Inhalt des Rucksacks in seinem kleinen Zelt. Nur ein Buch, ein Stück Obst und etwas zu trinken nimmt er mit. Er erreicht relativ mühelos die Stelle, bis zu der der Landrover kam. Jetzt muss er nur die zwei weiteren Kilometer bis zu Hauptstraße gehen: Es ist hier kaum Verkehr, aber die Menschen sind auf Great Barrier Island Autostoppern gegenüber immer sehr freundlich, sodass er (trotz der kurzen Distanz mit zweimaligem »Umsteigen«) am Abend Port Fitzroy erreicht. Im einzigen Motel des kleinen Ortes nimmt er ein Zimmer für zwei Nächte und hat nun bis nächsten Nachmittag viel Zeit, das mitgenommene Buch über Vegetation und Tiere auf Great Barrier Island zu studieren. Vieles davon ist ihm bekannt, aber er hofft, dass ihm die neuen Details, die er lernt, helfen werden.

Mit einem Knoten im Magen, fast wie bei einem ersten Rendezvous, wartet er am nächsten Tag auf die Fähre. Ihre Ankunft ist für 17 Uhr vorgesehen, doch hoher Wellengang verzögert das Eintreffen um fast eine Stunde. Stephan kann seine Ungeduld kaum im Zaum halten.

Es dauert einen Moment, bis er Raianda unter den Aussteigenden erkennt. Sie ist diesmal ganz anders gekleidet: feste Schuhe, Jeans, grobes Hemd, zurückgebundene Haare und Rucksack. So unterscheidet sie sich kaum von den anderen Ankommenden. Sie laufen aufeinander zu und umarmen sich. Stephan gibt Raianda einen flüchtigen Kuss, worauf Raianda etwas schnippisch meint: »Ich habe nichts gegen deine Küsse, aber ich hoffe doch sehr, dass du mich nicht nur zur Unterhaltung geholt hast, sondern weil du wirklich meine Hilfe brauchst.«

Stephan ist etwas verlegen: »Ich glaube, wenn du siehst, was ich dir beschrieben habe, dann wird es dich nicht nur faszinieren, sondern ich hoffe, dass du eine Idee hast, was es bedeuten kann. Aber ich würde lügen, wenn ich mich nicht auch so freuen würde. Wir schaffen es heute übrigens nicht mehr durch den Wald und der Moller, der uns diverse Ausrüstung bringt, kommt erst morgen gegen Nachmittag. Darum habe ich hier ein Zimmer für heute Nacht ge-

nommen ... Fürstlich ist es nicht, das hier ist halt ein kleines Nest.«

Raianda mag das Zimmer. Es ist einfach, hat aber einen netten Blick auf das Meer und der zum Motel gehörige Coffeeshop mit seinen Plastikmöbeln bietet guten Kaffee, frischen Fisch und einen Salat, der aus den Blättern eines Busches gemacht wird – auch für Stephan eine Neuigkeit. Sie durchstreifen zusammen den kleinen Ort. Langsam wird es dämmerig, der Wind hat abgeflaut, die Wolken sind aufgerissen, aber noch rollen die großen Wellen an den Kieselstrand. Die hin und her rollenden Steine liefern eine bald vertraute Geräuschkulisse, während sie sich das in den letzten Monaten Erlebte erzählen. Stephan erwähnt Veronique nicht und Raianda erzählt von Varma, dem neuen Arzt in der Klinik, zwar mit Begeisterung, aber ohne Details.

Später lümmeln sie auf dem Bett und schauen sich eine Liebekomödie mit der Bewertung *** für Sex mit ihrem Fernsehgerät an. Es stört sie nicht, dass dieses alte Modell noch keine 3-D-Bilder zeigt. Der Film ist amüsant und als der jugendliche Held beginnt seine Freundin immer mehr zu erregen, ahmt Stephan das so genau wie möglich nach. Er küsst Raianda synchron mit dem Schauspieler, öffnet ihre Bluse. Wie die Schauspielerin ziert sich Raianda etwas, als er ihr den BH aufmacht und beginnt ihre Brüste zu küssen. Dann müssen sie aufhören, weil der Film durch eine Werbung unterbrochen wird. Beide lachen. »Jetzt macht doch schon weiter!« Die Szenen im Film werden zunehmend heißer. Raianda und Stephan halten sich genau an das, was gezeigt wird. Es ist gleichzeitig erregend, lustig und ein neues Erlebnis. Während im Film die junge Frau von ihrer Mutter mit e-Helper angerufen wird, versucht ihr Freund sie so verrückt zu machen, dass sie große Probleme hat ruhig zu reden. Sie imitieren diese Szene mit Vergnügen. Als später im Film einige schon recht gewagte Dinge gezeigt werden, fragen beide ein- oder zweimal: »Bist du sicher?« Aber nach einem Nicken ziehen sie das ganze Programm durch.

Nach dem Schluss – die Frau im Film kommt eher zu kurz – sorgt Stephan dafür, dass da die Wirklichkeit für Raianda günstiger verläuft.

»Mir kommt vor, du hast einiges erlebt, seit wir das letzte Mal zusammen waren«, kommentiert Raianda. »Das mit dem Film war eine interessante Idee. Ich glaube, alles, was wir jetzt gemacht ha-

ben, hätten wir uns sonst nicht getraut, oder?« Stephan sieht das auch so. Er bewundert Raianda, dass sie an einigen Stellen nicht »ausstieg«, sondern wirklich alles mitmachte.

Am nächsten Morgen lassen sie sich mit einem Taxi in die Nähe des Waldweges bringen, wo es zur »Lichtung« geht. Stephan drängt auf Eile, da er nicht genau weiß, wann der Moller mit der Ausrüstung kommen wird. Sie erreichen aber rechtzeitig den Bestimmungsort.

Ein erster Blick zeigt Raianda, dass hier tatsächlich etwas Ungeöhnliches geschehen ist, wenn die Angaben Stephans stimmen: »Du sagst, vor zirka fünf Monaten war hier noch eine Lichtung ohne jeden Baum?« Stephan bestätigt das: »Ende März war hier noch kein Baum. Jetzt haben wir noch nicht Mitte August, das heißt, es sind in Wirklichkeit sogar weniger als viereinhalb Monate.«

»Das widerspricht dem, was wir hier sehen. Schau dir diesen drei Meter hohen Baum in voller Blüte an. Wenn der vor weniger als fünf Monaten umgesetzt wurde und heute blüht, dann ist das nur möglich, wenn er mit einem riesigen Ballen Erde versetzt wurde – er würde sonst zum Einwurzeln viel zu lange benötigen, um jetzt so zu blühen. Außerdem müsste er ein Jahr lang mit Seilen nach allen Richtungen gegen ein Umwerfen durch starken Wind gesichert sein. Aber das mit dem großen Ballen Erde ist sicher auch unmöglich, dazu stehen die Bäume ja viel zu dicht. Kurzum: Dieser Baum ist nicht mit ‚normalen‘ Methoden verpflanzt worden. Wie, ist mir gänzlich unerklärlich. Ich werde trotzdem damit beginnen, vorsichtig die Wurzeln des Baumes zu untersuchen, um festzustellen, wie groß der Wurzelballen beim Umsetzen vielleicht gewesen ist.«

Während sich Raianda mit einer kleinen Schaufel vorsichtig an die Wurzeln des Baumes heranmacht, wird Stephan über seinen e-Helper verständigt, dass der Moller in wenigen Minuten da sein und die gewünschte Ausrüstung an Seilen herunterlassen wird.

Das Entladen des Mollers klappt reibungslos. Stephan hat nun alle Hände voll zu tun, um das große Hauptzelt und ein anderes als »Geräteschuppen« aufzustellen und die Ausrüstung – von Campingbetten, Kocher und Kochgeschirr bis hin zum Stromgenerator und Chemielabor – auszupacken und herzurichten. Raianda arbeitet inzwischen stundenlang offenbar mit wachsendem Erstaunen an dem Wurzelwerk des Baumes herum. Als es gegen 17 Uhr leicht

zu regnen beginnt, muss Stephan Raianda fast mit Gewalt von dem Loch mit den vielen nun frei liegenden Wurzeln zum Zelt bringen. Sie ist erstaunt, wie komfortabel Stephan alles aufgebaut hat. Sogar eine Dusche und ein Waschbecken, die von einer hoch liegenden Tonne gespeist werden, gibt es. Der Stromgenerator tuckert leise im Hintergrund und pumpt von Zeit zu Zeit Wasser nach.

»Was ist los, Raianda? Warum bist du von den Wurzeln so fasziniert?« »Gleich, Stephan, lass mich schnell ein bisschen sauber machen und meine Gedanken sammeln. Dann erzähle ich, was ich gefunden habe. Und ich hoffe, dass wir zusammen eine Erklärung dafür finden können.«

Während sich Raianda duscht, bereitet Stephan ein einfaches Essen zu, das erste für beide seit dem Frühstück! Als sie vor dem inzwischen starken Regen geschützt in der »Wohnabteilung« des Hauszelts auf Campingsesseln vor dem Campingtisch sitzen und nun erst merken, wie hungrig und durstig sie eigentlich sind, erklärt Raianda: »Der Baum wurde nicht mit einem Ballen umgesetzt, die Erde ist dazu zu locker. Wie er dann umgesetzt wurde, ist mir schlicht schleierhaft, weil nicht nur keine der Hauptwurzeln irgendwo abgeschnitten ist, sondern auch alle Seitenwurzeln und Wurzelhärschen völlig unversehrt sind.«

»Könnte es nicht sein, dass diese Härchen inzwischen nachgewachsen sind?« »Nein«, antwortet Raianda, »so wie das Alter eines Holzstamms durch die Jahresringe erkennbar ist, so ähnlich kann man auch das Alter selbst kleiner Wurzelfasern feststellen. Viele von den von mir überprüften sind mindestens ein bis zwei Jahre alt, wuchsen also vor dem Umsetzen.«

Marcus ist so ratlos wie Raianda: »Gibt es irgendeine auch noch so komplizierte rationale Möglichkeit einen Baum so umzusetzen, wie es offenbar geschehen ist?«

Raianda zuckt die Schultern: »Eine vernünftige Lösung fällt mir nicht ein. Aber natürlich gibt es verrückte Ideen. Man könnte zunächst den Baum vor dem Ausgraben in seiner Lage vollständig fixieren. Dann könnte man vorsichtig, wie ich das tat, die Erde entfernen und dabei fast Erdkörnchen für Erdkörnchen durch ein geeignetes Gel ersetzen, um die Lage der Wurzelhärschen nicht (wesentlich) zu verändern. Hat man dies für alle Wurzeln gemacht, stellt man den Baum in eine vorbereitete Grube und ersetzt dort wieder

die Gelsubstanz Stückchen für Stückchen durch Erde. Wenn man die überlappenden Wurzeln von anderen Bäumen da auch noch mit berücksichtigt, die das Ganze sehr komplizieren, dann könnte man in etwa das Erreichen, was wir sehen. Ich kenne nur keine menschliche Technologie, die dazu im Stande wäre.« Auch die folgende lange Diskussion bringt kein greifbares Ergebnis.

Sie beginnen am nächsten Tag mit dem Metalldetektor und der Untererdkamera das Gelände abzusuchen. Stephan geht mit dem Metalldetektor das Gelände ab. Hinter ihm folgt Raianda mit der Untererdkamera, jenem Ultraschallgerät, das Hohlräume und Verdichtungen unter der Erdoberfläche bis zirka ein Meter Tiefe feststellt und dreidimensional anzeigt. Es ist ein Glück, dass Raianda mit der Untererdkamera schon während ihres Studiums zu tun hatte, denn die gezeigten Bilder sind nicht leicht interpretierbar. Ein Stein wird als Verdichtung abgebildet, ein Hohlraum mit Wasser unterscheidet sich nur um eine Nuance von einem echten Hohlraum. Sie versteht nun, warum Stephan tatsächlich ihre Hilfe als »Erd- und Biostudentin« haben wollte, nicht nur wegen der Bäume und einem Wiedersehen!

Der Vormittag verläuft frustrierend ergebnislos. Nach einer Mittagspause, sie haben schon fast die Hälfte des Areals untersucht, schlägt der Metalldetektor Stephans an. Die Untererdkamera zeigt eine ungewöhnliche, aber nur kleine Verdichtung in 40 cm Tiefe.

Vorsichtig graben sie an dieser Stelle und halten bald etwas Seltsames in der Hand: Es ist ein fingergroßes längliches Ding aus einem schwarzen Material. Auf einer Seite ragen sechs dünne geknickte Stäbchen, die wie kleine Füßchen aussehen, heraus, auf der anderen Seite kurze dünne Stummel. Das Material erinnert beide sofort an den Mindcaller. Haben sie hier ein uraltes Stück gefunden, das irgendeine Verbindung mit dem Mindcaller hat?

Sie eilen mit dem Objekt in ihr Hauszelt mit dem Feldlabor und dem Chemie-Schnüffler. Die Analyseergebnisse zerstören ihre ersten Vermutungen. Das Ding ist nicht älter als maximal 80 Jahre, das Material ist nicht Obsidian (Schwarzkiesel), sondern eine Edelstahllegierung und das Objekt ist mit Strahlen- und Superschallanalyse (im Gegensatz zum Mindcaller) leicht zu durchleuchten. Dadurch wird klar, dass das Ding komplizierte und fremd aussehende Schaltungen beinhaltet. Es handelt sich offenbar um einen 6-beinigen

Roboter, bei dem die entdeckten Stummeln irgendwelche Sensoren sein müssen. Die Energiequelle (wenn sie den richtigen Teil identifizieren) ist anscheinend zerstört, vermutlich ist das auch der Grund, warum dieser Roboter in der Erde lag. Er ist jedenfalls mit keiner Methode, auch nicht mit Geräuschen und Licht, zu irgendeiner Aktion zu bewegen. Entweder fehlt die Energie oder die richtigen Befehle bzw. die richtige »Programmierung«. Sie sperren den Roboter schließlich in eine massive Metallkassette aus Angst, dass er auf einmal unerwartet aktiv werden könnte.

»Bringt uns das irgendwie weiter?«, murmelt Stephan. Raianda meint nachdenklich: »Vielleicht doch. Ein Heer von Zehntausenden von solchen Robotern könnte vielleicht die entscheidende Hilfe beim Umsetzen der Bäume gewesen sein.« Stephan schaut Raianda fasziniert an: »Du hast Recht! So könnte das gewesen sein. Aber wer um Himmels willen hat diesen (und etwaige weitere) Roboter gebaut? Sie sind so verschieden von der Technologie, die wir etwa bei unseren e-Kolibris einsetzen. Ich bin nicht sicher, aber es kann leicht sein, dass diese Technologie sogar unserer überlegen ist. Und da dachten wir immer, SR Inc. sei im Bereich Kleinstroboter führend!« »Wir wissen noch zu wenig, Stephan. Lass uns weitersuchen.«

Tatsächlich finden sie noch ein zweites – dann aber kein weiteres – Objekt. Bei diesem zweiten handelt es sich um eine 2 cm dicke, einen Meter hohe und fast 2 Meter lange, innen hohle Platte! Auf der einen Breitseite verläuft die Kante gerade, auf der anderen Seite gezackt. Hier fehlt offenbar ein Stück, das abgebrochen wurde. Die Platte hat auf der einen Seite regelmäßig nebeneinander angeordnet kleine Lädchen, 1 cm hoch, 2 cm weit, insgesamt also ungefähr 10.000! Alle lassen sich leicht öffnen, jedes beinhaltet eine Spur ... Staub! Der Chemie-Schnüffler gibt an, dass der Staub aus verschiedenen organischen Molekülen besteht. Die Formeln sind für Raianda und Stephan nichts sagend. Interessant ist allerdings, dass die Menge Staub und die Zusammensetzung in den einzelnen »Zellen« nur um wenige Prozent voneinander verschieden ist und dass Platte und Staub nicht älter als zehn Jahre sind.

Wenn das überhaupt möglich ist, wird durch diese Platte die Situation noch undurchsichtiger. »Stephan, wir müssen herausfinden, wer hier gewesen ist! Kannst du nicht die Tiere in der Umgebung ‚fragen‘, wo die Menschen, die hier waren, hingegangen sind?«

»Ich habe es schon versucht, nur sind die Emotionen, die ich bei den meisten Tieren erspüren kann, sehr schwach. Die Vögel hier sind ärgerlich, dass die Bewohner der Lichtung verschwunden sind, aber ich kann nicht erkennen, warum. Die Ameisen hingegen sind froh; es kommt mir vor, sie freuen sich, dass sie mehr Platz haben.«

»Was denken die Wespen?«, erkundigt sich Raianda. »Welche Wespen?« »Hast du nicht das riesige Wespennest gesehen, das nicht weit von dem Tümpel ist, wo wir heute Morgen gebadet haben?«

Das Wespennest ist Stephan entgangen. Er lässt es sich von Raianda zeigen und konzentriert sich auf die Tiere. Auch hier kommen nur sehr unspezifische Emotionen zurück, aber eine wichtige Information: »Raianda, die Wespen sind froh, dass die Lichtung jetzt frei ist und die Bewohner weiter weg gezogen sind. Offenbar waren die Wespen bei den Bewohnern nicht beliebt und wurden bekämpft. Mir kommt vor, wir wissen jetzt wenigstens eine Richtung. Wenn wir uns vorstellen, dass wir die Stelle dieses Wespennests und die »Lichtung« mit einer Geraden verbinden und diese dann weiterverfolgen, dann sollte das die Richtung sein, in die sich die Bewohner entfernt haben. Das ist mehr oder minder die Richtung nach Miners Head. Dorthin sind es nur vier bis sechs allerdings sehr lästige Kilometer, aber es steht vielleicht dafür, dass wir morgen in diese Richtung gehen.«

Sie brechen am nächsten Morgen früh auf, mit Ausrüstung, die ihnen notfalls eine Übernachtung gestattet. Stephan benutzt wieder den Wildschweinrick, der Raianda sehr amüsiert, sodass sie sehr viel rascher vorwärts kommen, als es sonst Menschen in diesem unwegsamen Dickicht möglich wäre. Nach etwa zwei Kilometern wird das Dickicht durch einige große Kauris etwas lockerer. Ein guter Platz für einen Imbiss!

Als sie aufstehen, um weiterzugehen, klingt es auf einmal von allen Seiten: »Keine Bewegung. Stehen bleiben. Sonst schießen wir.«

Raianda und Stephan stehen wie versteinert. Stephan fasst sich zuerst: »Wir wollen niemand etwas zu Leide tun. Wer seid ihr? Warum zeigt ihr euch nicht?«

Plötzlich raschelt es auf allen Seiten am Boden. Raianda und Stephan sind umringt von vielleicht hundert Robotern, die genauso aussehen wie jener, den sie in der Erde fanden. Sie sind zwar sechsbeinig, stehen aber aufrecht auf zwei Beinen und verwenden

offenbar die anderen »Gliedmaßen« als Werkzeuge, wie Menschen ihre Hände.

»Was wollt ihr von uns? Wer sind eure Erzeuger und Befehlsgeber oder seid ihr alle autonom?«, fragt Raianda erstaunt.

»Diese Roboter sind natürlich nicht autonom. Sie führen nur unsere Befehle aus und agieren jetzt gerade als Art Lautsprecher für uns. Es ist für uns ärgerlich, dass ihr uns nicht in Ruhe lässt. Niemand wusste von unserer Existenz, bis dein Vater Marcus mit Cynthia unsere Lichtung entdeckte. Wir haben ihnen eingeschärft, niemandem etwas davon zu sagen, und ihnen andernfalls Konsequenzen angedroht. Leider haben die beiden ihr Wort gebrochen und von der Lichtung erzählt. Jetzt seid also ihr hier, um uns zu erforschen. Dieses werden wir nicht dulden und Marcus und Cynthia werden für den Bruch ihres Versprechens bestraft werden.«

Stephan schüttelt den Kopf, ohne zu wissen, ob diese Geste gesehen wird: »Es ist nicht so, wie ihr das erzählt. Ihr habt gelogen, indem ihr von einem militärischem Sperrgebiet gesprochen habt. Auch habt ihr meinen Vater und Cynthia gebeten zu schweigen, doch diese haben euch dies nie versprochen und daher kein Wort gebrochen. Weil ihr aber von einem Sperrgebiet erzählt habt, war es nur recht und billig, die PM Neuseelands, die mein Vater gut kennt und auf die man sich verlassen kann, nach dem Sperrgebiet zu fragen. Als sich herausstellte, dass es das nicht gibt, sind nur Klaus Baumgartner und ich informiert worden und ich habe meine absolut verlässliche Freundin eingeweiht. Außer diesen sechs Personen – Marcus, Cynthia, PM, Baumgartner, Raianda und ich – weiß niemand, dass sich hier etwas Geheimnisvolles abspielt. Und hättet ihr damals Marcus und Cynthia eingeweiht und überzeugt, dass man euch in Ruhe lassen sollte, dann wäre das auch geschehen. Umgekehrt, überzeugt ihr uns jetzt, dann wage ich zu versprechen, dass ihr eure Ruhe wiederhaben werdet. Nur wird auch diese Insel immer mehr besiedelt, das heißt, irgendwann wird euch doch jemand entdecken, auf den ihr euch weniger verlassen könnt als auf uns. Das müsst ihr sicher auch berücksichtigen.«

Es tritt eine längere Pause ein. Dann sprechen die Unbekannten wieder: »Es ist etwas Wahres an dem, was du sagst. Wir sind unsicher, was wir tun sollen. Wir werden euch zunächst in Verwahrung nehmen und dann weiterreden. Bitte folgt jetzt den Robotern. Aber

versucht keine Tricks. Die Roboter sind, so klein sie aussehen mögen, sehr mächtig. Seht ihr den großen Kauri nördlich von euch?»

Einer der Roboter fährt eine stecknadelgroße Sonde aus, zielt auf den 100 m weit entfernten Kauri. Ein kaum sichtbarer Strahl schießt aus der Sonde heraus und pulversiert den riesigen Baum ...

Stephan und Raianda folgen den Robotern. Diese bewegen sich mit ihren sechs Beinen/Armen und durch ihre geringe Größe blitzschnell durch das Dickicht und müssen immer wieder auf die beiden warten.

Plötzlich spürt Stephan die Emotionen eines ihm völlig unbekanntes Tieres! Er spürt sie mit unglaublicher Schärfe und das Tier beginnt mit Stephan telepathisch zu kommunizieren: »Ja, ich bin einer der Herrscher der Roboter. Ich bin kein Mensch, sondern ein Tier. Darum kannst du meine Emotionen verstehen, ja sogar – wenn ich es zulasse – meine Gedanken, wie gerade jetzt. Aber ich bin ein Tier, wie du es noch nie gesehen hast: intelligenter als alle anderen Tiere, wahrscheinlich auch intelligenter als ihr Menschen. Und deine Fähigkeit, Tieren Befehle zu erteilen, prallt bei uns ab.«

»Entschuldigen Sie, wer immer Sie sind. Ich möchte kurz meiner Freundin erklären, was sich abspielt, und könnten wir dann wieder über die Roboter reden, damit sie auch mithören und mitsprechen kann?«

Stephan spürt die positive Antwort. Er erklärt Raianda, was er gerade erlebt hat. Dann spricht er laut: »Wir heißen, wie Sie wohl wissen, Raianda und Stephan, und bitten Sie, uns mit diesen Namen und ‚du‘ anzusprechen. Wie dürfen wir Sie nennen?«

»Ihr könnt mich ‚DAS SIE‘ nennen ... Ich weiß, das klingt komisch, aber vielleicht versteht ihr irgendwann genug von unserer Kultur, dass es nicht mehr eigentümlich klingt. Und ihr könnt mich auch gerne duzen«, kichert DAS SIE, »aber unterhalten wir uns weiter, wenn ihr bei uns seid.«

Wenig später öffnet sich vor ihnen eine Tür im Waldboden: Stufen führen tief hinunter in ein offenbar umfangreiches System von Gängen und Höhlen, einige so groß, dass man darin mit einem Autobus fahren könnte, andere so schmal wie Wasserleitungsrohre. Und überall sieht man Roboter in verschiedenen Größen: manche kleiner als Ameisen; jene, die sie schon kennen, eine dritte Variante, die so groß wie ein Mensch ist. Von einem solchen werden sie weiter

eskortiert, bis sie zu einer unterirdischen Wohnung kommen, die offenbar für Menschen eingerichtet ist.

»Das ist für jetzt eure Unterkunft. Ihr findet hier alles, was ihr unmittelbar zum Leben und zur Unterhaltung brauchen werdet, von einer Holobibliothek bis zu einer großen Nasszelle mit einem Whirlpool. Selbstverständlich wird auch regelmäßig ein für euch geeignetes Essen geliefert werden«, hören sie DAS SIE durch den Mund des Roboters sprechen. »Ich muss mich nun mit meinen Freunden beraten, wie wir weiter vorgehen werden.«

Stephan spürt, wie sich DAS SIE zurückzieht. Als Stephans e-Helper Alarm gibt, weiß er, was das bedeutet: Er hat mit dem e-Helper von hier keinen Kontakt nach außen. Stephan reagiert sofort. »Hallo, DAS SIE, einen Moment noch! Mein Kommunikationsgerät, der so genannte e-Helper, hat von hier keinen Kontakt mit der Außenwelt. Das wird mein Vater merken und man wird eine Rettungsaktion starten. Dann ist euer Geheimnis endgültig keines mehr. Wir müssen rasch etwas tun.«

»Stephan, danke für deine Warnung. Es freut mich, dass du so ehrlich bist und auch an uns denkst. Uns war das e-Helper-Problem schon klar. Wir senden von der ‚Lichtung‘ seit Minuten ein Signal, das deinem e-Helper entspricht, und haben auch eine entsprechende Nachricht programmiert, falls man versucht euch zu erreichen. Hab nun etwas Geduld. Die DAS SIE haben ein schwieriges Problem zu lösen. Es ist für uns sehr wichtig, im Geheimen zu bleiben, andererseits wollen wir weder dir noch anderen Menschen etwas antun. Ich spreche mit euch in längstens acht Tagen wieder, aber so lange kann es dauern. Wenn es euch zu langweilig wird, die Langzeitschlaftröpfen, die ihr findet, sind für euch völlig ungefährlich und ihr könnt sie in jeder Dosierung nehmen. Ein Tropfen entspricht einem Tag. Bis später, also.«

Raianda und Stephan haben endlos zu untersuchen, zu diskutieren und zu spekulieren. Ihre Wohnung ist ungewöhnlich, aber zweckmäßig eingerichtet, jedoch dauert es einige Zeit, bis sie sich an die Art der Bedienung gewöhnt haben. Fast alles ist auf Spracherkennung abgestimmt, ob es nun die Regelung der Lichter, die Temperatur des Wassers, das Öffnen von Türen zwischen den Zimmern ist, usw. Vieles, was sie erleben und erlebt haben, passt irgendwie nicht zusammen. Die Herkunft des Roboters, den sie fanden, ist nun

klar. Aber warum zeigen sich immer nur Roboter und nicht deren Erbauer? Die Platte mit den vielen Schächtelchen, die sie auf der Lichtung fanden, ist genauso rätselhaft wie vorher. Und die Technologie, die sie umgibt, ist weiter oder zumindest anders, als sie sie sonst kennen. Selbst die Hologramme haben eine Qualität, die über das hinausgeht, was die 3-D-Fernsehgeräte des Jahres 2020 liefern. Die Präsentation ist schärfer und größer, man kann um sie herumgehen und viele der Produktionen sind erschreckend interaktiv. Nicht nur, dass man mit den Schauspielern sprechen und sie sogar beeinflussen kann, man kann in das Hologramm »hineinsteigen« und mitmachen, genau im Sinne des Holodecks mancher Fernseh- und Filmserie vor etwa 20 Jahren.

Die Langzeitschlaftröpfchen haben es Stephan auch angetan. Er bittet Raianda bei einem Test mitzumachen. Er will zwei Tage lang schlafen, während Raianda seine Lebensfunktionen überprüft. Stephan rasiert sich sehr gründlich (er erinnert sich an eine Geschichte seines Vaters, siehe »Xperten 1: Der Telekinet«), schneidet seine Fingernägel auf genau 2 mm zurück und nimmt dann zwei Tropfen. Dann fällt er in einen tiefen, angenehmen Schlaf.

Als er aufwacht, kann er fast nicht glauben, dass er 50 Stunden geschlafen hat. Sein Kinn ist vollständig glatt, seine Fingernägel sind nicht gewachsen und Raianda überschüttet ihn mit Informationen: »Dein Pulsschlag ist in den ersten 10 Minuten immer weiter gesunken. Du warst zuletzt auf nur einem Pulsschlag pro 5 Minuten; dein Atem hat sich ähnlich verlangsamt, deine Körpertemperatur ist auf Zimmertemperatur gesunken. Ich hatte furchtbare Angst um dein Leben, aber als ich um Hilfe rief, erklärte mir irgendwer (ich weiß nicht, ob das DAS SIE war), dass das normal ist, weil dein Metabolismus auf weniger als 1 % reduziert wird. Anders formuliert, du bist in den 50 Stunden maximal eine halbe Stunde gealtert. Warum wollen die Pharmazeuten des DAS SIE das erreichen?«

Stephan zögert lange mit der Antwort, weil seine Theorie eine wilde Spekulation ist: »Ich denke mir, dass solche Tropfen bei einer langen Reise im Weltraum ganz nützlich sein könnten. Stell dir vor, du fliegst mit halber Lichtgeschwindigkeit zum nächsten Sonnensystem Alpha Centauri, bei dem ja inzwischen sieben Planeten entdeckt wurden. Mit halber Lichtgeschwindigkeit, und das kann man vielleicht erreichen, sind das 10 Jahre. Mit den Tropfen alterst

du aber nur einen Monat, es wäre nicht langweilig und du würdest wenig Energie verbrauchen ... Könnte doch sehr wünschenswert sein.«

Raianda starrt Stephan an: »Du glaubst, dass DAS SIE Weltraumreisen plant, ja vielleicht durchführt, ja vielleicht gar nicht von der Erde stammt?«

»Nein, ich glaube es eigentlich nicht. Andererseits, die Menschen könnten heute technologisch schon den Mond besiedeln, wenn sie es wollten. Das erste Hotel dort soll in acht Jahren eröffnet werden, wie du weißt. Die Hilton-Marriott-Kette schießt schon alle möglichen Materialien für den Bau auf den Mond, seit man unter der Mondoberfläche große Wasservorkommen in der Form von Eis entdeckt und damit ein großes Problem gelöst hat. DAS SIE scheint technologisch eher weiter zu sein als die Menschen. Unmöglich ist daher nichts.«

Nach sieben Tagen meldet sich DAS SIE wieder. »Hallo, Raianda und Stephan. Ich habe gute und schlechte Nachrichten. Das Wichtigste zuerst: Ihr werdet wieder freigelassen. Die schlechte Nachricht: Es sind ein paar Bedingungen daran geknüpft, keine besonders schlimmen, aber sicher die eine oder andere lästige.

Erstens, ihr müsst nach eurer Freilassung zurück zu eurer Lichtung. Ihr werdet dorthin geführt; den gefundenen Roboter könnt ihr behalten, die Platte aber nicht.

Zweitens, ihr müsst dort weitere fünf Tage verbringen und so tun, als würdet ihr noch forschen. Ihr werdet dort nichts Wesentliches mehr finden, aber ich, DAS SIE, und meine Kollegen brauchen diesen Sicherheitsbuffer, während wir hier verschwinden.

Drittens, es gibt eine offizielle Version, die ihr erzählen dürft, und diese – und nur diese – darf an den kleinen Personenkreis aus Cynthia, Marcus, Baumgartner und PM weitergegeben werden. Diese offizielle Version lautet: Bei der Lichtung lebten einige ‚intelligente Tiere‘, die nichts mit den Menschen zu tun haben wollen, aber ihnen auch nichts antun wollen – obwohl Letzteres durchaus gerechtfertigt wäre, weil die Menschen den Planeten Erde systematisch ruinieren und damit auch die Grundlage für die Existenz dieser Tiere vernichten. Diese intelligenten Tiere haben philosophische und mathematische Probleme gelöst, die die Menschen noch nicht gelöst haben. Sie haben auch ihre eigenen Technologien entwickelt, die

durchaus den Technologien der Menschen entsprechen, auch wenn oft andere Wege beschritten wurden. Wie mächtig selbst die kleinen Roboter sind, dürft ihr nicht verraten, einiges wird man bei der Untersuchung des kaputten Exemplars ohnehin erraten. Wir, diese ‚intelligenten Tiere‘, werden Great Barrier Island verlassen und uns anderswo niederlassen. Zum Beweis, dass wir wissenschaftlich den Menschen gleichwertig oder überlegen sind, bekommst du, Stephan, einen fünfseitigen Beweis, dass die Goldbach’sche Vermutung richtig ist. Wir wissen, dass du ein einschlägiges Buch gelesen hast und dein Vater auch. Wenn du den Beweis deinem Vater zeigst, wird dieser noch mehr überrascht sein, als du erwartest.

Viertens, während der dreimonatigen Zeit unseres Rückzugs ist die Spitze von Great Barrier Island nördlich von Miners Head bis auf einen Uferstreifen von 2 km Ausdehnung ins Innere absolutes Tabu. Wir bitten um Luftüberwachung durch die Gruppe deines Vaters oder das neuseeländische Militär, dass niemand in diese Tabuzone eindringt. Wenn das doch jemand tut, dann garantieren wir für nichts.

Fünftens, Fahrzeuge, die diesen Teil von Great Barrier Island in der Zeit von 0 und 2 Uhr verlassen, werden nicht kontrolliert und nicht verfolgt. Das sind die Fahrzeuge, in denen wir übersiedeln werden.

Sechstens, ihr beide dürft sagen, dass ihr noch etwas mehr über uns, DAS SIE, wisst, dass ihr aber hoch und heilig versprochen habt, kein Wort irgendeinem anderen zu sagen, es sein denn, DAS SIE gibt euch später dafür die Erlaubnis. Ihr dürft auch sagen, dass ihr erwartet, dass es in den nächsten Jahren, aber nicht sehr bald, wieder Kontakt mit DAS SIE geben wird.

Könnt ihr versprechen, dass ihr diese Bedingungen einhalten werdet? Mit einer Ergänzung: Solltet ihr gefoltert werden, um mehr zu sagen, dann seid ihr eures Versprechens entbunden. Das gilt auch, wenn ihr gegen euren Willen unter Drogeneinfluss oder im Delirium mehr verrätet. Ich warte auf eure Antwort.«

Raianda und Stephan brauchen nicht zu überlegen: Sie stimmen laut und eindeutig zu.

»Gut, dann will ich euch noch einiges sagen und ihr könnt auch noch Fragen stellen, bevor wir uns trennen. Es stand zur Diskussion, alle Menschen, die von uns zurzeit wissen, euch, aber auch alle bis zur PM, zu töten. Es wäre für uns einfach gewesen und das

Sicherste. Wir haben darauf verzichtet, weil wir euch nach einem genauen Studium eurer Vergangenheit so weit vertrauen, wie wir das bei Menschen in der Lage sind. Noch wichtiger ist für uns, dass wir euch in einem Punkt dankbar sind. Durch die Vermeidung des Atomkriegs Indien gegen Pakistan habt ihr vermutlich die Welt, und das beinhaltet uns, gerettet. Wir haben auch verzichtet euch zu töten, weil sich inzwischen auf eurem Anwesen neue Entwicklungen ergeben haben, die so außergewöhnlich sind, dass wir nicht glauben, sie stoppen zu dürfen.

Raianda und Stephan, ihr seid noch so jung, dass es möglich ist, dass wir wieder einmal zusammentreffen, gleichgültig, wie wir uns verstecken. Wir zählen darauf, dass ihr dann notfalls unsere Verbündete sein werdet. Genug von meiner Seite: Habt ihr noch Fragen?«

Stephan schaut Raianda an, sie nickt und Stephan beginnt zu sprechen: »Es gibt unendlich viele Fragen, aber, DAS SIE, lass mich zumindest ein paar stellen: Warum können wir dich und deine Freunde nicht sehen? Was bedeuten die vielen Schächtelchen in der Platte, die wir nicht behalten dürfen? Wieso weißt du so viel über uns und beherrscht Englisch perfekt? Wird das, wo wir jetzt sind, alles zerstört werden? Wie alt bist du bzw. eure Kultur? Gibt es einen Zusammenhang zwischen euch und dem Mindcaller? Warum wollt ihr nicht mit den Menschen kooperieren? Seid ihr in der Lage ...« Stephan kommt nicht weiter, DAS SIE unterbricht:

»Das sind genug Fragen. Ich beantworte sie nur teilweise. Uns zu sehen würde dich zu sehr schockieren. Wir sehen sehr viel anders aus als ihr. Die Schächtelchen haben für uns eine symbolische Bedeutung, die ich dir heute nicht erläutern darf. Wir wissen viel über euch und die Welt, weil wir überall Mitarbeiter und viele Kleinstroboter mit exzellenten Sensoren haben. Da könnte SR Inc. noch einiges von uns lernen«, lacht DAS SIE. »Ja, alles hier wird zerstört. Es wird eine gewaltige Explosion geben, die bei euch als Erdbeben abgetan werden wird. Unsere Kultur ist jung, weniger als hundert Jahre alt, aber wir entwickeln uns viel rascher als ihr Menschen. Nein, es gibt keinen Zusammenhang zwischen uns und dem Mindcaller. Aber das wird dir nicht einmal dein Vater glauben. Wir werden so lange nicht mit den Menschen kooperieren, solange die das nicht weltweit miteinander tun. Wir halten die Menschen für intelligent, aber moralisch für minderwertig. Einzelne schließen wir

davon jedoch aus. Aber selbst du, Stephan, genießt allen möglichen Luxus, während heute, an diesem Tag, wieder 30.000 Menschen an Hunger sterben. Wir verstehen nicht, dass die Menschen, und auch solche, die wir schätzen, mit dieser Tatsache leben können. Genug jetzt: Ihr werdet nun zu eurer ‚Lichtung‘ zurückgebracht.«

Noch einmal meldet sich Stephan zu Wort: »Raianda und ich bedanken uns für alles, auch für die Diskussion und die Kritik an uns Menschen. Aber ich kann deine letzte Anschuldigung, DAS SIE, nicht ohne Widerspruch hinnehmen. Du sagst, wir sind unmoralisch, weil wir uns nicht mehr um die Verhungerten der Welt kümmern. Mag schon stimmen, die Lösungen sind nicht einfach. Aber was machst du und was machen deine Freunde? Sie kümmern sich überhaupt nicht darum, sondern ihr versteckt euch irgendwo und löst halt andere Probleme, nicht nur das Goldbach'sche. Dabei weißt du wie ich, dass ihr mit eurer Technologie viel Gutes für die Welt tun könntet, zu der ihr auch gehört. Aber ihr geht nur in die Isolation. Kannst du das moralisch vertreten?«

DAS DIE antwortet telepathisch, sodass nur Stephan es hören kann: »Wenn du mehr wüsstest, würdest du uns verstehen. Wir sind sehr einsam. Und trotz unserer Fähigkeiten ist unser Einfluss beschränkt. Bevor ihr jetzt geht, gehst du noch einmal auf die Toilette. Das Kügelchen, das du dort findest, passt in deinen e-Helper und auf diesen haben wir inzwischen auch den Beweis für die Goldbach'sche Vermutung eingespielt. Wenn du mich unbedingt einmal brauchst, kannst du mich durch das Kügelchen über deinen e-Helper erreichen. Aber du lebst nicht in einem Märchen, ich bin nicht der Geist aus der Flasche, es wird ganz von der Situation abhängen, ob ich dir helfen kann und helfen will. Was du jetzt erfahren hast, darfst du auch Raianda nicht erzählen. Auf ihre Frage, die jetzt gleich kommen wird, sagst du nur, dass ich dir telepathisch gesagt habe, dass ich, das DAS SIE, sehr einsam bin. Mach's gut!«

Der Kontakt mit DAS SIE ist weg. Raianda sagt: »Du hast gerade so geistesabwesend ausgesehen, hat dir DAS SIE noch etwas telepathisch gesagt?« Stephan erwidert wahrheitsgetreu: »Ja, DAS SIE hat mir eindringlich gesagt, dass es sehr einsam ist. Warum hat es das gesagt und was hat es zu bedeuten?«

Einige der Roboter kommen, um sie zu eskortieren. Stephan verschwindet noch rasch in der Toilette, wo er das beschriebene

Kügelchen findet. Wenig später sind sie wieder bei der »Lichtung«, wo sie ohne sehr viel zu unternehmen mehrere Tage miteinander wunschlos glücklich sind ...

Als Stephan Raianda zur Fähre nach Fitzroy bringt, von wo aus sie die Rückreise nach Delhi antritt, reden sie nicht viel über die Zukunft. Beide denken aber dasselbe: Wie können wir unser Leben einrichten, dass wir zusammenkommen?

Stephan muss zurück, um das Lager bei der »Lichtung« abzubauen. In dieser Nacht kommt sich Stephan so schrecklich allein vor, dass er mit dem e-Helper Raianda aufweckt und ihr mitteilt, dass er ohne sie nicht leben kann. Gerührt und liebevoll antwortet sie: »Aber du tust es gerade. Auch du fehlst mir mehr, als ich dir sagen kann. Es ist zu wenig, wenn wir uns nur alle paar Monate einmal sehen. Nur – und das ist keine Warnung, sondern einfach Tatsache – wenn wir zusammen keine andere Lösung finden, wirst du mich verlieren, so weh mir das täte.« Stephan kann den Rest der Nacht nicht schlafen.

Der Moller holt die Ausrüstung am nächsten Tag. Mit einer Strickleiter klettert auch Stephan an Bord. Zu Hause stürmt er zu seinem Vater, um diesem zu berichten. Da sieht er diesen mit einem Stirnband stehen und auf eine schwarze Kugel starren.

»Willommen zurück, Stephan. Du hast sicher viel zu erzählen. Aber dieser Computer – Atlantis – aus der ganz alten Vergangenheit will dir zuerst etwas sagen. Leg bitte das Stirnband an.«

Stephan hat sich das Zurückkommen anders vorgestellt. Aber er legt das Stirnband an und sofort meldet sich Atlantis. »Stephan, nur ganz kurz. Du hast DAS SIE kennen gelernt. Was immer passiert. Brich dein Versprechen gegenüber DAS SIE nicht und Sorge dafür, dass DAS SIE nun drei Monate nicht belästigt wird. DAS SIE ist einsam, das hast du gehört. Wisse, es gibt zurzeit nur ein DAS SIE. Mehr darf ich dir jetzt auch nicht sagen; nur noch ein Tipp: Lass die Qu-Modulation des Miniroboters testen, dann wirst du mehr verstehen. Das war's schon ... Bis auf ein anderes Mal!«

Stephan nimmt das Stirnband ab ... Weder er noch Marcus weiß, wer zu erzählen beginnen soll. Da schaut Klaus bei der Tür herein. Stephan fragt: »Klaus, sagt dir Qu-Modulation etwas? Kannst du diesen kleinen Roboter auf Qu-Modulation testen? Und was ist das überhaupt?« Klaus erklärt ganz kurz und nimmt dann den

Miniroboter, während Marcus und Stephan Erlebnisse austauschen, Stephan immer nur im »erlaubten Rahmen«.

Aber er überreicht seinem Vater den fünfseitigen Beweis der Goldbach'schen Vermutung. Marcus ist wie vom Donner gerührt. Genau diesen Beweis hat auch Atlantis versprochen! Wenige Minuten später kommt Klaus aufgeregt zurück: »Der Miniroboter kann wirklich frequenzvariable Strahlung empfangen, mit einem Qu-Wert von 6.23: Das ist Telepathie! Und ein Teil des Roboters ist eine Telepathie-Mechanik-Schnittstelle, ähnlich wie sie uns Atlantis empfohlen hat. Stephan, wo hast du das Ding her?«

Die drei reden noch lange und oft fast gleichzeitig.

12. Treffen mit der PM

4. September 2020

Marcus sitzt bei der PM im Büro. Wegen der bevorstehenden Wahl musste er länger als sonst auf einen Termin warten. Um die PM nicht lange von ihren anderen Verpflichtungen abzuhalten, bringt Marcus gleich sein Anliegen vor: »Jenny, ich bin heute aus zwei Gründen bei dir. Erstens bringe ich dir ein Geschenk und zweitens benötige ich deine Hilfe.«

Die PM wartet gespannt. Marcus überreicht ihr einen hübschen e-Helper in Silber und erklärt: »Das ist eines der ersten Modelle mit eingebauter Anti-Parastrahlung. Du bist jetzt von Paraeinflüssen bis auf die Einschränkungen, die ich das letzte Mal erklärt habe, sicher. Übrigens, hier mit diesem Knopf kannst du den eigentlichen e-Helper aus dem Gehäuse nehmen und in ein anderes Gehäuse stecken, das fallweise besser zu deiner Garderobe passen mag. Hier ist zum Beispiel ein Gehäuse in Gold und hier eines, das leider sonst sehr einfach aussieht, auf das wir aber besonders stolz sind, weil es eine neue Errungenschaft unserer Chemieabteilung ist: Du kannst dir die Farbe des Gehäuses beliebig durch diese drei kleinen Schieber einstellen. Du kannst aber auch der Kamera des e-Helpers den Farbgleich überlassen. Darf ich vorführen?«

Die PM nickt. »Du trägst heute ein dunkelgrünes Kostüm, alle Accessoires in der gleichen Farbe. Ich richte die Kamera auf das Kostüm, stelle den Schieber auf »Automatik« und, voilà!, nun hat der e-Helper genau die gleiche Farbe.«

Die PM ist beeindruckt. »Ich nehme an, das kann man auch für das Einstellen der Farbe anderer Geräte verwenden oder von Kleidern und Vorhängen usw.?«

»Ja«, nickt Marcus, »es ist noch einige Forschungsarbeit notwendig, weil wir zurzeit nur einfarbige Flächen beherrschen, keine wie immer geartete Musterung. Aber wir haben Patente weltweit angemeldet. Und sobald wir die noch vorhandenen Probleme gelöst haben, könnte das ein neuer Exportschlager werden, den wir natürlich an Firmen lizenzieren werden. Durch die stille Beteiligung der Regierung an der SR Inc. sind somit weitere Rückflüsse für das Budget zu erwarten.«

Die PM und Marcus sind stolz auf dieses nun schon jahrelang sehr bewährte Vorgehen und schwelgen ein bisschen in Reminiszenzen: Im Jahr 2012 hatte Neuseeland durch das günstige Zusammentreffen mehrerer Umstände einen enormen Budgetüberschuss. Der wurde als stille Beteiligung in einige Firmen investiert. Dabei erwies sich SR Inc. als die erfolgreichste: Sie konnte viele ihrer Produkte weltweit lizenzieren, wobei der e-Helper DER Erfolg wurde. Bereits 70 % der Budgetmittel Neuseelands kommen inzwischen auf diese Weise zu Stande. Neuseeland ist daher eines der ganz wenigen Länder der Welt, wo trotz dauernder Steuersenkungen die Sozialleistungen immer mehr angehoben werden können. Es ist Marcus bis heute unverständlich, warum die unzähligen Wirtschaftsförderungs-Maßnahmen auf der ganzen Welt nicht auch diesen Weg beschreiten: Investitionen bei Firmen, aber anstelle von verlorenen Zuschüssen stille Beteiligungen, die rechtlich so gestaltet sind, dass nur bei Gewinn ein Rückfluss entsteht, aber keine wie immer gearbete Verantwortung für die Firma oder Beeinflussung der Firma von der finanzierenden Stelle möglich ist.

»Danke, Marcus, für diesen Anti-Para-e-Helper und die tolle Idee mit der Farbänderung. Ich darf diese in der Öffentlichkeit vorführen?« »Natürlich, wir freuen uns über jede Bewerbung unserer Produkte«, lacht Marcus, »und ab Oktober gibt es jetzt ein neues Modell des e-Helpers mit genau diesem Verfärbungstrick. Ich will dich nicht zu sehr aufhalten, aber wir arbeiten jetzt auch an einem Chamäleon-Material.«

»Was ist denn das?« »Es ist ein Stoff, der sich genau dem Hintergrund anpasst. Wenn du mit diesem Stoff von Kopf bis Fuß eingekleidet bist, dann bist du mehr oder minder unsichtbar, weil der Stoff genau das zeigt, was hinter dir ist. Wir haben zurzeit ein Team, das sich mit den möglichen negativen Auswirkungen dieser Entwicklung beschäftigt. Sie könnten so groß sein, dass wir die Entwicklung nicht weiterführen. Wir wollen schließlich weder unsichtbare Einbrecher noch unsichtbare Waffen usw.«

Die PM nickt nachdenklich. Dann ändert sie das Thema: »Du hast gesagt, du hast eine Bitte. Du weißt, ich werde sie erfüllen, wenn ich irgendwie kann.«

»Wir haben in den letzten Wochen unglaubliche Entdeckungen gemacht, die – ich übertreibe nicht – unsere Welt grundlegend

verändern werden. Ich will dich vor der Wahl nicht damit belasten, aber bitte besuche uns auf Great Barrier Island nach der Wahl, sobald du kannst. Du wirst sehr überrascht sein. Aber in diesem Zusammenhang haben wir auch ein Problem: Wir müssen den nördlichsten Zipfel von Great Barrier Island, es geht nur um zirka 20 Quadratkilometer, drei Monate lang hermetisch abriegeln. Während dieser Zeit darf niemand in das Innere dieses Teils der Insel, Strandbesuche von Jachten sind kein Problem. Die Gegend ist wüstenhaft und unbewohnt, es ist fast durchgehendes Dickicht ohne große Sehenswürdigkeiten. Die Wahrscheinlichkeit, dass irgendjemand überhaupt in den nächsten drei Monaten dorthin will, ist nicht groß. Aber wenn, muss er mit dem Hinweis auf eine ‚vorübergehende militärische Sperrzone‘ vom Betreten abgehalten werden.

»Also war doch etwas an dieser Sperrzonengeschichte?«, ist die PM neugierig. »Ja, es hat sich etwas ganz Ungewöhnliches daraus entwickelt. Es besteht für niemand eine Gefahr, außer, es dringt jemand während der nächsten drei Monate in das Sperrgebiet ein: Das könnte tödlich sein.«

»So gefährlich?« »Ja.« »Und du willst, dass wir dort Truppen stationieren? Ich weiß nicht, wie ich das begründen kann.«

»Nein, wir brauchen keine Truppen, sondern nur eine permanente Luftüberwachung. Am einfachsten wäre Folgendes: Es werden zwei bis drei Kampfhubschrauber in der Nähe stationiert. Wir, das heißt SR Inc., überziehen den Rand des Gebietes mit e-Kolibris, mit unbemannten Minidrohnen, die alles aufnehmen und an eine Zentrale, die auf meinem Anwesen ist, übertragen. Entdecken die Drohnen Eindringlinge, und nur dann, steigen die Kampfhubschrauber auf und sorgen dafür, dass die Eindringlinge verschwinden ... Notfalls, indem sich einige Militärs mit Strickleitern hinunterlassen und dann von Mensch zu Mensch reden können.«

»Ja, das scheint gerade noch machbar. Mein Verteidigungsminister schuldet mir noch einige Gefälligkeiten. Aber gibt es keine anderen Lösungen?«

Marcus zuckt die Schultern. »Im Prinzip ja, aber ich glaube, die sind für dich noch lästiger. Das Land ist Crown-Land. Die Regierung könnte es mir verkaufen, ich zahle auch das Doppelte des tatsächlichen Wertes. Dann gehört es mir und ich kann von meinem Privateigentum einigermaßen legal Menschen fernhalten. Nur: Der

Verkauf von Crown-Land muss wohl ins Parlament und das wird vermutlich kompliziert?«

»Ja, das kannst du vergessen. Da entsteht dann auch so viel Neugier im Parlament und außerhalb: Du hast dann dort auf einmal Hunderte Journalisten, die wissen wollen, warum SR Inc. oder wer auch immer einen so gottverlassenen Flecken kaufen will ...«

»Nein, machen wir es mit den Hubschraubern. Du setzt dich mit Minister Jimmy Tamera in Verbindung ... Nicht vor heute Abend. Ich werde nach dem Ministerrat um 16 Uhr mit ihm sprechen.«

»Danke, Jenny, und alles Gute für die Wahl.«

Jenny lacht: »Du hast so viele Gutpunkte bei mir, du brauchst dich nicht zu bedanken. Dass ich voraussichtlich mit einer riesigen Mehrheit wiedergewählt werde, verdanke ich nur euch.«

Marcus winkt ab, aber er weiß, dass es wohl weitgehend stimmt. Es ist ja nicht nur der wirtschaftliche Aufschwung, der durch SR Inc. entstanden ist, sondern der für viele unverständliche Erfolg der PM im Ausland. Die PM hat mit den Großmächten der Welt für Neuseeland so günstige Verträge schließen können, dass man noch immer rätselt, wie sie es geschafft hat und immer wieder schafft. Ihr Charme und ihr Erfolg werden in ausländischen Medien regelmäßig gepriesen. Neuseeland war noch nie so wohlhabend und angesehen wie unter dieser PM.

Niemand ahnt, dass die vorteilhaften Wirtschaftsabkommen Gegenleistungen sind dafür, dass die PM mit ihrem ganz geheimen Spionageteam – der Paragruppe und dem Heer der e-Kolibris –, von dem selbst die großen Nachrichtendienste der Welt nichts wissen, immer wieder in der Lage ist, verheerende Terroranschläge zu verhindern. Und sie gibt genaueste Informationen, die von der Gruppe Marcus und seinen weltweiten Drohnen kommen, immer unter zwei Bedingungen: Neuseeland darf nicht erwähnt werden, damit es nicht Ziel von Anschlägen wird, und man erwartet bei wirtschaftlichen und anderen Verhandlungen größtes Entgegenkommen. Aber wie sollte man mit solchen Bedingungen nicht einverstanden sein, wenn nur so die Explosion einer schmutzigen Atombombe in Berlin verhindert werden konnte, die Golden Gate Bridge noch immer steht, der Eiffelturm nicht gesprengt wurde und selbst im Nahen Osten endlich Ruhe eingekehrt ist? Es gibt eine ganze Reihe solcher Beispiele, die atomare Abrüstung Pakistans und Indiens

war ja sozusagen der letzte Streich. Die PM weiß, dass sie durch die Möglichkeiten von SR Inc. weiterhin eine mächtige Rolle spielen wird. Noch kann sie nicht wissen, dass diese durch Atlantis weiter vergrößert werden wird.

Die Wahl verläuft erwartungsgemäß: Die PM erhält 65 % der Stimmen. Das ist nun schon der dritte überwältigende Wahlsieg in Folge.

Nur zwei Wochen später kommt sie auf das Angebot Marcus' zurück und besucht die Paragruppe auf Great Barrier Island. Nach einem unbeschwerten Mittagessen ziehen sich die PM sowie Marcus, Klaus, Maria und Stephan in einen Laborraum zurück.

Marcus erklärt: »Es gibt mehrere Entwicklungen, deren Konsequenzen wir noch nicht abschätzen können.

Bei der Entwicklung der Anti-Para-Strahlung ist Klaus eine spezielle Modulation der Strahlen aufgefallen, die je nach Wert der Modulation gewisse Paraeigenschaften verstärkt. Die Modulation Qu-4 verstärkt beispielsweise meine Fähigkeiten, Qu-6.6 jene von Klaus, Qu-6.23 Telepathie usw. Das heißt beispielsweise, wenn du eine auch noch so geringe Parabegabung für Telepathie besitzt, dann können wir diese mit Qu-6.23 stark erhöhen ... Wenn wir das mit zwei Personen machen, die sich beide ihrer minimalen Begabung vermutlich gar nicht bewusst sind, dann können diese auf einmal telepathisch kommunizieren. Noch haben wir zwei solche Personen nicht gefunden, aber wir haben auch damit aus zwei Gründen noch nicht systematisch experimentieren können. Es gibt ja so viele (unendlich viele) mögliche Werte für die Qu-Modulation, dass wir Jahre benötigen werden, um alle zu erforschen. Und vermutlich werden wir dabei auch ganz neue Paraphänomene entdecken. Zurzeit haben wir aber erst ein einziges Stirnband für die Qu-Modulation hergestellt.

Sobald ein weiteres verfügbar ist, können wir versuchen, ob unter uns oder anderen Menschen zwei schwache telepathische Begabungen sind, die es schaffen, mittels der Qu-Modulation wortlos zu kommunizieren. Der Grund, warum wir nicht mit voller Energie nur die Qu-Modulation verfolgt haben, ist ein besonders sensationeller. Du kennst ja den Mindcaller. Uns ist seit langem bekannt, dass dieser aus sehr alten Zeiten stammt, möglicherweise gar nicht von Menschen. Nun haben wir zwei schwarze Kugeln gefunden,

diese größere hier haben wir ‚Atlantis‘ getauft. Du wirst kaum glauben, was das ist: ein Supercomputer, der Millionen von Jahren alt ist und von anderen intelligenten Lebewesen, den ‚Alten‘ auf der Erde zurückgelassen wurde. Der Computer ist milliardenfach leistungsfähiger als die größten Computer, über die wir heute verfügen. Aber wir wussten die längste Zeit nicht, wie wir ihn benutzen können, bis uns der Wert der Qu-Modulation seiner Strahlung auffiel: 6.23 ... also Telepathie. Und so können wir uns, mit großer Sicherheit auch du, telepathisch mit Atlantis unterhalten, indem wir die geringen telepathischen Fähigkeiten, die die meisten von uns haben, durch Qu-Modulation verstärken. Atlantis versteht uns aber auch, wenn wir sprechen, denn er hat Tausende Sensoren. Und wir haben nach seinen Plänen ein Schreibgerät entwickelt, das er telepathisch bedient und mit dem er schreiben kann. Wir wissen nicht, warum er es ablehnt, einfach über eine Tastatur oder einen Bildschirm mit uns zu kommunizieren.

Er bestand darauf, ein Gerät zu haben, mit Hilfe dessen er mit Bleistift oder Kugelschreiber schreiben und zeichnen kann. Inzwischen haben wir ihm auch auf Wunsch eine Stimme gegeben, wobei Atlantis wieder jede Elektronik ablehnte ...«

Die PM unterbricht: »Ich glaube, ich träume. Das ist doch einfach nicht möglich, was du da erzählst! Du behauptest ernsthaft, dass ihr Beweise habt, dass intelligente Lebewesen von irgendwo im All vor Jahrmillionen schon auf der Erde waren und hier unglaubliche Supercomputer wie diesen Atlantis zurückgelassen haben? Du erlaubst dir einen Scherz mit mir, oder?«

»Nein, es ist kein Scherz. Aber uns ging es nicht anders. Dabei weißt du erst von einigen der Fähigkeiten von Atlantis.«

Marcus setzt seine Erklärungen fort. Schließlich versucht die PM zusammenzufassen. »Wir haben also hier einen supermächtigen Computer, der über mehr Wissen verfügt als wir Menschen, der Probleme lösen kann, die unsere Fähigkeiten weit übersteigen, und der ein außerirdisches Produkt ist. Um unsere Kultur und unser Selbstwertgefühl nicht zu sehr zu untergraben, ist er allerdings lediglich bereit, uns in vereinzelter Situationen zu helfen. Und aus demselben Grund werden seine Hersteller, wenn sie je wieder in die Nähe der Erde kommen, uns zwar beobachten, aber nicht mit uns in Verbindung treten, weil wir die notwendigen ‚galaktischen Kriteri-

en' wie Telepathie, Raumfahrt und Quantencomputing noch nicht beherrschen. Ist das richtig?«

Bevor Marcus zustimmen kann, spricht Atlantis mit seiner neuen künstlichen Stimme. »Ja, das ist richtig, Frau Premierminister. Trotzdem sollten sie nicht gering schätzen, was ich trotzdem für Sie tun kann. Methoden, die die Menschheit beherrscht, darf ich zu Gunsten der Menschen einsetzen. Da meine Informationsverarbeitungs-kapazität und meine Sensorik so viel besser ist als die in zurzeit von Menschen gebauten Computern, kann ich bei Vorhersagen und Simulationen helfen. Ich kann das, was Ihr sehr privater Geheimdienst« – Atlantis lacht! – »für Sie in Sachen Terrorbekämpfung etc. geleistet hat, unterstützen und nun auf andere Gebiete ausdehnen, weil ich Wetterkatastrophen, Erdbeben und Ähnliches recht exakt bestimmen kann. Sie können Ihre Position als Regierungschefin, die ein Team hat, das mehr zu wissen scheint als der Rest der Welt, weiter stärken. Sie werden sehen, dass ich ganz nützlich sein kann, auch wenn ich vieles nicht mitteilen darf. Aber ich habe auch eine Bedingung: Ich möchte die Paragruppe bei SR Inc. nicht verlassen. Ich versichere, dass dies nicht eine willkürliche Entscheidung ist, sondern sich noch sehr bewähren wird.«

»Marcus, hilf mir, ich fühle mich heute so überfordert wie noch nie. Stimmt das, was ich gerade gehört haben? Und kann Atlantis wirklich mehr als wir Menschen?«

»Daran gibt es keinen Zweifel. Ich habe, halb aus Spaß, Atlantis eine seit 250 Jahren unbewiesene mathematische Vermutung gegeben. Er hat den Beweis sofort erbracht. Dies ist genial einfach und mit einfachem Mathematikwissen verständlich ... Nur besteht er aus einer Folge von ‚Tricks‘, an die halt noch niemand gedacht hat. Bei anderen mathematischen und naturwissenschaftlichen Aufgaben hat sich Atlantis allerdings geweigert mit dem Hinweis, dass die Lösungen zu viel Neues zeigen würden, was wir Menschen erst selbst entdecken müssen. Zufällig ist das bei der anderen Vermutung nicht so, darum war er bereit, den Beweis zu erbringen.«

»Und du glaubst, Atlantis kann uns echt helfen?«

»Ja, wir könnten die SR Inc. offiziell um eine Katastrophen-Warnabteilung vergrößern, in der Atlantis insgeheim die führende Rolle spielen würde, wo aber unsere Meteorologen, Vulkanforscher, Klimatologen etc. mitarbeiten und von den Ergebnissen profitieren

würden. Globale Warnungen würden über dein Büro laufen, vielleicht viele wieder ‚ganz vertraulich‘, weil wir uns sonst als Alleswisser nur verdächtig machen würden. Atlantis, siehst du das auch so?«

Atlantis antwortet nicht. Marcus nickt und erklärt: »Atlantis ist oft schweigsam. Er drängt sich nie auf und er weigert sich, uns Entscheidungen abzunehmen. Aber ich kann dir versichern, dass er ein unglaublich mächtiger Verbündeter werden wird.«

»Marcus, irgendwie habe ich das Gefühl, dass du und deine Gruppe noch eine Paraeigenschaft habt, die euch allen nicht bewusst ist: Ihr scheint ungewöhnliche Phänomene anzuziehen.«

Zur Überraschung aller bricht Atlantis in schallendes Lachen aus: »Frau Premierminister, Sie verdienen wirklich die positiven Attribute, die man Ihnen zuschreibt. Denn Sie haben instinktiv die Modulation Qu-11.4 erfasst, die in diesem Raum Marcus, Klaus, Maria und Stephan betrifft und die genau der Paraeigenschaft entspricht, die Sie erwähnt haben: die Eigenschaft, Ungewöhnliches ‚anzuziehen‘.«

Klaus ist bleich geworden und sagt leise zu Marcus: »Weißt du, was das heißt, Marcus? Wenn wir bei uns diese Modulation erhöhen, dürfte unser Leben noch verrückter werden.« Marcus ist fast entsetzt: »Finger weg davon, Klaus!«⁶

Die PM runzelt die Stirn. »Ich hoffe, Atlantis hat seine Bemerkung nicht ernst gemeint! Aber da ist noch etwas. Was hat das alles mit dem ‚militärischen Sperrgebiet‘ im Norden zu tun, habt ihr dort Atlantis gefunden?«

»Stephan, kannst du das Wichtigste berichten?« Stephan zeigt den kleinen Roboter, der von einer unbekanntem Art von intelligenten Tieren, die im Norden wohnten, entwickelt wurde und der auch eine Strahlung mit Qu-6.23 empfangen kann, das heißt, offenbar telepathisch gesteuert wurde. Er erzählt, was er erzählen »darf«, auch dass DAS SIE sich nun von der Insel zurückziehen wird, aber dass eine spätere Kontaktaufnahme wohl wahrscheinlich ist.

»Hoch intelligente, hoch technologisierte Lebewesen auf Great Barrier Island? Mir kommt der Zusammenhang klar vor: Einige der

⁶ Die Bemerkung wird Klaus nicht abhalten zu versuchen, einen Modulationswert von 11.4 zu erzeugen. Zu seiner Frustration wird er aber bemerken, dass mit allen seinen Versuchen Werte von 10 nicht überschreitbar sind: Dafür scheinen gänzlich andere Verfahren notwendig.

„Alten“, die auch für Atlantis und den Mindcaller zuständig waren, haben auch die Roboter, die du erwähntest, entwickelt. Sie haben sich dir nie gezeigt, weil sie keinen Kontakt mit den Menschen nach ihren Regeln haben dürfen, und darum ziehen sie jetzt auch ab. Stimmen wir überein, dass da ein ganz klarer Zusammenhang besteht?«

Alle stimmen zu, haben sich auch schon teilweise Ähnliches überlegt. Marcus ist schweigsam: Atlantis hat auf die explizite Frage, ob es zurzeit »Alte« auf der Erde gibt, mit Nein geantwortet. Und Stephan bewundert DAS SIE: Es hat richtig vorhergesagt, dass man zwischen Mindcaller und DAS SIE eine Verbindung sehen wird, eine Verbindung, die es aber nicht gibt.

Stephan ist der Einzige, der sicher ist, dass hinter dem DAS SIE eine ganz andere Geschichte steht, die mit den Alten, dem Mindcaller, Atlantis und den »Kollegen« von Atlantis keine Verbindung hat. Er ist gespannt, wann er wieder von DAS SIE hören wird.

Die PM beginnt sich zu verabschieden. Da meldet sich Atlantis noch einmal zu Wort. »Ich möchte Sie nicht belästigen, Frau Premierminister, und ich werde mich unbefragt in Zukunft nicht mehr zu Wort melden. Aber es geht um eine Naturkatastrophe, von der Sie wissen sollten. Morgen Nachmittag um 16:23 Uhr wird ein Erdbeben der Stärke 7,3 nach Richter die Stadt Tauranga in der Bay of Plenty erschüttern. Es werden einige Brücken einstürzen, Wasser- und Gasleitungen brechen und von den Häusern Trümmer auf die Straßen fallen. Soweit ich berechnen kann, wird kein Gebäude einstürzen. Wenn Sie dafür sorgen, dass Wasser, Strom und Gas vor 16 Uhr abgestellt werden und niemand – auch kein Auto – so steht, dass herabfallende Trümmer gefährlich sind, dann gibt es nur geringen Sachschaden, aber keine Tote. Eine Evakuierung ist nicht erforderlich. Wenn Sie aber keine Maßnahmen treffen, werden Großfeuer ausbrechen, wird es zu Gasexplosionen kommen, werden im Stoßverkehr volle Autobrücken einstürzen und werden mehr als 300 Menschen sterben.«

Die PM blickt verzweifelt in die versammelte Runde. »Marcus, kann ich diesem uralten Computer trauen, der mich da mit unglaublichen Details überschüttet? Und selbst wenn Atlantis Recht hat, wie soll ich die Maßnahmen, die Atlantis vorschlägt, rechtfertigen?«

»Jenny«, sagt Marcus mit Bestimmtheit, »du musst Atlantis glauben. Und wir müssen gemeinsam überlegen, wie du eine gute Erklä-

rung für dein Vorgehen finden kannst. Vielleicht sollten wir uns in Ruhe zum Nachmittagstee zusammensetzen.«

Eher ratlos sitzt die Gruppe im Wintergarten. Es fällt niemandem auf, dass Stephan und Maria längere Zeit fehlen. Als die beiden schließlich kommen, ist es klar, dass sie einen Plan ausgeheckt haben.

Maria erklärt: »Wir haben doch besprochen, dass wir bei SR Inc. eine Abteilung für Katastrophenwarnung einrichten. Ich habe recherchiert: Es gibt eine kleine Gruppe an der Universität Auckland unter der Leitung eines Seismologen Simms, der einen recht guten Ruf hat. Er sitzt gerade beim Abendessen in Tony's Restaurant beim Arts-Center. Dort trinkt er immer auch ein oder zwei Gläschen Wein und geht dann noch einige Stunden arbeiten. Ich kenne den Eigentümer des Restaurants: Er wird heute dafür sorgen, dass der Wein so stark oder reichlich ist, dass sich Herr Simms morgen nicht mehr an viel erinnern wird. In der Nacht wird Harry, der Superhacker in unserer Firma, einen File über das bevorstehende Beben in Tauranga auf den PC von Simms einspielen. Dieser durchaus solide File wird gerade in Delhi von einer hübschen Studentin der Erd- und Biowissenschaften erstellt und an Stephan übermittelt.« Maria lächelt und Stephan schaut etwas verlegen. »Der File wird mit einer Warnung mit der Kennung von Simms noch heute Nacht an die PM geschickt. Harry sagt, er schafft es, dass es absolut echt aussieht. Stephan hat gerade mit ihm geredet. Jenny, du hast dadurch einen guten Aufhänger für die notwendigen Vorkehrungen. Stephan und ich meinen, du solltest knapp vor dem Erdbeben Simms anrufen, ihm für den File ‚Tauranga‘ danken und mitteilen, dass seine Warnungen beherzigt wurden. Er wird verwirrt sein, wird aber den File ‚Tauranga‘ auf seinem PC finden und feststellen, dass er ihn tatsächlich geschickt hat. Bevor er Bedenken anmelden kann, wird das Erdbeben (sonst bringen wir Atlantis um!) stattfinden. Die PM und Simms werden als Helden gefeiert werden. Simms wird dann gleich von SR Inc. als Leiter der neuen Seismologieabteilung als Teil des Katastrophenwarnschutzes mit einem schönen Forschungsauftrag von der PM angestellt. So, ich glaube, wir haben das Problem gelöst.«

Im Wintergarten ist es einen Augenblick still. Dann springt die PM auf und umarmt Maria und Stephan: »Ihr seid absolut super. Ich glaube, ich sollte euch in mein Regierungsteam aufnehmen. Der

Plan wird so gemacht, außer es hat noch jemand Verbesserungsvorschläge?« Klaus meldet sich. »Ich denke, es wäre nur gut, wenn der Zeitstempel des Absendens des Files VOR dem Abendessen liegt. Wenn Simms wirklich viel trinkt, könnte es ja sein, dass er nicht mehr arbeiten geht. Aber auch wenn er geht, merkt er sicher nicht, dass jemand unter seiner Kennung einen File verschickt hat.«

Die PM nickt: »Stephan, du sagst das Harry? Marcus und Maria, könnt ihr mit dem Supermoller morgen gegen 16 Uhr in Tauranga sein, aber so, dass euch keine fallenden Trümmer treffen? Erstens könnt ihr dann notfalls eingreifen, zweitens erfahre ich so aus der bestmöglichen Quelle, wie es läuft. Geht das?«

Die Maßnahmen in Tauranga am nächsten Tag werden relativ spät und nur über lokale Medien verbreitet durchgeführt. Die PM will vermeiden, dass Erdbebenfachleute sich vielleicht im letzten Moment einmischen. Dass man aus diesem Grund auch die Erdbebenüberwachungsstelle in Tauranga selbst durch einen kleinen Brand für einige Tage unbenutzbar machen muss, ist leider unvermeidlich.

Der Moller mit Maria, Marcus, Stephan und Klaus landet in einem Park in Tauranga um 16 Uhr. Stephan ist mehr aus Neugier dabei, Klaus bestand darauf, seine Messgeräte mitzunehmen, mit denen er frequenz-variable Strahlen und deren Modulation messen kann. Um 16:18 Uhr wird Klaus auf einmal aufgeregt: »Ich messe Strahlen mit einer Modulation Qu-2.2!«

Die Stadt ist inzwischen wie ausgestorben. Einige der Bewohner haben es vorgezogen, sie zu verlassen, die anderen sind in ihren Wohnungen, sitzen nach Anleitung nicht in der Nähe von Fenstern, haben empfindliche Gegenstände wie Vasen etc. in Sicherheit gebracht, sich mit Kerzen, Wasser usw. eingedeckt.

Marcus sitzt mit der Kommunikationsbrille im Moller, damit die PM in Wellington alles möglichst hautnah miterleben kann. Um 16:23 Uhr beginnt sich die Erde beängstigend zu bewegen. Wie Wellen benehmen sich Teile der Straße, der Moller schaukelt, einige Fenster splintern, Dachziegel fallen von den Dächern, die große Brücke über den Hafen schwingt und schwingt, dann stürzt sie ein. Staub wirbelt auf, nur Maria kann mit ihrem Telesehen wirklich etwas ausmachen. Die Erdstöße lassen bald nach. Eines ist sicher: Es ist kein großes Gebäude eingestürzt, wohl aber einige Brücken und Überführungen.

In den Abendnachrichten wird der Mut der PM hervorgehoben, auf Grund einer Warnung des berühmten Seismologen Simms eine sicher nicht einfache Entscheidung getroffen zu haben. Die Pläne der Gruppe sind also voll aufgegangen.

Marcus erinnert sich, dass Klaus kurz vor dem Beben Strahlen mit Modulation Qu-2.2 maß: »Klaus, was hältst du davon?« »Ich hatte gleich so eine Ahnung, sonst wäre ich gar nicht mitgekommen. Man hört doch immer, dass vor Erdbeben Tiere oft unruhig werden. Ich habe heute Abend mehrere Tiere mit frequenz-variabler Strahlung mit Qu-2.2-Modulation behandelt: Sie spielen alle verrückt! Mit anderen Worten, große Erdbewegungen lösen solche Strahlen aus und manche Tierarten merken das, kurz bevor es ernst wird. Und wir jetzt mit unseren Geräten auch! Atlantis kann das offensichtlich 24 Stunden früher. Wir werden Atlantis schon noch einholen«, grinst er.

Um 22:30 Uhr meldet sich die PM über ihren e-Helper bei der Paragruppe auf Great Barrier Island. Sie berichtet, dass die Prognosen von Atlantis zu 100 % stimmten, und schließt: »Ich danke euch allen – und grüßt Atlantis von mir.«

Marcus geht in das Labor zu Atlantis, Stephan folgt aus Neugier, ohne dass Marcus es merkt. »Atlantis, du hast Recht gehabt. Es danken dir alle. Hilf uns bitte auch in der Zukunft.«

Marcus hat mit keiner Antwort gerechnet, doch da grummelt Atlantis: »Schon recht. Nur wird es euch nicht immer so leicht fallen meine Warnung zu beachten wie diesmal.«

Nachwort

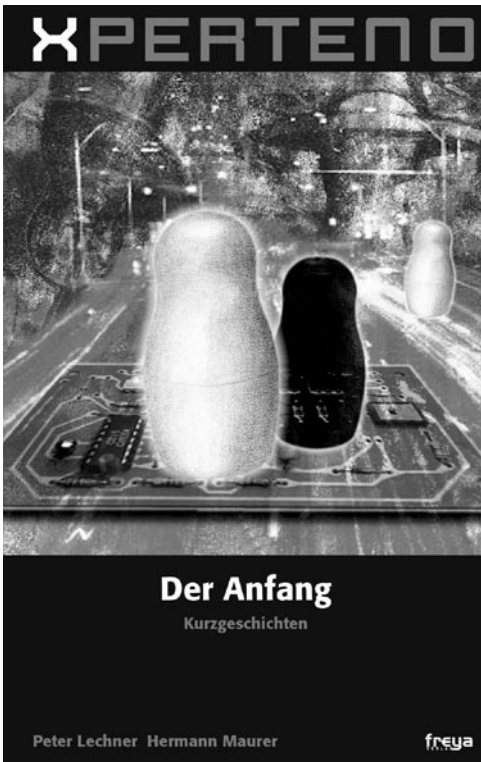
Ich hoffe, das Buch hat Ihnen gefallen. Ich freue mich über jede Stellungnahme! Schreiben Sie mir! Ich antworte fast immer, außer wenn ich gerade besonders schlecht aufgelegt bin. Meine E-Mail-Adresse: hmaurer@iicm.edu

Ach so, und wenn Ihnen der Band Spaß gemacht hat: Kaufen Sie doch fünf Stück als Geschenk für Ihre fünf besten Freunde! Alle weiteren Informationen auf den nächsten Seiten.

Herzlichst
Ihr
Hermann Maurer

Xperten 0: Der Anfang (bereits erschienen)

Eine Sammlung von hauptsächlich SF-Geschichten vom Initiator der Xperten-Reihe, bearbeitet von Mag. P. Lechner. Die Geschichten können einzeln und in beliebiger Reihenfolge gelesen werden. Sie sind augenöffnend und provokant. Probieren Sie doch die Kostprobe unter www.iicm.edu/Xperten/Xperten0. Die Geschichten berühren sich mit den Hauptbänden der Xperten-Reihe durch die Diskussion der Zukunft, zukünftiger Technologien und Ideen, aber nicht über die Personen der Hauptreihe.



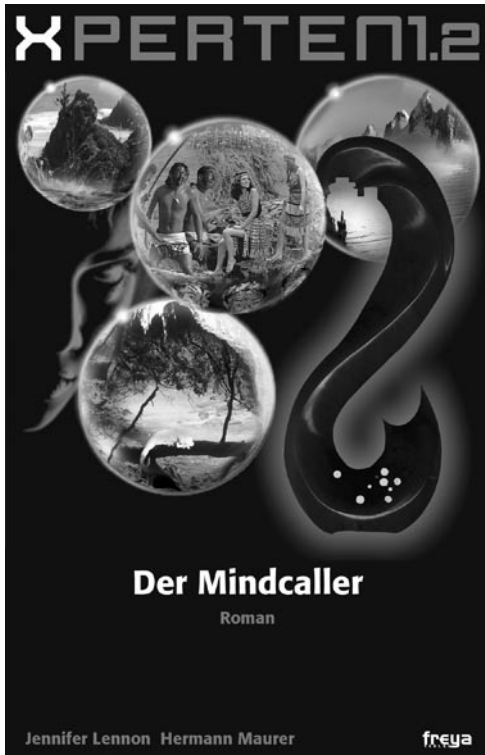
Xperten 1: Der Telekinet (bereits erschienen)

Der erste Band der Hauptreihe. In diesem Band entdeckt der Physikstudent Marcus seine Parabegabung, experimentiert damit, setzt sie ein, um in Casinos Geld zu »verdienen« und um Mädchen zu verführen. Er wird sich dabei immer mehr bewusst, dass er als Parabegabung sowohl eine große Verantwortung als auch ein gefährliches Leben hat, wird von der PPU in Brüssel gejagt und entkommt dem Tod nur durch die parabegabte Maria, die seine große Liebe wird. Sie fliehen zusammen nach Neuseeland, wo sie eine Familie gründen und ein neues Leben aufbauen.



Xperten 1.2: Der Mindcaller (bereits erschienen)

In diesem Band wird die Geschichte des Mindcallers und der jungen Frau Aroha erzählt, die dann in späteren Bänden weitergeführt wird. Hier bemerkt man auch zum ersten Mal – schon im Kapitel 1 –, wie breit die Xperten-Reihe angelegt ist: Sie geht Millionen Jahre in die Vergangenheit bis zu den »Alten« zurück. Und das Rätsel der schwarzen Kugeln wird erst im Band 3 teilweise gelüftet!



Xperten 2: Der Paradoppelgänger (bereits erschienen)

Die dreijährige Tochter von Maria und Marcus ortet eine besondere Parabegabung in dem Besitzer eines kleinen Reisebüros. Diese Tatsache entführt den Leser nicht nur auf eine lustvolle Reise nach Brasilien und Europa, sondern beginnt zu erklären, warum in manchen Gegenden mehr Parabegabungen auftreten als in anderen. Die Erkenntnisse sind so gewaltig, dass sie sich bis zum Bau der Pyramiden in Ägypten nachvollziehen lassen.



Xperten 2.1: Der Paraschirm (Erscheinen geplant für Mitte 2004)

Der Australier Ryan kann in Notsituationen einen Schutzschirm um sich aufbauen. Als dies von Dr. Campell erkannt wird, gerät Ryan in Lebensgefahr. Er unterschätzt seine Freundin Amber sehr, die über eine ganz ungewöhnliche Begabung verfügt. Erst als er von Klaus Baumgartner gerettet und nach Neuseeland gebracht wird, beginnt er zu verstehen, was er mit Amber verloren hat. Seine Suche nach Amber, die er schließlich in Australien aufnimmt, führt zu der größten Überraschung seines Lebens.

Xperten 2.2: Paraforschung (Erscheinen geplant für Mitte 2004)

Aroha und Herbert, die sich über den Mindcaller (Band 1.2) finden, werden plötzlich von der neuseeländischen Regierung auf ein sehr gefährliches Projekt angesetzt, das sie bis nach Namibia führt. Ohne die Paraverzögerung Herberts und die Parasymbiose mit der Natur, die der Mindcaller ermöglicht, hätten die beiden keine Chance gegen die bösen Kräfte, die sich gegen sie verschwören.

Xperten 2.3: Param@ils (Erscheinen geplant für 2004)

»It's the economy, stupid.« Dieses geflügelte Wort, geprägt von Bill Clintons Wahlkampfmanagern, sagt, was wirklich Sache ist: Um die Wirtschaft dreht sich alles! Selbst die mächtige Gruppe rund um Marcus kann dies nicht ignorieren. Ein Parabegabter kümmert sich um einen komplexen Fall von Erpressung, der eine große Firma bedroht. So nebenbei erfährt der Leser, dass sich Marketing keineswegs im Fotografieren möglichst vieler schöner und leicht bekleideter Mädchen an exotischen Orten erschöpft, sondern harte Arbeit von Profis ist.

Xperten 3: Die Parakämpfer (bereits erschienen)

Das vorliegende Buch, der dritte Band der Hauptreihe.

Xperten 4: Das Paranetz (erscheint 2004)

Im Jahr 2080 bricht »das Netz«, der Zusammenschluss aller Computernetze, zusammen. Weltweit bricht totales Chaos aus – Millionen von Menschen sterben, Milliarden sind vom Tod bedroht. Gibt es einen Ausweg? Ja, man muss in der Vergangenheit, im Jahre 2020, einen Terroranschlag durchführen!

Xperten 5: Die Paraüberwachung (in Planung)

Das Gespenst der totalen Überwachung, wie es sich schon mit Überwachungskameras um 2000, mit Videomaut um 2002, mit Sektionsgeschwindigkeitskontrolle 2003, mit Verbrecherüberwachung 2006, mit dem »Filmen der Vergangenheit« 2007 und mit dem »Tagebuch der Sinne« 2010 abzeichnet, wird 2022 plötzlich zum Schlüssel der totalen Freiheit.

FAX +43-(0)7235-64487-18

Name:

Straße:

PLZ / Ort:

PS: Schreiben Sie gerne? Wollen Sie bei der Xperten Reihe mitschreiben? Dann kontaktieren Sie mich unter hmaurer@iicm.edu ... Wir setzen uns dann einmal zusammen und besprechen, wie das gehen könnte!

Ihr Hermann Maurer

Bestellung von Büchern in der Xperten-Reihe:

Sie erhalten die Bücher aus der Xperten-Reihe in jeder guten (echten oder elektronischen) Buchhandlung, Sie können sie aber auch versandkostenfrei bestellen

beim Verlag www.freya.at oder

über www.iicm.edu/xperten/xperten3/bestellung.html.

Oder Sie füllen das folgende Formular aus und faxen es an den Verlag unter +43(0)7235-64487-18

Bitten senden Sie mir:

- ... Stück Xperten 0: Der Anfang
- ... Stück Xperten 1: Der Telekinet
- ... Stück Xperten 1.2: Der Mindcaller
- ... Stück Xperten 2: Der Paradoppelgänger
- ... Stück Xperten 2.1: Der Paraschirm (sobald erschienen)
- ... Stück Xperten 2.2: Paraforschung (sobald erschienen)
- ... Stück Xperten 2.3: Die Param@ils (sobald erschienen)
- ... Stück Xperten 3: Die Parakämpfer
- ... Stück Xperten 4: Das Paranetz (sobald erschienen)



Marcus und Maria schließen sich mit anderen Menschen, die wie sie »parabegabt« sind, zusammen. Das Team mit den übernatürlichen Fähigkeiten hat sich zu bewähren – immer auf der Flucht, immer knapp vor der Entdeckung, immer vor scheinbar unlösbare Aufgaben gestellt. Im »Para-Doppelgänger« des bekannten österreichischen Informatik-Professors Hermann Maurer wird authentisch geschildert, wie Para-Macht eingesetzt werden kann. Man fragt sich unwillkürlich: Ist dies alles nicht doch schon Realität?

Packende Science-Fiction, faszinierend und lustvoll – einfach nicht mehr aus der Hand zu legen! Tipp: Wenn Sie beginnen das Buch abends zu lesen, sollten Sie den nächsten Tag frei haben – in dieser Nacht haben Sie nämlich keine Zeit, um zu schlafen ...

Lydia Grünzweig, Baden

Spannende, manchmal gefährliche Handlung, rund um den Globus. Parabegabte können mehr als wir gewöhnliche Menschen, aber es ist doch wohltuend zu erfahren, dass auch diese Über-Begabten den irdischen Freuden nicht abhold sind – ganz wie wir. So können wir gute Freunde werden.

Mag. Peter Lechner, Wien

Es grenzt schon an ein Wunder, wenn zwei Menschen sich finden. Wenn diese zwei Menschen dann auch noch parapsychologische Fähigkeiten haben, wird's zur Fiktion. Zur Science-Fiction wird es dadurch, dass die beiden eine ganze Gruppe von »Paras« begründen. Der geistige Vater dieses sinnlich bis übersinnlichen Lesestoffes ist einer der renommiertesten Wissenschaftler Österreichs ...

Mag. Hansjörg Ransmayr, Bischofshofen



ISBN 3-902134-61-5 EUR 10,-